This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Mit der Büchse in fünf Weltteilen.

Mit der Büchse in fünf Weltteilen.

Von

Paul Niedieck.

Mit 32 Vollbildern und 174 Textabbildungen
nach Originalaufnahmen.

Berlin.
Verlagsbuchhandlung Paul Parey.
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstraße 10.
1905.

309076

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort.

„Wie schießt man einen Löwen?“ fragt mich dieser, und „ist das nicht gefährlich?“ ein andrer; um diese und viele andere Fragen zu beantworten, trete ich mit meinen Reise- und Jagderlebnissen der letzten sieben Jahre an die Öffentlichkeit. Dabei habe ich nicht im Sinne, eine kunstvolle Ausarbeitung meines umfangreichen Materials zu bieten; diese Blätter sind vielmehr einfach bedruckt mit meinen Aufzeichnungen, so wie sie im Zelt mit Bleistift niedergeschrieben worden sind, und machen keinen Anspruch darauf, zoologisch oder gar wissenschaftlich etwas Neues zu bringen.

Es ist nicht meine Absicht, im folgenden zu schildern, wie man die verschiedenen Repräsentanten der asiatischen, amerikanischen, afrikanischen und australischen Fauna erlegen muß, sondern nur, wie man sie erlegen kann, und zwar in freier Wildbahn und mit der einzigen weidgerechten Waffe, der Büchse. In Fällen, wo meine eigenen Erfahrungen nicht ausgereicht hätten, um ein richtiges Bild zu geben, habe ich das Urteil kompetenter Jäger zu Hilfe genommen, um hierdurch den Fehler zu vermeiden, zu dem sich mancher Jäger hinreißen läßt, nämlich einen Fall, der ihm zugestoßen ist, als Regel zu stempeln, während es in Wirklichkeit ein Ausnahmefall war.

Obgleich der Herr recht hat — und er war urteilsfähig auf diesem Gebiete —, der mir sagte: „Wenn Sie exotische Jagderlebnisse schildern und glaubwürdig erscheinen wollen, dann müssen Sie lügen,“ so habe ich doch darauf verzichtet und selbst auf die Gefahr hin, hier und da mit Kopfschütteln gelesen zu werden, nur Fakta aufgeführt. Das schließt deshalb nicht aus, daß ein andrer genau die entgegengesetzten

Erfahrungen mit den verſchiedenen Tieren gemacht hat wie ich. Feſte Theorien laſſen ſich über das Weſen der Tiere und die beſte Art, ſie zu jagen, nicht aufſtellen; denn beſondere Umſtände, die ſich der Beobachtung des Menſchen entziehen, laſſen Tiere derſelben Art unter anſcheinend denſelben Bedingungen grundverſchieden handeln.

Wenn meine Beſchreibungen den einen oder andern deutſchen Weidmann dazu veranlaſſen ſollten, meine Fährte aufzunehmen und Beſſeres zu leiſten, dann wäre der zweite Zweck der Veröffentlichung dieſes Buches erfüllt, und ich gebe mich dieſer Hoffnung hin; denn verglichen mit unſern Nachbarn, den Engländern, haben wir erſt wenig in dem unendlich großen Jagdrevier, das außerhalb unſres Vaterlandes liegt, geleiſtet.

Jetzt bitte ich den verehrten Leſer oder die verehrte Leſerin, ſich vertrauensvoll mit mir auf die Reiſe zu begeben; ſie iſt zwar etwas weit, aber Sie werden ſehen, mit Geduld und Ausdauer werden wir zum Ziele gelangen.

Lobberich, im Frühling 1905.

Paul Niedieck.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel	1—18
Der Start S. 1. — Auf Jagd in den Adirondacks S. 2. — Nach Japan S. 8.	
Zweites Kapitel	19—30
In Japan S. 19. — Besteigung des Fujijama S. 24. — Fasanenjagd S. 26.	
Drittes Kapitel	31—52
Auf Jagd in China S. 31. — Peking S. 36.	
Viertes Kapitel	53—83
Nach Manila S. 53. — Jagd auf Ceylon S. 57.	
Fünftes Kapitel	84—102
Indien S. 84.	
Sechstes Kapitel	103—118
In Australien und Neuseeland S. 103. — Känguruhjagd in den Blauen Bergen S. 111. — Nach Südafrika S. 114.	
Siebentes Kapitel	119—134
Südafrika S. 119.	
Achtes Kapitel	135—184
Auf Jagd in Portugiesisch-Ostafrika S. 135. — Von Beira nach Aden S. 181.	
Neuntes Kapitel	185—226
Auf Tigerjagd in Indien S. 185. — Zweite Jagd auf Ceylon S. 213.	
Zehntes Kapitel	227—250
Jagd in Neufundland S. 227. — Auf Elchjagd S. 238.	
Elftes Kapitel	251—282
Auf Jagd in den Rocky Mountains S. 251.	
Zwölftes Kapitel	283—333
Vom Sudan nach Alaska S. 283.	
Dreizehntes Kapitel	334—359
Jagd auf Rhinozerosse und Löwen S. 334.	
Vierzehntes Kapitel	360—377
Elchjagd in Alaska S. 360.	
Fünfzehntes Kapitel	378—422
Auf Bärenjagd in Nordamerika S. 378.	
Sechzehntes Kapitel	423—427
Wildschutz S. 423. — Die Büchse S. 425.	

Verzeichnis der Vollbilder.

	Nach Seite
Station Glacier House	8
Rast auf der Höhe des Fujijama	24
Damhirsch (Dama dama *L.*)	104
Kapstadt, von Westen aus gesehen	128
Das Flußpferd wird ans Land gezogen	168
Neufundland-Renntier (Rangifer terrae novae *Bangs.*)	232
Portage in Kanada	240
Kanadischer Elch (Alce americanus *Jard.*)	246
21 ° R. unter Null	256
Östlicher Wapiti. Ungerader 18 Ender	260
Geweih des östlichen Wapiti (Cervus canadensis *Erxl.*). Ungerader 18 Ender.	262
Geweih des westlichen Wapiti (Cervus occidentalis *H. Smith*)	278
Auf gefährlichen Pfaden in Wyoming	280
Windstille auf dem Nil	288
Bei der Siesta überrascht	310
Abessynischer Büffel (Bubalus aequinoctialis *Blyth*)	314
Pferdeantilope. Weltrekord	322
Pferdeantilope (Hippotragus bakeri *Heugl.*)	324
Schauplatz des Elefantenüberfalls	328
Flußpferd (Hippopotamus aff. abyssinicus *Less.*)	330
Meine Strecke im Sudan	332
Rhinozerosbulle	344
Eine mit Dornen vor den Löwen geschützte Behausung der Suahelis	346
Mein Lager am Athi-Fluß	350
Mein erster Löwe	352
Indianer in ihrem Boot am Cooks Inlet	360
Alaska-Elch (Alce gigas *Miller*)	368
Mein erster Elchschaufler	374
Eine gesunde Beschäftigung	384
Mein bestes Renntier	404
Mein erster schwarzer Bär	412
Mein erster Grisly	414

Erſtes Kapitel.

Der Start. – Auf Jagd in den Adirondacks. – Nach Japan.

Am 15. Juli 1898 fuhr ich von Southampton nach New York mit der Abſicht, eine Reiſe um die Welt zu machen, und zwar um auf dieſer zu verſuchen, in verſchiedenen Ländern die Jagd auszuüben.

Die einzige Information über Jagden in außereuropäiſchen Revieren hatte mir ein Herr in Kairo gegeben, der mir erzählte, daß er vor vielen Jahren auf der Inſel Ceylon Elefanten gejagt habe, daß es deren noch viele gebe und, ſoviel ihm bekannt, die Jagd auf dieſes Wild dort noch erlaubt, während das Töten von Elefanten in Indien ganz verboten ſei. Er hatte mir geraten, mich zur Jagd auf Elefanten eines Kaliber 10-Paradox-Gewehres von Holland & Holland in London zu bedienen, und ich führe ein ſolches außer einem Kruppſchen Drilling und einer 11 mm-Doppelbüchſe, alle ſchwarzes Pulver ſchießend, mit.

Die Läufe des Kaliber 10-Paradox-Gewehres, welches 12½ Pfund wiegt, ſind glatt wie die einer Schrotflinte bis auf 10 cm vom Ende der Läufe, die ſtark gezogen ſind. Das Gewehr hat den Vorteil, durch dieſe Bauart bedeutend leichter zu ſein wie die Büchſen, die ganz gezogen ſind. Ein großer Nachteil dagegen iſt, daß nur ſchwarzes Pulver zur Verwendung gelangen kann, da die Läufe dem rauchloſen nicht genügend Widerſtand entgegenzuſetzen imſtande ſind. Die Pulverladung der Patronen beträgt 14,126 g, iſt alſo 2⅘ mal ſo ſtark wie die einer gewöhnlichen Schrotpatrone Kaliber 12. Die Kugel beſteht entweder aus Blei, in das eine Stahlſpitze eingelaſſen, oder auch ganz

aus Blei und wiegt 60 g. Das Paradox-Gewehr ist auf 50 Schritt eingeschossen und schießt auf diese Distanz Fleck, wovon ich mich auf dem Schießstand in London überzeugte; dort brachte ein Angestellter von Holland & Holland vier Kugeln auf ein Ziel von vier Quadratzoll.

Als ich den ersten Schuß auf die Scheibe abgab, stieg mein Hut mehrere Fuß hoch in die Luft, und ich verließ den Platz mit einer dicken Lippe. Man muß die schwere Büchse buchstäblich umklammern, um den Stoß, der ja durch die schwere Charge erklärlich ist, zu parieren. Die zahlreichen vorzüglichen Gutachten bekannter Sportsleute über dieses Gewehr lassen mich das Beste erwarten, und es wird sich mir hoffentlich Gelegenheit bieten, diese Gutachten bestätigen zu können.

Es gibt wohl kaum eine andere Stadt in der Welt, die einen so großen Temperaturunterschied zwischen Winter und Sommer aufzuweisen hat wie New York. Dasselbe Thermometer auf der fünften Avenue, das bei meiner letzten Anwesenheit hier — es war im Februar 1896 — eines Morgens — 14° R. registrierte, zeigte gestern + 28° R. im Schatten, so daß mir der Gedanke kam, es sei ein Glück, daß der Optiker das Thermometer genügend lang gebaut habe. Rechnet man zu diesem hohen Wärmegrad den großen Prozentsatz von Feuchtigkeit in der Luft hinzu, so ergibt sich daraus eine ganz unausstehliche Hitze, die man in New York um so mehr empfindet, als die Leute hier noch nicht zur Einsicht gekommen sind und Tropenkleider tragen. Zum Glück fanden sich Freund C. und G. bereit, dieser „heißen Welle", wie es die Yankees nennen, für einige Zeit aus dem Wege zu gehen, und wir beschlossen eine zehntägige Tour in die Adirondacks zu machen.

Das Adirondack-Gebirge liegt nördlich von New York und erfreut sich einer guten Reputation für landschaftliche Schönheit, ergiebiges Fischen, und auch der Hirsch ist dort zu Hause. Es ist dies aber nicht unser Edelhirsch, auch nicht der Wapiti, sondern eine viel kleinere Art, der sogenannte Virginiahirsch, dessen Geweih, meist 8—10 Enden zählend, stark nach innen gebogen und ganz hell von Farbe ist.

Die Bahn brachte uns, nachdem wir die Nacht durchgefahren, morgens zeitig an unser Ziel Saranack, wo uns am Bahnhof eine mit vier Schimmeln bespannte vorsintflutlich ausschauende Coach erwartete, die den Reisenden nach halbstündiger Fahrt durch herrlichen Fichtenwald zu einem kleinen Hotel am Saranack-See brachte. Wir alle empfanden den scharfen Kontrast dieser frischen, würzigen Waldesluft gegen die feuchte Hitze der nordamerikanischen Metropole, die vornehme Ruhe des Waldes gegen den Lärm der Stadt aufs angenehmste und freuten uns, hier einige Tage verweilen zu können, zudem noch mit der Aussicht, auf einen Hirsch abzukommen. Vom Hotel aus bestiegen wir einen kleinen Dampfer, mit dem wir nach dreistündiger Fahrt das Saranack-Klubhaus erreichten, wo wir übernachteten.

Ein Blick auf die Karte des Staates New York, in dem wir uns befinden, zeigt, daß das Land hier mit unzähligen größeren und kleineren Seen buchstäblich besät ist; diese sind zum größten Teil miteinander verbunden, und daraus erklärt es sich, daß hier das beliebteste Transportmittel das Boot ist, zugleich auch das einzige, da es überhaupt gar keine Wege, ja nicht einmal Fußpfade durch die Wälder gibt.

Um 6 Uhr morgens waren drei gute und leichtgebaute Ruderboote bereit, mit je einem Führer bemannt und bepackt mit einem Zelt und den Kisten, die den trockenen und flüssigen Proviant repräsentierten, und wir fuhren nach unserm 27 km entfernten Ziele ab. Es war eine herrliche Fahrt an dem frischen Morgen auf dem großem See, der rings von dichten Fichtenwäldern umsäumt ist, in die das helle Laub der Birken und der Ahornbäume hier und da hübsche Abwechslung bringt. Allenthalben ragen hoch über den Wald empor, wie riesige Telegraphenstangen, abgestorbene Fichtenstämme, die letzten Überreste des Waldes, der vor vielen Jahren dort stand und abgebrannt ist wie so viele Wälder in Nordamerika. Die Ufer der Seen sind bedeckt mit gefallenen Fichten, die wild durcheinanderliegen, teils ganz abgestorben, teils verraten noch einige grüne Zweige den ehemaligen Glanz. Es ist eine imposante Landschaft; lieblich kann man sie nicht nennen, sie ist wildromantisch.

Jetzt haben wir den See durchrudert und fahren in enge Kanäle ein, die, mit Schilf und andern Arten von Wasserpflanzen bewachsen,

ganz an die Seen des Niederrheines erinnern. Hier und da steigen Enten, durch das Ruder aufgescheucht, aus dem Schilf auf; ein Schuß ist aber leider nicht anzubringen, da der rudernde Führer gerade vor mir sitzt. Um 3 Uhr nachmittags langen wir an dem Punkte an, wo das Lager aufgeschlagen werden soll, eine Halbinsel, die einen Überblick über den sich nach rechts und links weit ausdehnenden See bietet.

Der Rest des Nachmittags wird dazu verwendet, das Zelt aufzuschlagen, und ein jeder ist bemüht, seine Ruhestätte so bequem wie möglich herzurichten. Auf einem zwei Fuß über der Erde errichteten Holzverschlag wird von Fichtenzweigen eine Art Matratze hergestellt, diese mit einer Decke bedeckt, und das Bett, wenn man's so nennen darf, ist fertig. Von Schlaf ist die erste Nacht nicht viel die Rede, denn der Tausch zwischen dem weichen Federbett und der Fichtenmatratze ist zu schroff, und wachend verspricht man sich, am nächsten Tage sich durch Anstrengung zu ermüden, so daß die Natur ihr Recht im Schlafe fordern wird.

Der Morgen wird mit sehr ergiebigem Fischen zugebracht, bis wir um 4 Uhr nachmittags aufbrechen, um auf den Anstand zu fahren. Der Hirsch hat die Gewohnheit, in der Abenddämmerung aus den Wäldern herauszutreten, um sich durch ein Bad in den Seen der Plage der Deer Flies, einer Art Hornisse, zu entziehen. Leider sollte er dessen heute nicht bedürfen, denn wir waren kaum an unsern Ständen angelangt, als ein einstündiger Platzregen jede Chance, einen Hirsch zu Gesicht zu bekommen, vereitelte. Bis auf die Haut durchnäßt langten wir gegen 9 Uhr wieder in unserm Lager an und mußten hier die unangenehme Entdeckung machen, daß das Zelt dem starken Regen nicht standgehalten hatte und unsere Betten ganz durchnäßt waren. Da war nichts zu machen, man mußte das mit in den Kauf nehmen.

Leider hatte sich die Temperatur durch den starken Regen so abgekühlt, daß unsere Chancen, einen Hirsch beim Baden im See zu überraschen, sehr gering wurden. So war es denn auch; wir mußten uns damit begnügen, unzählige Hirschfährten am Ufer zu konstatieren, bis endlich am vierten Tage, als ich mich allein auf dem Wege nach einem weiter im Lande gelegenen Binnensee befand, mein Führer von unserm Boote aus einen Hirsch am Waldesrande äsen sah.

Ich nahm nun in der Spitze des Bootes Platz, während mein Führer im Ende desselben vermittelst eines Kanoeruders auf das Wild zusteuerte. Als wir auf 200 Schritte heran waren, sah ich, daß es ein Alttier war, das ich in Ermanglung eines Geweihten seines Wildbrets wegen nicht zu verschmähen gedachte. Der Wind blies ziemlich kräftig an dem Tage, so daß der Hirsch durch das Geräusch des Plätscherns der Wellen am Bug des Bootes uns bald eräugte und sicherte. Nun hieß es nicht mehr lange zaudern; denn ein Sprung, und das Tier war im Walde verschwunden. Die Chancen, eine Kugel auf den Hirsch zu bringen, waren sehr gering, denn das Boot tanzte unaufhörlich auf den kleinen und kurzen Wellen. Auf ca. 180 Schritt herangelangt, ließ ich fahren und sah, wie die Kugel zwischen den Läufen des Tieres, das bis an die Knie im See stand, ins Wasser schlug.

Das Jagen auf Hirsche in dieser Gegend ist äußerst schwierig, da man nur vom Boot aus schießen kann, indem die Wälder durch das dichte Unterholz und die vielen gefallenen Bäume vollkommen unpassierbar sind. Wir fuhren nun weiter unserm Ziele Led Pond zu, an dem die Hirsche besonders gern austreten sollen.

Dieser See steht nicht in Verbindung mit den andern; der Führer muß vielmehr das Boot 2 km weit auf den Schultern tragen durch einen tückischen Sumpf und über verschiedene Bäche, über die gefallene Bäume eine glitscherige Brücke bilden. Die Passage ist nur bei Tage möglich, und der Jäger, welcher nach Led Pond geht, muß dort die Nacht unter einem Baume zubringen, ein nicht gerade angenehmes Vergnügen, wie ich erfahren sollte. Vier Stunden paddelte mich mein Führer an den Ufern des landschaftlich besonders schönen Sees entlang, aber leider ohne Erfolg. Ich versprach mir ein besseres Resultat für die Nacht, wo ich den sogenannten „Jack" in Betrieb setzen wollte.

Der Jack ist ein elektrischer Apparat, welcher aus zwei Teilen besteht. Der eine, ein kleiner Holzkasten, in dessen Mitte ein Glühlicht en miniature mit dahinterliegendem Reflektor angebracht ist, wird am Hutrande des Schützen, also vor der Stirn befestigt, während der andere Teil, eine kleine elektrische Batterie, um die Hüften geschnallt wird. Beide Teile sind durch einen Leitungsdraht verbunden. Die Batterie ist leicht regulierbar; man kann den Strom durch Drehen

des kleinen Kastens verbinden und lösen, was bei einiger Übung durch eine Bewegung des Körpers erreicht werden kann.

Die Idee dieses elektrischen Apparates ist folgende: Man setzt sich mit demselben in den vorderen Teil des Kanoes und läßt sich möglichst geräuschlos am Ufer des Sees entlang paddeln. Im Dunkel der Nacht wird der Hirsch des starken Lichtes leicht ansichtig und bleibt erstaunt stehen, wobei sich dem Schützen Gelegenheit bietet, eine Kugel aus der gut beleuchteten Büchse anzubringen. Die Hauptbedingung dabei ist eine finstere Nacht, damit das Wild das Boot und die Insassen nicht eräugt und vertraut in das Licht blickt. Man hat mit diesem Apparat vorzügliche Resultate erzielt, was schon daraus hervorgeht, daß seine Anwendung gesetzlich verboten ist. An dieses Gesetz stößt sich aber niemand hier, ebensowenig wie an das der Schonzeit des Wildes. Diese Zeit dauert hier für Hirsche bis 15. August. Von den Führern wird man indes versichert, daß Ende Juni die beste Zeit ist zum Erlegen des Wildes. Es gibt staatlich angestellte Förster allenthalben, diese drücken aber ein Auge zu, und außerdem ist das Land so groß, wild und unbewohnt, daß eine Aufsicht fast unmöglich ist. Das Jagen mit Hunden, ja selbst das Mitführen derselben ist verboten und wird streng bestraft aus dem Grunde, weil in früheren Zeiten die Holzhauer und Wilderer die Hirsche durch Hunde in die Seen trieben und dort totschlugen. In einigen Distrikten der Vereinigten Staaten werden die Jagdgesetze sehr streng gehandhabt, so z. B. im Yellowstone-Park im Staate Wyoming, wo auf das Töten von Wild außer Geldstrafen Gefängnis steht.

Doch nun zurück nach Eed Pond!

Leider sollte ich an diesem Abend den aparten Sport mit dem Jack nicht ausüben können. Nach der Birschfahrt war ich an Land gegangen und hatte in einer kleinen, aus Rinde gebauten Hütte das ziemlich karge Abendbrot eingenommen, um das tiefe Dunkel der Nacht abzuwarten. Der Führer hatte ein riesiges Holzfeuer angezündet, dessen heller Schein uns das starke Wetterleuchten wohl nicht hatte sehen lassen, denn plötzlich brach ein furchtbares Gewitter los: ein herrliches Schauspiel im tiefen Fichtenwald. Es blitzte in allen vier Himmelsgegenden; der Donner krachte, und zum Schluß ging ein Wolkenbruch nieder, der das Feuer bald erlöschen ließ. Die armselige Rindenhütte konnte den großen Tropfen nicht stand-

halten, und bald waren Regenmantel und Decken durchnäßt. Dies dauerte eine Stunde so fort, und dann dämpfte sich der starke Regen zu einem richtigen Landregen, der die ganze Nacht nicht aufhörte bis zum Morgengrauen. Das Jagen mit dem Licht kam so außer Frage. Um 4 Uhr morgens hörte der Regen auf, und ich bestieg wiederum das Boot.

Das Erwachen des Tages und die würzige Waldluft waren herrlich. Das war aber auch das einzige; um 7 Uhr brachen wir auf, um den Heimweg anzutreten, ohne ein Stück Wild gesehen zu haben. Um 11 Uhr langten wir wieder in unserm Zelte an, wo ich meine Freunde traf, denen Diana ebensowenig wie mir hold gewesen.

Die nächsten Tage blieb die Temperatur stets niedrig, die Nächte waren vom Mond hell erleuchtet, und so fuhren wir denn ohne jagdliches Resultat denselben Weg, den wir gekommen, zurück zum Klub, nicht ohne vorher noch einen interessanten Zwischenfall, der leicht tragisch hätte auslaufen können, zu erleben.

Wir waren wieder in den großen Saranack-See eingefahren, als die Wolken, die wir schon seit einiger Zeit beobachtet hatten, sich plötzlich enger zusammenschoben und dräuend über den Bergen emporstiegen. Unzweifelhaft bedeutete dies ein schweres Gewitter; wir hofften aber das jenseitige Ufer noch rechtzeitig erreichen zu können. Dem sollte jedoch nicht so sein. Mit der Geschwindigkeit, mit der die berüchtigten Winde in der Schweiz auftreten und manchem ahnungslosen Vergnügungsgondler Tod und Verderben in den Fluten bereiten, trat auch hier der Gewittersturm auf. Dem ersten heftigen Windstoß, der den großen See sogleich in Aufruhr brachte, folgte bald ein zweiter, und binnen wenigen Minuten war der See weiß vom Schaum der überschlagenden Wellen.

Wir hatten den Wind von der rechten Seite und befanden uns in einer äußerst kritischen Lage, da alle Boote, mit Gepäck schwer beladen, nur wenige Zoll über Wasser waren, und unzweifelhaft die starken Wellen bald das Boot mit Wasser füllen und zum Sinken bringen würden. Die Führer boten alle ihre Kräfte im Rudern auf; zwei steuerten einer naheliegenden kleinen Insel zu, während der dritte mit dem Winde das Ufer zu erreichen suchte.

Der Sturm nahm jede Minute zu und drohte, uns an der Insel vorbeizutreiben auf einen der vielen aus dem Wasser ragenden Felsen.

Das Glück begünſtigte uns aber, und bald ſtießen wir an der Inſel an. Beim Herausſpringen aus dem Boot kam mein Führer zu Fall, und ſogleich faßte der Wind das kleine Fahrzeug und trieb es wieder in den See. Ohne Ruder und eingeengt zwiſchen Gepäckſtücken hätte ich mich in einer troſtloſen Lage befunden, hätte der Führer nicht das Boot durch einen Sprung in den See wieder zu faſſen bekommen. Ich drehte mich nun nach dem andern Boote um und bemerkte, daß dasſelbe bis auf wenige Zoll nahe daran war, an einem Felſen zu zerſchellen. Wenige Minuten ſpäter hatte aber auch dieſes die Schutz bietende Inſel erreicht, und erleichtert konnten wir aufatmen, als wir auch unſern dritten Freund ſich ſicher dem Ufer nähern ſahen. In einer Hütte fanden wir Schutz vor dem nun in Strömen niedergehenden Regen und konnten uns weidlich bei einem Scotch Whisky und einer Zigarre an dem ſchauerlich ſchönen Schauſpiele eines Gewitters mit Sturm im Gebirge erfreuen.

Am nächſten Tage traten wir die Rückreiſe nach New York an, trotz des Mangels an Trophäen von unſrer Tour befriedigt und begeiſtert von den Naturſchönheiten der Adirondacks.

Am Abend des 16. Auguſt trat ich von New York aus die Reiſe nach Jokohama an. Ich hatte angenehme Geſellſchaft und entſchloß mich, weitere Reiſen in Amerika aufzugeben, aus dem Grunde, weil ich ſonſt zu ſpät in der Jahreszeit nach Indien gekommen wäre.

Die Ausſicht, die ſechs Tage und ſechs Nächte dauernde Reiſe von New York nach Vancouver ohne Unterbrechung zurücklegen zu müſſen, war keine angenehme, zumal für jemanden, der gewohnt iſt, mit den primitiven Eiſenbahnverhältniſſen Europas zu rechnen. Obgleich ich bereits die unſtreitbar großen Vorzüge der amerikaniſchen Eiſenbahnen vor allen andern kannte, hätte ich nicht geglaubt, daß die lange Reiſe ſo angenehm und wenig ermüdend verlaufen würde.

Die erſte Nacht fährt man bis Montreal, eine der größten Städte Kanadas, um hier einen Salonwagen der Canadian Pacific Railway Company zu beſteigen, der den Reiſenden in fünf Tagen nach Vancouver, dem bedeutendſten Hafen Kanadas am Stillen Ozean, bringt.

Station Glacier House.

Trotzdem wir erſt am Morgen der Abfahrt unſere Billette genommen hatten, fanden wir ein state room zur Verfügung, d. h. ein kleines Coupé, das bei Tage genügend Raum zum Kartenſpiel und Domino bietet und zur Nacht in ein Schlafgemach mit ganz vorzüglichen Betten hergerichtet wird.

Das bequeme Fahren auf den amerikaniſchen Bahnen iſt hauptſächlich auf das zum Bau verwandte Material zurückzuführen. Die Wagen, mit ſechs Achſen verſehen, ſind ſehr lang und ſchwer, und

Salonwagen der Canadian Pacific Railway Company.

wer das Glück hat, ein Coupé in der Mitte deſſelben zu erwiſchen, ſpürt in der Tat auch bei großer Geſchwindigkeit wenig Bewegung. Die aus ſchwerem Material gebauten Schienen liegen auf mächtigen Holzſchwellen, die nie mehr als einen Fuß Abſtand voneinander haben und an gefährlichen Stellen, wie Weichen und Kurven, eng aneinanderliegen. Von dem in Europa ſo beliebten Sparſamkeitsſyſtem auf Koſten der Reiſenden iſt hier nirgends etwas zu merken. Von Pfeifen und Schreien wie: „Fertig“ und „Abfahren“ iſt nichts zu hören; man denke ſich, man müßte eine ſolche Prozedur 357 mal —

so viel Stationen sind es von Montreal nach Vancouver — über sich ergehen lassen! Wenn der Zug sich des Zweckes seines Aufenthaltes auf der Station entledigt hat, fährt er ebenso ruhig wie er gekommen wieder ab, und der Fahrgast, welcher sich zu lange im Stationsgebäude aufhielt und auf den letzten Wagen springen muß, hat nicht zu befürchten, auf der nächsten Station von bewaffneter Macht zum Zahlen eines Strafbefehls gezwungen oder gar von der Weiterfahrt ausgeschlossen zu werden.

Den ersten Tag fährt die Bahn ununterbrochen an den äußerst zahlreichen kanadischen Seen vorbei, die alle wie die des Adirondack-Gebirges von schönem Wald umgeben sind. Überall, wo man auch hinsehen mag, ragen auch hier die hohen, halbverkohlten Stämme des alten Waldes über dem grünen empor.

Am Morgen des zweiten Tages sah ich eine sehr interessante, etwa 1 km lange Brücke, die, über den Arm eines Sees gebaut, auf dem Wasser schwamm. Die Konstruktion ist ausschließlich aus Holz, welches nach Art eines Flosses aneinandergefügt ist. An beiden Ufern bildet die Brücke eine kleine schiefe Ebene, je nachdem der See hoch oder niedrig ist, aufwärts oder abwärts. Die Kosten des Unterbaues fallen so ganz fort, und die Brücke leistet dieselben Dienste.

Am dritten Tage verließ man die Seen und den Wald, um nun in 48 Stunden die große nordamerikanische Tiefebene, die sich von Norden nach Süden durch ganz Nordamerika bis nach Mexiko hinzieht, zu durchqueren. Hier in den Steppen sieht man von der Bahn aus dann und wann noch ein Bild des ursprünglichen Indianerlebens. Unter einem kleinen Zelt haust hier der Eingeborene des Landes mit seiner Familie, und weit im Umkreise sieht man Pferde, Kühe und Schweine grasen, den Viehbestand, der das Vermögen des Indianers repräsentiert. Letzterer ist durch und durch Grand-Seigneur; Arbeit kennt er nicht, er ist vielmehr nur Sportsman und lebt von seiner Beute auf Jagd und beim Fischen. Von dem früher Millionen zählenden Volksstamm sind heute nur noch einige Tausend vorhanden, und die Zeit liegt nicht fern, wo der letzte seines Stammes das Zeitliche segnen wird. Der Weiße hat dem Indianer in Amerika die Existenz untergraben; letzterer siecht dahin, nicht am wenigsten durch den übermäßigen Genuß von Alkohol, den sein System nicht vertragen kann und der Mann und Weib dem sicheren Untergange entgegenführt.

Wenn man am Morgen des vierten Tages zum Fenſter hinausſchaut, konſtatiert man mit Vergnügen, daß die Bahn die öde Steppe verlaſſen hat und wieder im Gebirge dahinfährt. Wir befinden uns in den Rocky Mountains, und zwar auf der kanadiſchen Seite, von denen man ſtets Wunder von Naturſchönheiten erzählen hört. Die Bahn folgt einem reißenden Bache, deſſen weißbläuliche Farbe uns gleich verrät, daß er ſein Waſſer von einem Gletſcher bezieht, und bald liegen denn auch gigantiſche, ſchneebedeckte Berge vor den

Szenerie auf der Canadian Pacific-Eiſenbahn.

Augen des Reiſenden. Der hintere Teil unſres Wagens bietet, da die Wände ganz aus Glas hergeſtellt ſind, einen vorzüglichen Ausblick, und da man den Wagen ſtets als letzten anhängt, hat man von der Plattform einen wunderbaren Rückblick auf Täler und Berge.

Um 2 Uhr langt man in Glacier Houſe an, wo der Zug 30 Minuten Halt macht zum Frühſtücken und zugleich um den Reiſenden einen Blick auf den Greatglacier zu geſtatten, den größten und ſchönſten Gletſcher, der von der Bahn aus ſichtbar iſt. Zur Rechten erhebt ſich der Sir Donald, ein nackter Fels in der regelmäßigen Form

einer Pyramide, auf dem der Schnee sich im Sommer nicht halten kann und der so mit seinem gelben Gestein eine eigenartige Abwechslung in das helle Weiß des Gletschers und das dunkle Grün der Wälder bringt.

Nachdem man Glacier House verlassen, folgt die Bahn meistens dem Donaldfluß und dem Fraser, in denen man selbst vom schnellfahrenden Zuge Tausende von Lachsen erblickt, die um diese Jahreszeit flußaufwärts schwimmen, um zu laichen. Zwei Tage und zwei Nächte schlängelt sich die Bahn durch diese rauhen Berge, dem Reisenden eine unendliche Fülle von Naturschönheiten bietend. Endlich läuft der Zug auf die Minute pünktlich in Vancouver ein, und ich verließ mit einem vorzüglichen Eindruck von der Reise den Wagen.

In Vancouver schliefen wir eine Nacht in einem feststehenden Bett, um am nächsten Morgen die 14tägige Reise nach Jokohama anzutreten. Der Dampfer „Empress of Japan", der Canadian Pacific Railway Company gehörig, machte einen sehr guten Eindruck; er steht allerdings an Geschwindigkeit denen auf dem Atlantischen Ozean und, helas, auch in der Verpflegung, die sich mit einem ästhetischen Ausdruck nicht charakterisieren läßt, nach. Doch daran muß man sich gewöhnen. Zu sehen gibt's natürlich auf dieser Reise nichts. Ein einziges Segelboot ist uns nur in den zwei Wochen begegnet.

Die Reisegesellschaft bestand zu zwei Dritteln aus englischen und amerikanischen Missionaren protestantischer Konfession, eine Gesellschaft, die im fernen Osten ganz unvermeidlich ist; man kann sie eine Landplage nennen. In Amerika ganz besonders hat man es im Bekehrungswahnsinn bis zur Perfektion gebracht. Von seinem Institut gut bezahlt, macht sich der Missionar, nachdem er vorher eine Missionarin geheiratet hat, welche ebenfalls ein gutes Gehalt bezieht, auf die Reise. Für jedes aus der Ehe entsprießende Kind erhält das biedere Ehepaar von dem Missionsinstitut eine ansehnliche Gratifikation, ein Umstand, der natürlich überreichlichen Kindersegen zur Folge hat, und so ist denn das Missionarsein gar kein schlechtes Geschäft. Schon äußerlich sind diese Gottesboten sofort kenntlich. Der Mann am langen, schwarzen, weißschimmernden Gehrock; die Frau an ihrer abschreckenden Gesichts- und Körperbildung und die Kinder endlich an ihrer Ungezogenheit, welch letztere nicht zu ver-

Vancouver.

wundern ist, da die Eltern sich ihrem Berufe gemäß mehr mit den Heiden als mit den eigenen Sprößlingen beschäftigen.

Auf dem Dampfer und auf der Bahn nehmen die Herren und Damen Missionare die besten Plätze I. Klasse ein und erhalten darauf 50 % Rabatt. Diese letztere Ausschreitung kann ich mir nur dadurch erklären, daß sich die betreffenden Direktoren der Schiffs- und Bahngesellschaften durch Bewilligung von Vergünstigungen an die Gottesboten am jüngsten Tage einen besseren Platz im Himmel versprechen. Am Verzehr dieser Leute können sich die Aktionäre der Kompanien auch nicht erholen; denn geistige Getränke gehören zu den sieben Todsünden; ich habe aber beobachtet, daß diese Diener Gottes den augenscheinlich auch von ihnen gewürdigten kleinen alkoholischen Kitzel im Hals durch den Genuß von viel Gewürz und Essig zu ersetzen suchen.

Welches ist nun die Tätigkeit dieser Missionare? Sie ziehen hinaus in die Welt (I. Klasse mit 50 % Rabatt), um mit Einsetzung ihres eigenen Lebens das Wort Gottes zu predigen denen, die da noch in des Glaubens Dunkelheit sich befinden. Mit dem Einsetzen des eigenen Lebens ist es so schlimm nicht. Das tut mehr oder weniger ein jeder, der seinen Beruf ausübt, und zudem stehen sie unter dem Schutze des Staates, dessen Untertanen sie sind. Japan ist überfüllt mit Missionaren. Was wollen sie da? Der Japaner ist Buddhist, hat zugleich die Lehren des Konfuzius aufgenommen und ist ziemlich ungläubig; denn er betet sehr selten und nur dann, wenn es ihm oder seiner Familie schlecht geht.

Der Japaner steht auf einer vollkommen hinreichend hohen Bildungsstufe, so daß der Missionar hier nur Unheil und Unruhe stiften kann, während bei ihm zu Hause sich für ihn ein weit größeres Feld der Tätigkeit zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit bietet; denn es gibt Tausende und Abertausende von Amerikanern und Engländern, die weit reformbedürftiger sind als die Völker des fernen Ostens.

Nur *einer* hat manchmal großen Vorteil vom Missionar, das ist der Staat, der ihn beschützt. Der Missionar dringt ein in ein fremdes Land, attackiert die Bewohner mit seiner Religion (ob sie die bessere, hat noch niemand bewiesen), er wirft die alten Traditionen, an denen das Volk seit Jahrtausenden gehangen, um mit rauher

hand, bis er von den mit Recht ergrimmten Einwohnern ermordet wird, das einzige Mittel für die Überfallenen, ihn los zu werden. Nun ist die Entrüstung daheim eine große; man zieht aus mit bewaffneter Heeresmacht, um den Missionar zu rächen. Das Land wird besetzt, und der Einwohner, der sein Heiligstes, seine Religion und seine Traditionen verteidigt hat, wird unterjocht; er muß sich dem Recht des Stärkeren fügen. Einmal da, geht der fremde Eindringling nicht mehr fort, und das Ganze nennt man dann eine „neue Kolonie".

Jede Kolonisation ist vom Standpunkte des sonst von uns mit so großem Kultus gepflogenen Rechts unmoralisch; ganz besonders aber ist dies der Fall, wenn ein Staat eines Missionars wegen sich am fremden Eigentum vergreift. Aber so muß es gemacht werden! Das beweist uns der Engländer, der es weiß Gott zu was gebracht hat. — Ich mußte mein Herz von dem Missionsthema erleichtern, doch nun weiter durch den rauhen, stillen Ozean!

Die ersten Tage der Reise sind angenehm warm, dann wird's rapid kälter, bis man, südlich vom Behringsmeer angelangt, seinen Pelz hervorholen muß und der Aufenthalt auf Deck unmöglich wird. Die Kälte rührt lediglich von den Strömungen des Behringsmeeres her; denn was den Breitengrad angeht, nimmt das Schiff keinen höheren Kurs wie den Grad, auf dem Berlin liegt.

Vier Tage später schon ist die Hitze unausstehlich; am vorletzten Tage der Reise waren nachts um 12 Uhr 24 ° R. in meiner Kabine und dabei alle Luken der hohen See wegen geschlossen.

Von den vierzehn Tagen war nur ein Tag wirklich schön; an den übrigen herrschte stets Nebel und hohe See vor, so daß das Meer hier im hohen Norden seinen Namen „Stiller Ozean" durchaus nicht rechtfertigt.

Am vierzehnten Tage, nachdem wir Vancouver verlassen, lief das Schiff mittags um 4 Uhr in den Hafen von Jokohama ein. Erwähnt sei noch ein origineller Zwischenfall, der sich auf der Reise ereignete.

Wir hatten Vancouver seit drei oder vier Tagen verlassen, als eines Morgens der vierte Offizier des Schiffes mit zerrissenem Rock und Hemd aufs Deck stürmte und nach einem Passagier fragte, der beides, Englisch und Deutsch, spräche. Ich meldete mich hierauf und wurde gebeten, mich nach unten zu begeben; ich sollte bei einer Differenz, die zwischen dem Kapitän des Schiffes und einem chinesischen

Gesandten entstanden war, der acht Jahre in Europa gewesen und sich auf der Heimreise befand, Dolmetscher spielen. Unten angelangt, befand ich mich in Gegenwart des alten Gesandten, seiner Frau, deren Bruder, einem Gesandtschaftsattaché, alles Chinesen, und des Kapitäns. Letzterer teilte mir nun den Vorfall, der sich kurz zuvor zugetragen, mit.

Auf jedem großen Dampfer ist es den Passagieren gestattet, an einem bestimmten Tage unter Aufsicht des vierten Offiziers in den Bagageraum, wo die großen Koffer untergebracht sind, zu gehen, um aus denselben Effekten zu entnehmen. Dieses ist aber nur an bestimmten Tagen statthaft, und diese werden durch besonderen Anschlag bekannt gemacht. Der Schwager des Gesandten nun hatte an diesem Morgen den Bagageraum offen und den vierten Offizier in demselben beschäftigt gefunden und bestand darauf, obgleich es kein „Bagage-Day" war, zugelassen zu werden. Der Offizier verweigerte dieses, und es entstand ein Wortwechsel zwischen dem Chinaman, der vorzüglich Englisch sprach, und dem Leutnant, der damit endigte, daß der Chinese über letzteren herfiel und ihm Rock und Hemd zerriß. Seinen Instruktionen folgend setzte sich der Offizier nicht zur Wehr, rapportierte vielmehr den Vorfall dem Kapitän, und dieser verlangte nun, daß der Angreifer um Verzeihung bitten sollte. Die Verhandlungen hatten bereits einige Zeit gedauert, als ich zu der Gesellschaft stieß, denn sie waren alle erhitzt, und es wurden scharfe Redewendungen gebraucht. Der Kapitän bat mich nun, dem Gesandten mitzuteilen, daß er vom Angreifer Abbitte fordere, widrigenfalls er denselben bei Ankunft in Jokohama wegen Überfalls verhaften lassen würde. Nachdem ich diese Konditionen dem Attaché verdeutscht hatte und dieser dieselben seinem Chef in einer langen Rede ins Chinesische übertragen, erhoben die Himmelssöhne ein großes Geschnatter, bei dem der alte Gesandte in seiner Aufregung nicht bedachte, daß ich kein Wort von seiner unzweifelhaft wohlgesetzten Rede verstand. Am lebhaftesten beteiligte sich bei den Argumenten die kleine Frau, die auf ihren Stelzenfüßen vor mir auf und ab tanzte, indem sie mit ihren, mit mehreren Zoll langen Nägeln versehenen Händen vor meinem Gesicht gestikulierte. Sie sprach ein bis zur Unverständlichkeit mit China und Rußland gemischtes Deutsch, das ich geduldig anhörte; denn mir machte die ganze Sache großen Spaß.

Nach längerer Zeit gelang es mir, herauszufinden, daß die Gegenpartei behauptete, der Offizier habe zuerst geschlagen und der Chinese hätte nur aus Notwehr gehandelt, was wohl ganz ausgeschlossen war, da in diesem Falle von dem Chinesen nichts übriggeblieben wäre; ferner wollte der Gesandte dem Kapitän zu verstehen geben, daß er persönlich sich seines Schwagers angenommen und nur er verantwortlich sei, daß er aber unter den obwaltenden Umständen nicht um Verzeihung bitten könne, den Vorfall aber immerhin sehr bedauere. Die Sache war so lang, daß ich den Anfang schon vergessen, ehe das Ende erreicht war. Als nun auch der Angreifer in flüssigem Englisch seine Verteidigung selbst in die Hand nahm, geriet der Kapitän, ein ziemlich roher Patron, in solche Wut, daß er mit geballten Fäusten auf den kleinen Chinesen zuging, worauf dieser schleunigst das Weite suchte. Der Kapitän, der seine Ruhe ganz verloren, beauftragte mich nun, dem Gesandten zu sagen, daß, wenn er, der Kapitän, an Stelle des vierten Offiziers im Bagageraum gewesen, sein Schwager nicht mehr unter den Lebenden weilen würde, und daß er sehr bedauere, daß sein Offizier den Mann nicht wenigstens tüchtig verprügelt habe. Ich bemerkte nun dem Kapitän, daß derartige Ausdrücke weder jetzt noch später in seinem Interesse sein könnten und ferner nicht geeignet wären, um zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen. Der alte Irländer bestand aber so hartnäckig auf dieser Ausführung, daß ich sie endlich in etwas milderer Form dem Attaché mitteilte; ins Chinesische übertragen waren die Leute meiner Ansicht nach mit vollem Recht aufs äußerste entrüstet. Auf der andern Seite aber schien diese Sprache ihnen mehr Respekt vor den Offizieren, die alle Reserveoffiziere der englischen Marine sind, einzuflößen, und das Parlamentieren begann von neuem. Der Gesandte drückte dem Kapitän wiederholt sein Bedauern aus; ich mußte aber ausdrücklich darauf hinweisen, daß er ihn nicht um Verzeihung bat, so daß der Kapitän die Sache nach einiger Zeit aufgab und die Chinesen dahin beschied, daß sie die Folgen bei der Landung tragen müßten.

So kam dieses interessante Intermezzo, das mich unwillkürlich ans „Kölner Hänneschen" erinnerte, nur zu früh zu Ende, denn es brachte für mich etwas Abwechslung in die eintönige Seereise. Der kleine Attaché war ein reizender Mensch; er kannte Berlin wie seine

Taſche und ſtudierte den ganzen Tag in verſchiedenen deutſchen Exerzierreglements, aus denen er Dutzende von Seiten wörtlich auswendig wußte. Was ſpäter aus dieſer Affäre geworden iſt, habe ich nie in Erfahrung gebracht, da ich keinen der Beteiligten wiedergeſehen. Vielleicht iſt dies für England ein Grund geweſen, einige Quadratkilometer Land von China zu okkupieren, wer weiß!

Zweites Kapitel.

In Japan. – Besteigung des Fujijama. – Fasanenjagd.

Über Japan sind von berufenen Federn schon so viele Bücher geschrieben worden, denen große Sachkenntnis zugrunde liegt, daß ich mich hier nur auf einige wenige Bemerkungen beschränken will.

Der erste Eindruck, den Japan und sein Volk auf den Reisenden macht, ist entschieden ein günstiger. In dem Stadtviertel, wo ausschließlich Japaner wohnen, sind Straßen, Häuser und Menschen reinlich, ein Umstand, den ich bis jetzt noch bei keinem Volke des Orients oder, besser gesagt, noch bei keinem Volke, das nicht der kaukasischen Rasse angehört, angetroffen habe. Die Reinlichkeit ist, was den Menschen angeht, wohl dem heißen Bade zuzuschreiben, das jeder Bewohner Japans täglich nimmt, und meist legt der Mensch, der etwas auf sich selbst hält, auch Wert auf seine direkte Umgebung. Die Nahrung des Japaners, die ausschließlich aus Reis besteht, mit dem er einige Zutaten von Fisch, Gemüse und Obst genießt, mag auch dazu beitragen, da sie wenig oder gar keinen Abfall bringt.

Das Nationalgetränk ist Sakki, eine Art milder Schnaps, der aus Reis hergestellt und lauwarm genossen wird. Der Japaner trinkt Alkohol nur in kleinen Quantitäten. Übrigens fand ich den Sakki, auch in größeren Quantitäten genossen, äußerst unschuldig, obgleich der Japaner behauptet, sein Schnaps wäre sehr berauschend. Nun sollte man glauben, daß ein mit solchen guten Eigenschaften ausgerüsteter Volksstamm, der außerdem noch auf einer hohen Bildungsstufe steht, denn fast jeder von ihnen kann lesen und schreiben, unsre Bewunderung hervorrufen müßte. Dies ist aber durchaus

nicht der Fall; der Charakter der Japaner ist nichts weniger wie bewunderungswürdig, er steht mit der Wahrheitsliebe und der Ehrlichkeit, zumal dem Europäer gegenüber, auf sehr gespanntem Fuße. Ehrlich in unserm Sinne ist ein Begriff, der dem japanischen Kaufmann abgeht; es ist vielmehr seine Lieblingsaufgabe, mit dem freundlichsten Gesicht der Welt und devoten Verbeugungen seine Mitmenschen ins Garn zu locken, um sich dadurch zu bereichern. Er ist ferner von sich selbst sehr eingenommen, weiß alles besser als der

Eine Straße in Jokohama.

Europäer, bildet sich, ähnlich wie der ungebildete Amerikaner nach seinem Siege über das arme Spanien, ein, daß er die ganze Welt erobern könne, nachdem er die Chinesen auf's Haupt geschlagen.

Es ist unbegreiflich, daß Europa so viel mehr Sympathie für Japan zeigt wie für China, während der Chinese, wenn er auch ein schlechter Soldat ist, diese im vollen Maße verdient, da er ein ehrlicher und zuverlässiger Mensch ist, abgesehen natürlich von den Mandarinen.

Die japanischen Gouvernements-Beamten tragen alle europäische Kleidung, und vor einigen Jahren wurde sogar der Versuch gemacht,

dieſe auch bei Hofe einzuführen; dieſe Neuerung verurſachte aber Komplikationen, da die Damen, an die morgenrockartigen und taillenloſen Kimonos gewöhnt, in den engen Korſetts bald in Ohnmacht fielen. Da die Frau in Japan eine durchaus untergeordnete Rolle ſpielt, legt der Mann auf ſie wenig Wert.

Die Japanerin iſt nicht die Gefährtin, ſondern die Dienerin des Mannes; ſie ſteht ihm in allen Dingen nach und muß ihm unbedingt gehorchen. Das verſprechen auch manche Europäerinnen bei der Ehe, ohne es zu halten; die Japanerin muß aber auch noch verſprechen, niemals ihrem Gatten zu widerſprechen. Wie mancher europäiſche Ehemann würde ſich das nicht auch wünſchen! Die Vielweiberei, das Halten von Maitreſſen durch den Ehemann iſt allgemein üblich. Der beſte Beweis für den untergeordneten Stand der Frau hierzulande iſt wohl der, daß junge Mädchen hier noch käuflich ſind, auch für den Europäer. Für den Preis von 100—200 Dollar verkaufen die Eltern oder Pflegeeltern ein Mädchen, das dem Käufer auf Lebenszeit auf Gnade und Ungnade verfallen iſt. Es iſt dies noch die alte Sklaverei; ſie wird aber ausſchließlich mit dem weiblichen Geſchlecht betrieben.

Die Japanerin iſt ſehr beſchränkt, aber zierlich und anmutig in ihren Bewegungen und ihrem Benehmen; ſie iſt aber zu devot für den Geſchmack des Europäers. Ein richtiges Urteil über ein Volk kann ſich ja wohl nur der erlauben, der die Landesſprache verſteht und ſpricht, und ich kann dann auch verſtehen, daß ſich jemand für das weibliche Japan begeiſtern kann; ich habe das nicht fertig bringen können. Was mich ferner abſtoßend berührt, iſt, daß die Frauen Japans durchaus kein Schamgefühl in unſerm Sinne beſitzen. Bis vor kurzem badeten auch in den großen Städten die Männer und Frauen jeden Alters ohne jegliche Bekleidung in den öffentlichen Badeanſtalten zuſammen; jetzt ſieht man dies nur noch auf dem Lande, denn die Polizei hat es in unſinniger Nachahmung der europäiſchen Sitten allenthalben verboten. In den ſtets offenſtehenden Häuſern ſowie im Theater und in der Eiſenbahn ſieht man die Weiber bis zu den Hüften entblößt ſitzen, wenn die Temperatur hoch genug iſt, um ein ſolches Koſtüm zu rechtfertigen. Das iſt zuviel des Guten, ebenſo wie das nackte Bein der nur einen ganz kurzen Strumpf tragenden Japanerin, das beim Gehen ſtets mehr oder weniger

sichtbar wird, weit davon entfernt ist, denselben Effekt zu haben wie z. B. Paris bei Regenwetter. Aus dem ganzen Benehmen, welches sowohl der Mann wie die Frau äußerlich zur Schau tragen, ein Benehmen, auf das mancher Europäer stolz sein könnte, kann man schließen, daß sich dieser Volksstamm noch das rein kindliche Gemüt, mit dem die ersten Menschen ausgestattet sein mußten, bewahrt hat.

Das japanische Theater bietet viel Interessantes für den Fremden. Die Vorstellungen beginnen gewöhnlich um 10 Uhr morgens und dauern bis 10 Uhr abends; dieses sind die langen, während die

Geishas.

kurzen 5 Uhr nachmittags beginnen und gegen Mitternacht ihr Ende nehmen. Während dieser ganzen Zeit wird ein zusammenhängendes Stück gespielt, dessen Thema meist der alten japanischen Heldengeschichte entnommen ist, von welcher der Japaner ähnlich wie der Grieche von heutzutage mit Vorliebe unterhalten wird.

Das Theater selbst ist ein großer, viereckiger Raum, in welchem alles zu ebener Erde sitzt. Das Parkett sieht von oben gesehen aus wie ein Schachbrett, in dessen Feldern vier bis sechs Japaner mit untergeschlagenen Beinen hocken. Der Besucher zieht beizeiten mit Kind und Kegel und ausgerüstet mit Proviant für den ganzen Tag zum Theater aus und lebt hier gerade wie zu Hause.

Die Schauspielerkunst steht in Japan auf einer sehr hohen Stufe, und der Japaner erzählt dem Europäer mit Vorliebe, daß einige ihrer Schauspieler besser bezahlt werden wie die Staatsminister, also

Der Verfasser unter Japans größtem Götzenbilde.

tout comme chez nous. In den Theatern spielen meist nur Schauspieler eines Geschlechts, entweder nur Männer oder nur Frauen; erstere übernehmen die Rolle der letzteren und umgekehrt. Der Mann bemüht sich dann, durch Krächzen die Frauenstimme nach-

zuahmen, und die Schauspielerin spricht so tief, wie es ihr möglich ist. Die Figur des Mannes in Frauenkleidern hat aber hier nichts Lächerliches, da die Nationaltracht beider Geschlechter lose Gewänder sind und so für den Mann, der eine Frau darstellt, der heikle Punkt des Korsetts ganz fortfällt. Die Schauspieler, die beim Hergang des Stückes von draußen herkommen, treten nicht wie bei uns aus den Kulissen hervor, sondern schreiten zum Zeichen, daß sie auch wirklich von draußen herkommen, durch das ganze Theater auf einem langen, breiten Holzbrett, das auf der Bühne landet.

Die meisten Bühnen bestehen aus einer großen Drehscheibe, deren eine Seite ein Haus darstellt, und, vor den Augen der Zuschauer herumgedreht, auf der andern Seite einen Garten markiert. Das Ganze erinnert entschieden an ein Karussell. Wie in allem, so auch auf dem Gebiete der Kunst trägt der Japaner eben eine große Naivität zur Schau. Einen Souffleurkasten gibt es nicht, der Souffleur befindet sich vielmehr auf der Bühne, manchmal lange Stellen sprechend, ist aber als solcher kenntlich durch ein vollkommen schwarzes Gewand. Bei einer Vorstellung in Kioto wurde Schnee auf die Weise markiert, daß man die Bühne mit Bettspreiten bedeckte, während an der Decke einige Japaner emsig damit beschäftigt waren, Papierschnitzel aus Säcken auf die Bühne auszuschütten. Diese wurden dann unten wieder zusammengekehrt, in denselben Sack gesteckt und, heraufgebracht, fielen sie wieder als Schnee herunter.

Nach Japan gehen und den Fujijama nicht besteigen, würde gleichbedeutend sein mit Rom besucht und den Papst nicht gesehen zu haben. Ich glaube aber, daß das Verhältnis dieser beiden Unterlassungssünden so ziemlich gleich ist.

Der Fujijama ist ein pyramidenartig aufsteigender Krater, der, obgleich nicht erloschen, momentan nicht in Tätigkeit ist. Er hat die ansehnliche Höhe von 13000 Fuß und nimmt so den Rang des höchsten Berges Japans ein. Von den Japanern wird er für einen heiligen Berg gehalten, und seine Spitze bietet einen beliebten Wallfahrtsort.

Obgleich es schon spät in der Besteigungssaison war und uns vom Aufstieg abgeraten wurde, machte ich mich in Begleitung von

Rast auf der Höhe des Fujijama.

Freund Ellsworth am 6. September 1898 von Jokohama auf, um zunächst mit der Bahn bis Gotemba zu fahren, von wo der Aufstieg am nächsten Tage begonnen werden sollte. Wir hatten Proviant für vier Tage mitgenommen, da es nicht selten vorkommt, daß die Bergfexen gezwungen werden, in einer der zwölf Hütten, die in regelmäßigen Zwischenräumen liegen, tagelang zu kampieren, bis sich die hier häufig auftretenden Stürme gelegt haben. Um nicht von einem solchen Sturme überrascht zu werden und da die Hütten von Ungeziefer wimmeln, beschlossen wir, wenn möglich, den Auf- und Abstieg an einem Tage zu bewerkstelligen.

Um 12½ Uhr nachts war unsere kleine Karawane, aus zehn Trägern und einem Führer bestehend, fertig zum Aufbruch. Wir bestiegen zunächst Tiere, die in der Dunkelheit als Ponies nur schwer kenntlich waren, um die ersten 25 km reitend zurückzulegen, da hier der Weg, wenn ich den Paß so nennen darf, nur sanft ansteigt. Die Route war durch kurz vorhergegangenen anhaltenden Regen in einen Bach verwandelt worden, dessen Bett sowie beide Ufer für den Pony zu schmal waren einherzuschreiten. So turnte man denn bald in der Tiefe, bald auf der Höhe, bald halb und halb auf seinem Tier dahin. Ein japanischer Pony ist ohnehin ein ganz unglaubliches Geschöpf; wenn er aber noch dazu struppiert ist und jeden fünften Schritt stolpert, wie die unsrigen dies taten, dann wird er geradezu undenkbar.

Um 6½ Uhr trafen wir an der zweiten Bergstation ein, wo die Pferde zurückgelassen werden müssen, da der Aufstieg zu steil wird; man hat nun noch 7000 Fuß zu steigen, und wenn wir vor Dunkelheit wieder in Gotemba sein wollten, hieß es keine Zeit verlieren. An der fünften Station schon mußten wir unsern Führer zurücklassen, da er nicht Schritt halten konnte, während die japanischen Träger, von denen wir uns ziehen und schieben ließen, ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen waren.

Endlich um 2 Uhr langten wir oben an, ziemlich erschöpft; denn es ist ein hartes Stück Arbeit, ohne Training diese Tour zu unternehmen; zudem hatten wir in den letzten vier Wochen, von Amerika kommend, auf der Bahn und auf dem Dampfer gar keine Gelegenheit gehabt, zu marschieren. Nach 20 Minuten Rast, bei der wir fest einschliefen, traten wir den Rückweg an, uns ausrechnend, daß

wir dann noch vor Einbruch der Nacht zurück sein würden. Wir waren jetzt schon so übermüdet und erschöpft, daß wir weder Speise noch Trank zu uns nehmen konnten; nur ein unüberwindliches Bedürfnis nach Schlaf stellte sich ein.

Der erste Teil des Abstieges über die harte Lava ist sehr beschwerlich; dann aber wendet man sich dem Teile des Berges zu, wo die Asche und die verbrannten kleinen Kiesel des letzten Ausbruchs liegen, und in diese oft bis zu den Knien einsinkend, braucht man sich nur vornüberfallen zu lassen, um mit enormer Geschwindigkeit den Berg hinabzufliegen. Auf diese Weise gelangten wir dann schon in einer Stunde zwanzig Minuten zu den Ponies zurück. Der ermüdenste Teil der Tour stand uns nun noch bevor, nämlich dieselben 25 km zurück auf den müden Pferden.

Um 7½ Uhr langten wir wieder im Teehause in Gotemba an, wo wir sofort einschliefen, um nach elf Stunden Ruhe frisch und merkwürdigerweise nicht steif aufzuwachen. Der Hauptzweck bei dem Aufstieg nun ist natürlich, die Aussicht zu genießen, den Sonnenauf- und -untergang. Von letzteren beiden haben wir nichts gesehen und Aussichten über See und Land nur dann und wann durch die Wolken auf Sekunden, und dennoch waren wir nicht enttäuscht; ich hätte nie geahnt, daß der Anblick von Wolken so wunderbar schön sein könnte. Während der letzten Hälfte des Aufstieges und der ersten des Abstieges waren wir über den Wolken. Der dunkle Fujijama, auf dem wir dahinschritten, lag in seiner ganzen Majestät wie eine Insel in dem weißen Nebel, und über uns lachte der blaue Himmel; unbeschreiblich schön war der Anblick der sich wie Wogen dahinwälzenden weißgelblichen Wolken.

Es würde ein großer Irrtum sein, wollte man sich unter einer Fasanenjagd in Japan eine Salonjagd vorstellen, wie wir dieselbe zu Hause auszuüben pflegen. Hier trifft man sich bekanntlich um 10 Uhr morgens oder ½11 Uhr, genießt etwas Visierwasser, läßt sich vorsichtig per Wagen bis unmittelbar an den Stand fahren, schießt oder fehlt, je nachdem, einige Fasanen, die vorher vorsichtig durch die Treiber als Hennen oder Hähne gekennzeichnet worden sind, aller-

dings nicht immer ganz zutreffend, zielt auch auf einen Hasen, nachdem man auf das „Partout" der Treiber hin die Flinte in Hasenposition gebracht, und schreitet dann nach zwei bis drei Stunden schon zum Frühstückslokal, sich einbildend, man hätte Magenleere infolge der großen Anstrengungen. Der Jagdherr gibt nun vor allen Dingen Sekt oder auch Wein in allen Sorten, Kaviar darf nicht fehlen; er gehört quasi mit zum Weidwerk. Man nudelt sich mit Pasteten, Würsten und Salat ein bis zwei Stunden, um sich schließlich unter Havannadampf 100 Schritt vom Abfütterungsplatz wieder die Fasanen in die Flinte treiben zu lassen. Um 5 Uhr sieht man nach der Uhr; denn man hat bereits Nachdurst vom Frühstück her, und einige Glas Pilsener werden ihrem Bestimmungsort zugeführt. Denen, die zu Hause geblieben sind, erzählt man, das Frühstück war ausgezeichnet; der „R." hat eine neue Quelle für Kaviar in Berlin, den lassen wir uns jetzt auch kommen, und erwähnt nebenbei, daß man achtzehn Fasanen geschossen hat, wobei man wohlweislich verschweigt, daß zwölf davon Hennen sind. Man hat auch einen neuen Witz gehört und gibt ihn den Nichtjägern, häufig mit verfehlter Pointe, wieder, um sich schließlich müde und durstig zum vier- bis fünfgängigen Jagddiner niederzusetzen mit dem nicht zu unterschätzenden Erfolg, daß man sich am nächsten Morgen eigentümlich um die Magengegend fühlt. Voilà unsere Fasanenjagd; nicht so in Japan!

Der japanische Fasan hat zunächst mal nichts gemein mit dem unsrigen zu Hause. Er lebt nicht im Sumpf, in der Nähe des Wassers und von Regenwürmern, sondern hoch oben auf der Alm, die allerdings nicht mit Gras, sondern mit Bäumen und Dornen bewachsen ist, und ernährt sich wie der Japaner von Reis; ferner ist er nicht, wie die meisten bei uns, bereits mit der Eisenbahn von Schlesien oder Böhmen hergefahren, eigens zu dem Zweck, um sich am Rhein erschießen zu lassen, nachdem er die kontraktlich abgeschlossenen Eier gelegt. Nein! er ist wild — ich spreche noch immer vom japanischen Fasan —, er würde es für unter seiner Würde halten, Eisenbahn zu fahren.

Die Henne ist der unsrigen äußerst ähnlich, im Charakter natürlich nicht, während der Hahn grau und grün ist. Beide fliegen so rasch, daß man sie kaum treffen kann. Der Hase ist kleiner wie bei uns, also auch noch schwerer zu treffen, und man bekommt ihn nicht

aviſiert durch die Treiber aus dem Grunde, weil dieſe gänzlich fehlen, ſondern Freund Lampe ſowie den Faſan muß man ſich hierzulande, d. h. im Lande der Sonne — die ſcheint aber noch lange nicht immer —, ſuchen und wie ſuchen!

Man denke ſich die Alpen, tut den Schnee von den Bergen, bepflanzt ſie mit Dornen und niederem Geſtrüpp und verbindet die Bäume mit unzähligen Spinneweben; ferner denke man ſich die Gemsböcke als Haſen und die Kondore als Faſanen, und das Bild

Das Faſanenrevier.

der japaniſchen Faſanenjagd, Terrain und Wild iſt fertig. Dazu kommt noch der Umſtand, daß der japaniſche Faſan ganz furchtbar ſchlau iſt; es ſcheint, als ob die Natur das zur Verfügung ſtehende Gehirnmaterial, mit dem ſie ſo ſehr ſparſam bei den Japanern, beſonders bei dem weiblichen Teile dieſes Stammes, umgegangen iſt, in geradezu verſchwenderiſcher Weiſe dem Faſan hat zuteil werden laſſen.

Man wird ſich nun wundern, woher ich all dies bisher Beſchriebene ſo genau, ſicher und zuverläſſig weiß. Ja, ich hatte eben das Glück,

durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Pors in Kobe mitgenommen zu werden auf eine dreitägige Jagd. In meinem ganzen Leben bin ich nicht so gekraxelt; wenn's gerade mal am steilsten und dornigsten war, habe ich manchmal manchen von unsern Salonjägern daheim an meine Stelle gewünscht (und ich mich an die seine). Aber unsere Arbeit wurde augenscheinlich von oben her gewürdigt; denn wir schossen sechs Fasanen, deren Verteilung auf die beiden Schützen des Schreibers Höflichkeit in seinem eigenen Interesse verschweigt, und einen Hasen (vorbei).

Am ersten Tage regnete es dicken Bindfaden, und wir wurden durch und durch naß. Am zweiten Tage schwankte die Temperatur zwischen 22 und 24° R. Am dritten Tage jedoch zwischen 23 und 25° R. Der deutsche Hund, Pluto mit Namen, exerzierte ganz ausgezeichnet, stand fest vor und apportierte mit großer Zuverlässigkeit den geflügelten Fasan, während er die geständerten nicht liegen ließ.

Der Hase wird in Japan mit Hunden derartig gejagt, daß man zwei dieser Säugetiere auf einem verhältnismäßig kahlen Berg losläßt und sich dann da aufstellt, wo der Hund zuerst laut wird; der Hase kommt in neun von zehn Fällen dahin zurück, wo er aufgegangen ist. Leider befanden wir uns meistens im zehnten Fall, was wohl nicht am wenigsten daher kam, daß das Unterholz noch zu dicht war und der Hase dadurch seine Direktion verlor. Wenn ich sage, man stellt sich da auf, wo der Hund zuerst Laut gibt, so bitte ich zu bedenken, was das heißt. Man hat z. B. gerade beim Frühstück den oberen Teil eines hart gekochten Eies, welches man in einer Hand hält, abgebissen, während man in der andern ein Stück Brot hat. Da plötzlich gibt der Hund Laut; dieser Laut hat einen sehr ähnlichen Effekt auf den Jäger wie der elektrische Strom auf einen nervenleidenden Missionar. Man schluckt die Hälfte des Eies sofort hinunter, legt die andere irgendwo hin, beißt einmal in das Stück Brot, und in 8—9 Minuten ist man hoch oben auf einem der umliegenden Berge, 500—600 m höher wie die andere Hälfte des Eies. Aber umsonst war die Mühe; denn da gibt der Hund schon wieder auf einem andern Berge Laut, und das muß ein ganz andrer Hase sein; denn der Hase, dessentwegen der Hund zuerst Laut gab, wird doch nicht solch einen hohen Berg hinauflaufen eines lauten Hundes wegen. Nein, das tun nur wir Jäger. Also die Sache ist nichts, und wir

kehren zurück mit 120 Pulsschlägen in der Minute und setzen das angefangene Frühstück fort.

Am zweiten Tage passierten wir morgens 8 Uhr ein kleines Dorf, und mein Jagdgefährte begann eine lange Konversation mit einem alten Bauern, aus der mir die Tatsache übersetzt wurde, daß in dem Dorfe eine Hungersnot ausgebrochen war, hervorgerufen durch die allen Reis verschlingenden Fasanen. Es wurde dann mit dem Bauer ein Pakt geschlossen, nach dem er für jeden Fasan, den wir zur Strecke bringen würden, 10 Sen = 20 Pf. erhalten sollte. Der Bauer machte den Führer; bald stand Pluto fest, mit dem üblichen Getöse hoch geht der Fasan, und vier Schuß hallen in den Bergen wider; doch hatten wir Bäume, Sträucher, Rankengewächse und Spinnengewebe zu umschießen, und da kann man sich nicht wundern, daß der Fasan von dannen strich. Tiefernst und im Innersten entrüstet schaut uns der Bauer an; doch noch gibt er die Führerschaft nicht auf und lenkt uns weiter zur sicheren Beute. Da plötzlich geht ein alter Hahn auf unter unsern Füßen, ein furchtbar schwieriger Schuß; denn das Tier streicht an uns vorüber über einen kleinen Weiher, sich dunkel vom blauen Himmel abhebend. Wiederum hallen die Berge wieder, und es riecht nach Pulverdampf, und fort streicht im majestätischen Fluge der Fasan.

Die Sache ist aber ganz erklärlich. Der Japaner hat das Pulver nicht erfunden, und so muß dieses die weite Seereise in das Land machen, bevor man es hier im Osten verwenden kann, um Menschen und Tiere damit zu erschrecken. So kommt es denn, daß die Patronen seekrank werden, und im Innersten ihres Marks geschwächt, verlieren sie alle Kraft. Solche mußten es gerade gewesen sein, die wir an diesem Tage verwandten. Dies war dem Bauern denn doch zu stark, und er gab uns auf als verlorene Söhne der Diana, indem er das Weite suchte.

Drittes Kapitel.

Auf Jagd in China. – Peking.

In China gibt es so viel Fasanen, daß man sie mit Stöcken tot„schlagen kann", hatte ich oft erzählen gehört, und um mich davon zu überzeugen, hatte ich meinen Freund, Herrn de Bavier, in Shanghai gebeten, eine Fasanenjagd zu arrangieren.

Im Gegensatz zur Jagd in Japan ähnelt die Jagd, wie man sie in der Umgebung von Shanghai ausübt, mehr unsrer Jagd zu Hause. Man verläßt den Hafen von Shanghai auf einem sogenannten Hausboot, d. i. ein Holzschiff, welches je nach Größe für fünf bis zehn Personen Raum bietet und welches aus einem großen, luxuriös ausgestatteten Salon besteht, in dem man bei Tage lebt und das bei Nacht sehr bequem zum Schlafen hergerichtet wird; das Dach, mit Segeltuch bespannt, bietet eine geräumige Veranda, während das Heck des Schiffes die Küche und die Räume für die Bedienung bildet.

Nachdem das Boot von meinen Freunden für eine dreitägige Tour mit nötigem und zum Teil auch unnötigem Proviant versehen worden, nahmen wir unsere Flinten an Bord sowie die beiden einzigen Hunde, die aufzutreiben waren, und fuhren, von einem Dampftender gezogen, den Yantsekiangfluß hinauf, d. h. den Arm des Flusses, der Wampoo heißt. Wir folgten zunächst dem Flußlaufe selbst 6—7 km weit und bogen dann in eines der zahlreichen Criks, d. h. einen Kanal ein.

Diese Criks, vor vielen Jahrhunderten von jedenfalls sehr klugen Mandarinen gebaut, bilden die einzigen Straßen in China, um Lasten zu befördern, während es wirkliche Straßen kaum gibt. Man findet sich also in ein Venedig im großen Stil versetzt. Das Land ist von

unzähligen tiefen und breiten Criks durchzogen, in die von beiden Seiten zahlreiche kleinere Kanäle münden, auf denen die Chineſen mit ihren kleinen Booten von einem Dorf zum andern fahren.

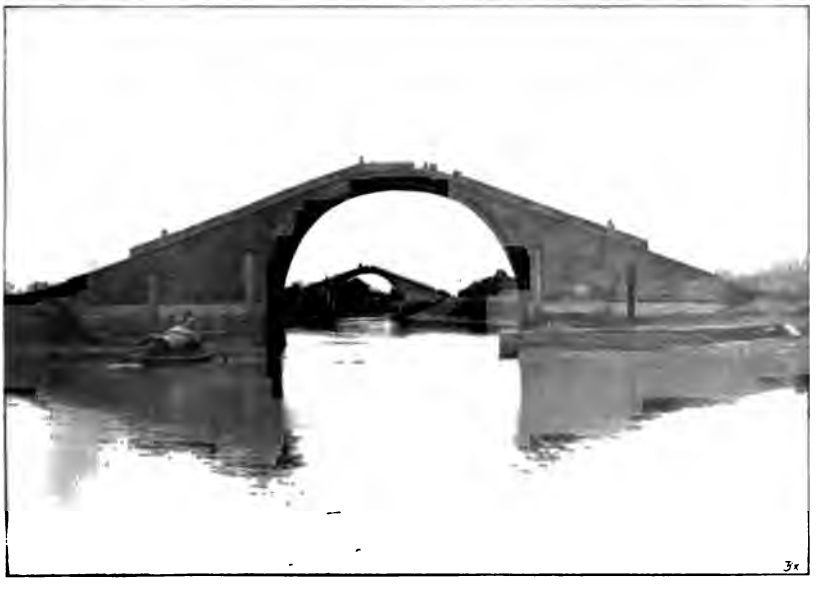
Der Vorteil, den dieſe Waſſerſtraße vor einer Landſtraße hat, iſt einerſeits der, daß ſie, obgleich anfangs ſehr koſtſpielig, keiner Reparatur bedarf, anderſeits die große Billigkeit im Transport, und endlich iſt das Waſſer zur Kultivierung der Reisfelder ganz unentbehrlich, da der Reis nur auf ſehr feuchtem Boden, ſozuſagen im Waſſer wächſt.

Hausboot auf einem chineſiſchen Kanal.

Die Landſchaft, die wir durchfuhren, iſt flach, aber durchaus nicht öde, da zahlreiche größere und kleinere Gehölze ſtets Abwechſlung bieten; vielleicht erſchien ſie mir deshalb im vorteilhaften Lichte, weil ich einer Fahrt auf Kanälen in China ſowohl wie in Holland ſtets einen beſonderen Reiz abzugewinnen vermag.

Am nächſten Morgen langten wir, nachdem wir die ganze Nacht gefahren, an unſerm Ziele, der Gegend, wo es ſo viel Faſanen geben ſollte, an, und jeder für ſich machte ſich auf, um auf der „Suche“ ſein Glück zu verſuchen. Obgleich vom ſportlichen Standpunkte aus ein großer Anhänger des Jagens auf der „Suche“, bin

ich davon überzeugt, daß man in China ein weit größeres Jagdresultat erzielen könnte, wenn das Wild getrieben würde, weil der Fasan so schwer hoch zu bringen ist. Zum Treiben gehören aber Treiber, und zu diesem Metier eignet sich der Chinese durchaus nicht. Abgesehen davon, daß er kein geeignetes Schuhmaterial besitzt, um durch die bösen Dornen zu gehen, war es mir unmöglich, ihm klar zu machen, wie er treiben sollte. Wollte man in China eine Treibjagd abhalten — und dieselbe würde sehr lohnend sein —, so müßte



Chinesischer Kanal (Erik).

man die Treiber zunächst nach europäischen Instruktionen trainieren und ferner, um ein Resultat zu erzielen, die Leute in derselben Art, wie Rosbach seinen Treibern wasserdichte Mäntel gibt, um sie zu veranlassen, durch nasse Tannenschonungen zu gehen, mit gutem Schuhwerk versehen.

Das Terrain besteht zum größten Teil aus Bohnenfeldern, nicht Stangenbohnen, sondern Strauchbohnen, die durchschnittlich die ansehnliche Höhe von 1 m haben und sehr schwer zu durchgehen sind, da sie nach Art der Schlinggewächse ineinanderwachsen; ferner aus dichtem Gestrüpp und endlich aus kleinen Partien Hochwald; doch in letzterem

findet man ebensowenig wie bei uns die Fasanen. Die große Deckung, die der Fasan in den Bohnenfeldern und dem dichten Gestrüpp findet, macht es schwierig für den Jäger, das Wild hoch zu bringen, zumal der Fasan, da der Chinese ihm nicht nachstellt, nicht scheu ist, vielmehr sehr gut hält und die Hunde, ohnehin nicht berühmt, in den hohen Bohnenfeldern bald ermüden. Eine weitere Schwierigkeit beim Schuß bilden die unzähligen, in den Feldern und im Gebüsch arbeitenden Chinesen, so daß es der größten Vorsicht bedarf, wenn man nicht mit einem bezopften Sohne des Himmels an der Jagdtasche heimkehren will.

Am ersten Tage hatte ich das Glück, einen prachtvollen alten Hahn zu erlegen. Der chinesische Fasan ist im Gefieder dem heimischen und japanischen weit voraus. In der Sonne fliegend, schillert er golden; seine Flügel sind unten weiß, oben sind alle Farben des Regenbogens vertreten, und Hals und Brust sind gold- und kupferschillernde Federn. Ferner erlegte ich ein Bamboo Partridge, das ist ein reizendes kleines Feldhuhn mit roten und grauen Federn; auch eine Fasanenhenne schmückte die Jagdtasche. Dies war aber auch das ganze Resultat; mit dem „mit Stöcken totschlagen" war es also nichts, besonders nicht am zweiten Tage, wo ich ganz ohne Beute zum Boot zurückkehrte, allerdings, nachdem ich verschiedene Pudel gemacht und auch einige Fasanen verloren hatte. Unsere ganze Strecke zu drei Schützen in zwei Tagen limitierte sich auf 15 Stück Wild; aus Gerechtigkeitsgründen dem chinesischen Jagdbestand gegenüber muß aber erwähnt werden, daß, wie gewöhnlich auf Fasanen, sehr schlecht geschossen wurde.

Trotz dieses nicht hervorragenden Resultats war die Tour eine sehr interessante, da dem Jäger außer dem Sport reichlich Gelegenheit geboten ist, das Leben der Chinesen auf dem Lande zu studieren.

Besonders originell ist die Art und Weise, wie der Chinese seine Angehörigen bestattet. Das ganze Land, kann man sagen, ist ein einziger Kirchhof. Die Leiche des Dahingeschiedenen wird in einen großen Holzsarg gelegt und dieser auf freiem Felde, auf den Acker des Verstorbenen, hingestellt; auf der einen Seite des Sarges läßt der Chinese eine kleine Öffnung, eine Art Fenster, und vor dieselbe stellt er eine mit Wasser gefüllte irdene Schale, um so dem Toten, sollte es ihm in seinem Sarge nicht gefallen, Gelegenheit zu geben,

Durch Ochsen getriebenes Schöpfwerk zur Berieselung der Reisfelder.

ſich durch das Fenſter zu entfernen, und an der Schale mit Waſſer ſoll er ſich bei dieſer Gelegenheit erfriſchen können. Drei Jahre gibt man ihm Chance zur Flucht aus dem Sarge, dann wird dieſer mit Erde überſchüttet und mit Gras beſät, ſo daß das Land den Anblick unzähliger grüner Hügel bietet.

Es iſt eine auffallende Tatſache, wie wenig Leute man im fernen Oſten antrifft, die Peking geſehen haben, dieſe bis vor wenigen

Straßenleben in Peking.

Jahren für den Europäer noch in tiefes Dunkel gehüllte Haupt- und Reſidenzſtadt des großen chineſiſchen Kaiſerreiches. Dieſer Umſtand allein genügte, uns zu dem Entſchluß zu bringen, einen Abſtecher von Shanghai nach Peking zu machen.

Es war dies im Monat November 1898, zu der Zeit, wo die großen Unruhen ſich in der Reſidenzſtadt zugetragen hatten, veranlaßt durch den Staatsſtreich der Kaiſerin Tante, die ihren Neffen vom Throne geſtürzt und ſeinen Regierungsſtab ſelbſt in die Hand genommen hatte. Die Chineſen hatten den japaniſchen Konſul ermordet, und auch einige Europäer waren von aufgebrachten Banden überfallen

worden, ein Umstand, der die Gesandtschaften der Großmächte veranlaßte, ihre Gesandtschaftsgebäude mit eigenen Truppen militärisch zu besetzen. Zwei junge Amerikaner, die gerade von Peking nach Shanghai zurückkehrten, waren auf der Tour nach der „großen Mauer" überfallen worden; der eine ging mit einem Loch im Kopf, der andere mit einer gebrochenen Rippe aus diesem Intermezzo hervor.

Eine Reise nach diesem Lande versprach also unter den obwaltenden Umständen ganz interessant zu werden; das Renommee, welches diese Tour hat, nämlich sehr beschwerlich zu sein, sollte sich im vollsten Maße bewahrheiten.

Man fährt von Shanghai aus in einem kleinen chinesischen Küstendampfer, der China Merchants Company gehörig, gen Norden, zunächst nach Chefoo, einem typisch chinesischen Hafen, der wenig Interessantes bietet. Hier traf ich mit meinen beiden Freunden zusammen, die von Japan aus Korea besucht hatten, während ich eine Fasanenjagd in Shanghai dieser Reise vorgezogen hatte.

Von Chefoo geht der Dampfer weiter nach Tientsin, dem Hafenplatz Pekings, und hier begannen schon die Schwierigkeiten für den Reisenden. Der Dampfer wirft nicht weniger wie 80 km von Tientsin entfernt Anker, da er beladen zu großen Tiefgang hat, um die Sandbank, die den Hafen und die Einfahrt in den Peihofluß blockiert, zu passieren. Es bleibt dem Passagier nun die Wahl, zwei Tage auf dem Dampfer zu warten, bis die Ladung gelöscht und er weiter bis Taku, seinem Ziele, immer noch 30 km von Tientsin entfernt, fahren kann, oder sich von einem Chinesen einen Dampftender zu mieten und mit diesem an Land zu fahren. Wir zogen natürlich das letztere vor und erreichten nach vierstündiger bitterkalter Fahrt gegen die Flut Taku; unterwegs hatten wir Gelegenheit, unsere kalten Hände am Kapitän des kleinen Bootes, einem zahnlosen, alten Chinesen, etwas zu erwärmen.

Auf dem Schiff befand sich eine Dame mit zwei kleinen Kindern, die anscheinend nicht in den besten pekuniären Verhältnissen war und die der Kapitän zwingen wollte, für jedes der kleinen Kinder 2 Dollar Fahrgeld zu zahlen, obgleich wir den Tender gechartert hatten; dieses wurde natürlich verweigert, und als der alte Gauner Miene machte, die Maschine stille zu stellen, nahmen wir ihn nach hinten

und gaben ihm ſtatt der 4 Dollar eine gehörige Tracht Prügel, die den gewünſchten Effekt hatte, daß er Dampf aufmachte, um uns weiße Teufel möglichſt bald los zu werden.

Taku ſelbſt iſt eine Hölle auf Erden; vor dem Reiſenden breitet ſich eine öde baum- und ſtrauchloſe Wüſte aus, auf der nur einige Lehmhütten dem müden Auge einen Anhaltspunkt bieten. Welch ein trauriger Flecken Erde! Das Waſſer, auf dem wir fahren, iſt lehmgrau; wie dieſes iſt die Küſte, ſo daß man Land und Waſſer kaum zu unterſcheiden vermag. Einige ebenfalls aus Lehm gebaute Forts machen keineswegs den Eindruck der Stärke und der Verteidigung, den man ſonſt beim Anblick einer Befeſtigung hat; kein Wunder in dieſem Lande! Denn beim erſten Schuß des Feindes würde die ganze Horde Soldaten, die nur vom Plündern und vom Diebſtahl lebt, das Weite ſuchen.

Sobald das Boot angelegt, entſpinnt ſich gleich eine kleine Schlacht um das Gepäck des Reiſenden; denn jeder von den in Lumpen gekleideten Trägern will ſich ein Stück erobern, um 5 Cents = 10 Pfennige zu verdienen. An dieſem Treffen muß man ſich ſelbſt mit Stock und Schirm beteiligen, um ſeines Gepäckes nicht verluſtig zu gehen, bis endlich der Bahnhof erreicht iſt, von dem aus der Zug uns in zwei Stunden nach Tientſin bringt. Hier macht man noch zweimal, den Peihofluß auf einer Ponte paſſierend, die Gepäckſchlacht mit und langt in einem leidlich guten Hotel an, acht Stunden, nachdem man den Dampfer, der den Reiſenden eigentlich bis zur Stadt Tientſin bringen ſollte, verlaſſen hat.

Tientſin beſitzt eine nicht unbedeutende Kolonie von Europäern, bietet aber nichts außer einem Beſuch der Stadt, die von einer Million ekelerregender, ſchmutzſtarrender Chineſen bewohnt iſt; von den Gerüchen will ich nicht reden! So ſetzt man ſich denn ſobald wie möglich wieder auf die Bahn, um in $3^1/_2$ Stunden Peking zu erreichen.

Dieſe Bahn erregte unſer aller Bewunderung. Während die Bahn von Taku nach Tientſin nur ſchlechte Wagen mit Holzſitzen aufweiſt, ſtiegen wir hier in einen vorzüglichen Salonwagen ein. Die Beamten ſind Engländer; die Schienen ſind gut gelegt, und der Zug fährt mit einer Geſchwindigkeit, die einem D-Zug alle Ehre machen würde. Dieſe Bahn von Taku nach Peking iſt heute die einzige, die in China regelmäßigen Verkehr aufrechterhält, abgeſehen von einer

kurzen Strecke, die ebenfalls von Tientsin aus zu einem andern Hafen des Gelben Meeres führt.

Vor einigen Jahren wurde eine Bahn von Woosung an der Mündung des Yantsekiang nach Shanghai gelegt, von fanatischen Chinesen aber aufgebrochen und in den Fluß geworfen. Der Grund, warum der Chinese sich so sehr gegen Eisenbahnen und Telegraphenanlagen sträubt, ist sein Aberglaube; er glaubt beständig von bösen Geistern umgeben zu sein, die ihn ins Unglück zu stürzen beabsichtigen, und sieht in den geraden Geleisen und den Telegraphendrähten ein

Auf dem Wege nach der „großen Mauer".

Mittel, an dem die Geister sich schneller fortbewegen können, entweder am Draht hängend oder dem Geleise entlang laufend, um ihm und seiner Familie in seiner Hütte Schaden zuzufügen. Dieser Aberglaube wird von den Mandarinen und ihren Gehilfen, die das Volk aussaugen, beständig geschürt; denn sie fürchten, bei zunehmender europäischer Kultur in ihrem schamlosen Handwerk, dem sogenannten Squezze, gehindert zu werden.

Der Zug hält 8 km vor Peking, und von hier aus muß man zu Esel oder per Maultierfuhrwerk über unglaubliche Wege die Stadt zu erreichen suchen. Die Straße, wenn ich den Weg, auf dem wir fuhren, so nennen darf, ist mit großen Quadersteinen belegt;

augenſcheinlich iſt dieſe Pflaſterung Jahrhunderte alt, denn jeder einzelne Quaderſtein iſt an den Kanten tief ausgefahren, was ſich auf dem federloſen Karren ganz erheblich fühlbar macht.

Man paſſiert nun verſchiedene, in dicke Mauern eingelaſſene Tore, eiſerne und hölzerne, etwa ein halbes Dutzend, bevor man in das Innere der Stadt gelangt. Hier bot ſich mir ein ganz neues Bild von Leben, grundverſchieden von allem, was ich vorher in China geſehen. Das Bild iſt eben Peking, und Peking ſteht einzig da in ſeiner Art.

Stadttor in Peking.

Die Straße, auf der wir uns befinden, die Hauptſtraße der Stadt, iſt ſehr breit und, nach Art der großen Boulevards Europas, in verſchiedene Teile, die verſchiedenen Zwecken dienen, eingeteilt. Die an beiden Seiten in gerader Richtung ſtehenden Häuſer ſind ganz niedrig, nur aus Parterre beſtehend und deshalb mehr Hütten zu nennen, die einen verwahrloſten Eindruck machen. Vor den Häuſern läuft ein etwa 2 m breiter Pfad entlang, der bei trockenem Wetter aus Staub, bei Regen aus Moraſt beſteht; hierauf folgt das vor jedem dritten oder vierten Hauſe unvermeidliche Dungloch, in dem Schweine und Hunde ſich in gutem Einvernehmen wälzen, und hierauf kommt die eigentliche Fahrſtraße, etwa 50 Fuß breit und 10—12 Fuß höher gelegen wie Häuſer, Pfad und Dung-

löcher und ebenfalls aus fußhohem Staub bestehend. Die andere Hälfte der Straße gleicht der eben beschriebenen ganz genau.

Hier halte ich es für an der Zeit, zu bemerken, daß eine Straße in Peking für das Seh- und Riechorgan des Europäers das Ekelhafteste ist, was ich bis jetzt gesehen, und ich bin, weiß Gott, von Besichtigung der Araberviertel in Algerien und der Armenierviertel in Konstantinopel nicht zu sehr verwöhnt! Man bedenke, daß der Teil der Straße, den ich soeben Dungloch nannte, allen Unrat von Mensch und Tier aufnimmt und daß man beständig, besonders morgens, Zeuge davon ist. Am Nachmittage kommen eigens zu diesem Zwecke angestellte Leute, die

Stadtmauergraben in Peking.

den flüssigen Teil dieses Dunglochs vermittelst Eimer auf der hochgelegenen Straße verbreiten. Dies verhindert die Pfützen am Überlaufen und dient zu gleicher Zeit als Sprengmittel gegen den Staub. Alles feste, überflüssige Material, wie Asche und was sonst überall da, wo Menschen wohnen, abfällt, wird auf die Hauptstraße geworfen, woraus sich erklärt, daß diese so viel höher gelegen ist.

Etwas abseits von diesem Sumpf, unerreicht von den Düften der chinesischen Straßen, liegt das Hotel, in demselben Viertel, wo Gesandtschaften und Banken ihren Sitz haben. Den ersten Tag verbrachten wir damit, Vorbereitungen zur Tour nach der „großen Mauer" zu treffen und die wenigen Sehenswürdigkeiten Pekings zu besichtigen.

Auf den zahlreichen Mauern der Stadt einherschreitend, erhält man einen guten Begriff von derselben, ohne beständig den scheußlichen Düften und unsympathischen Anblicken ausgesetzt zu sein. Die Stadt hat eine ungeheure Ausdehnung; die Bevölkerung ist aber bisher sehr überschätzt worden. Ich erinnere mich, in der Schule gelernt zu haben, daß Peking die größte Einwohnerzahl von allen Städten der Welt habe; heute weiß man aber, daß die Zahl sich auf 5—600 000 beschränkt.

Am nächsten Morgen brach unsere kleine Karawane auf, bestehend aus drei Freunden, einem Diener und Li, dem vorzüglichen

Hotel Tallien in Peking.

chinesischen Führer, der uns in Tientsin sehr empfohlen war, alle zu Esel; ferner zwei von je zwei Mauleseln gezogenen Lastkarren, die allen Proviant für vier Tage und einiges Bettzeug enthielten. Wie ich schon vorher bemerkte, befand sich Peking und Umgegend zu dieser Zeit in mehr oder weniger revolutionärem Zustande, so daß uns geraten worden war, uns für alle Fälle gut zu bewaffnen. Wir hatten alle vorzügliche Revolver, eine Waffe, vor der die Chinesen einen enormen Respekt haben; denn der bloße Anblick derselben jagt Hunderte in die Flucht, und unser Diener Paulson, ein Schwede, hatte nicht versäumt, sich einen riesigen Dolch, eine Art Brotmesser, umzugürten.

Wir ritten zunächſt 1½ Stunden durch die endloſe Stadt, bevor wir das große und letzte Nordtor erreichten. Dieſer Ritt wird mir ſtets im Gedächtnis bleiben. Allenthalben waren die Chineſen damit beſchäftigt, Hammel zu ſchlachten, und zwar auf den ſchmalen Pfaden, die ein Dungloch von dem andern trennen; Hunde, bis zum Skelett abgemagert, leckten gierig das verlorene Blut der geſchlachteten Tiere auf. Zum Überfluß fiel mein Eſel auf einer dieſer appetitlichen Straßen zum großen Gaudium meiner Freunde hin, und nur ein kühner

Raſt auf dem Wege zur „großen Mauer".

Salto rettete mich davor, mein Geſicht mit der Straße in Berührung zu bringen.

Die Stadt im Rücken, führte der Weg durch eine große, unbewachſene Sandwüſte, die hier und da mit kleinen Lehmhütten bebaut war. Die kleinen Eſel kamen ganz gut vom Fleck, denn wir legten etwa 7 km in der Stunde zurück. Um 1 Uhr langten wir in einem Dorfe an, wo gefrühſtückt wurde. Wir ritten in einen Hof, gefolgt von den Proviantkarren, und bald war erſterer mit Hunderten von neugierigen Chineſen angefüllt, die uns ſehr beläſtigten, angetan, wie ſie waren, mit ihren lumpigen Kleidern und unangenehmen Düften. Li, der Führer, war damit beſchäftigt, Hammelkoteletts zu braten,

und konnte so seine Landsleute nicht fortjagen; er versicherte mir aber, man hätte nur eine der langen Mauleselpeitschen zu nehmen, den langen Schlag derselben einigemal auf die Bande niederzubringen, und sie würden sich respektvoll zurückziehen. Dem war auch so. Ich hatte vorher in Taku und in Tientsin gesehen, wie Polizisten auf den Bahnhöfen die Müßiggänger mit der Peitsche, die ihre Waffe bildet, bearbeiten, und nach ihrem Muster handelnd, hatten wir den Hof bald leer, und die feigen Kerle kamen auch nicht zurück. Als wir wieder zum Tore hinausritten, setzten sie in wilder Flucht die Straße

Mongolische Tee-Karawane.

hinab; ich habe nie geglaubt, daß meine kleine Persönlichkeit mit einer Mauleselpeitsche in der Hand je einen so erfolgreichen Eindruck auf mehrere hundert ausgewachsener Menschen machen würde.

Um 7 Uhr abends langten wir in Nankow an, einem großen Dorfe, wo übernachtet werden sollte. Das Gebäude, das uns zum Quartier angewiesen wurde, war eine Scheune, in der ein Podium, aus Holz und gebackenem Lehm konstruiert, die Schlafstätte für uns alle bildete. Am nächsten Morgen saßen wir um 4½ Uhr wieder auf unsern Eseln, um auf holperigen, aus Steingeröll gebildeten Wegen bei Sonnenaufgang die „große Mauer" zu erreichen.

Dieſe Tour von Nankow nach der „Mauer“ und zurück bildete den intereſſanteſten Teil unſrer kleinen Expedition. Wir befanden uns auf der großen Karawanenſtraße, die von Peking durch die Mongolei und Sibirien nach Rußland führt, und hier bot ſich reichlich Gelegenheit, das Karawanenleben zu ſtudieren. Wir begegneten an dieſem Morgen nach unſrer Schätzung an 1000 Dromedaren, die, von Sibirien kommend, meiſtens mit Fellen und, von Peking kommend, mit Kuchentee, der auf jeder Seite des Tieres in Kiſten hing,

Die „große Mauer“.

beladen waren. Zu je vier oder ſechs waren die Dromedare vermittelſt Schnüre durch die Naſe aneinandergekoppelt und marſchierten ſo in unabſehbarer Reihe in gleichmäßig langſamem Schritt dahin, während wettergebräunte Mongolen, auf zottigen, kleinen Pferden reitend, den Marſch der Karawane leiteten.

Dieſe Mongolen reiſen mit ihren ganzen Familien; die Frauen ſitzen meiſt zu Pferde mit geſpreizten Beinen und ſind nur durch das herunterhängende Haar von den Männern zu unterſcheiden. Die Kinder reiten auf Kamelen in der Art, daß ſie zu mehreren auf der

einen Seite des Höckers in einem Korbe ſitzen, während auf der andern Seite eine braune Dienerin das Mahl auf rauchendem Herde bereitet.

Gegen 7½ Uhr erreichten wir den von uns erſtrebten Teil der „großen Mauer", die 100000 Ri = 6300 km lang vor mehr als 2000 Jahren von den Chineſen zum Schutz gegen die wilden Tatarenſtämme erbaut wurde und die im weſentlichen die Richtung von Oſt nach Weſt einhält. An einer Partie, wo die Mauer eingeſtürzt, wurde uns der Aufſtieg nicht ſchwer, und einmal oben, marſchierten wir etwa

Frühſtück an der „großen Mauer".

1 km bis auf einen erhöhten Punkt, wo ſich uns eine herrliche Ausſicht über die rauhen Berge auf der einen Seite Chinas, auf der andern der Mongolei bot. Es iſt ſtaunenerregend, wie ſich dieſe 60 m hohe und 30 m breite, maſſive Steinmaſſe durch das Land zieht, bald tief ins Tal hinabſteigend, bald einen hohen Berggipfel erklimmend. Das Bild iſt rauhromantiſch; kein Baum, kein Strauch, ſoweit das Auge reicht, nur graue, kahle Berge, während zu uns herauf der dumpfe Glockenklang der dahinziehenden Karawanen dringt.

Nachdem wir auf der Tatarenſeite der Mauer auf das Wohl einer ſchönen Mongolin eine Flaſche Duc de Montebello geleert,

ging's wieder denselben Weg, den wir gekommen, zurück nach Nankow, wo wir gegen 11 Uhr anlangten. Unterwegs ereignete sich ein amüsanter Zwischenfall. Als wir ein kleines Dorf passierten, versuchte eines der Kamele, seine Bürde an der Ecke eines Hauses abzustreifen, was ihm auch gelang. Im Moment, als die Kisten zur Erde fielen, gab das Tier einer derselben einen tüchtigen Tritt, der die Last an meinem Kopf vorbei über die Straße fliegen ließ. Freund E.'s Eselchen erhielt ob dieser Gewalttat einen solchen Schrecken, daß es kehrt machte und mit aller ihm zu Gebote stehenden Geschwindigkeit die Straße hinabsetzte in eine große Schafherde hinein, hier eine heillose Verwirrung anrichtend.

Der längste Ritt stand uns am heutigen Tage noch bevor; so wurde denn in aller Hast in Nankow gefrühstückt, und um 12 Uhr saßen wir wieder auf, um die Grabmäler der königlichen Familien der Mims, die jahrhundertelang in China regierten, zu besuchen. Hier stießen wir auf Schwierigkeiten mit dem Pförtner des Mausoleums, der selbst für 3 Dollar, die doppelte Taxe, die Pforte nicht öffnen wollte aus irgendeinem Grunde; in Wirklichkeit aber, um mehr Geld herauszudrücken. Nach kurzem Kriegsrat mit unserm Führer Li, der unter keinen Umständen mehr bezahlen wollte, entschlossen wir uns zu dem Radikalmittel, dem eigensinnigen Himmelssohne eine ordentliche Tracht Prügel und gar kein Geld zu verabreichen, welches Verfahren denn auch den gewünschten Erfolg hatte.

Das Grabmal der Mims besteht aus einem riesigen, plumpen Holztempel, dessen Dach von 60 gigantischen Holzsäulen getragen wird. An einigen Stellen sieht man noch Überreste von schön behauenem Marmor. Der ganze Tempel ist aber, wie das ganze riesige Chinesenreich, ein Bild des Verfalls.

Wir traten nunmehr den Rückweg nach Peking an und passierten auf diesem die berühmte Götzenstraße, auf der an beiden Seiten mächtige Statuen aus rohem Granit, Menschen und Tiere darstellend, stehen. Diese Straße zeigt den plumpen Kunstsinn des Chinesen, der in Erbauung des Tempels und dieser Statuenallee, welches die hervorragendsten Bauwerke Chinas sein sollen, nicht die geringste Spur von verfeinertem Geschmack an den Tag legt. Alles ist roh, plump, klotzig, kurz abstoßend. Freund E.'s Esel scheute derart vor diesen Statuen, daß man ihn in großem Bogen herumführen mußte, und ich konnte

mich des Gedankens nicht erwehren, daß selbst der Esel durch sein Verhalten ein Urteil über diese Art barbarischer Skulpturen abgab.

Von den Grabmälern bis zu dem Dorfe, wo Nachtquartier gemacht werden sollte, hatten wir noch 17 km zurückzulegen; diese letzte Strecke wurde Reiter wie Esel recht sauer, die Esel waren so müde, daß man beständig Finish reiten mußte, um die Tiere auf den Beinen zu erhalten; aber das war kein Wunder, hatte unsere kleine Kavalkade doch an diesem Tage die Strecke von 72 km zurückgelegt. Um 8 Uhr abends langten wir an unserm Ziele an und bezogen zum

Chinesische Droschke.

zweiten Male als Nachtquartier eine Scheune, auf deren Tenne wir herrlich schliefen.

Bei Sonnenaufgang trugen uns die verhältnismäßig wieder frischen Esel gen Peking, wo wir vor Sonnenuntergang anlangen mußten, um die Tore der Stadt nicht verschlossen zu finden. Um 7 Uhr abends bezogen wir wieder das Hotel, hoch befriedigt von den Eindrücken des mystischen Chinesenreichs im hohen Norden. Wir hatten in drei Tagen unter Zuhilfenahme eines Teils der Nacht eine Strecke von 175 km zurückgelegt, eine erstaunliche Leistung für unsere kleinen Esel. Nirgends waren wir auf Feindseligkeiten gestoßen; die Chinesen waren allenthalben friedlich und zuvorkommend, und die Rapporte über ihre revolutionäre Gesinnung sind unzweifelhaft übertrieben.

Von Peking fuhren wir denſelben Weg, den wir gekommen, zurück nach Tientſin, um dort reſp. in Taku das nächſte Schiff nach Shanghai zu nehmen. Dies ſollte aber gar nicht ſo einfach ſein. Auf den Schiffbureaus herrſchte eine ganz unglaubliche Unkenntnis der Bewegung der Dampfer, und es blieb uns zum Schluß nichts andres übrig, als aufs Geratewohl nach Taku zu fahren und unſer Glück zu verſuchen.

Der Hafenmeiſter hatte uns verſichert, daß um 2 Uhr nachmittags hohe Flut ſein werde und kein Schiff vor der Zeit abfahren könne.

Ein Brunnen in Peking.

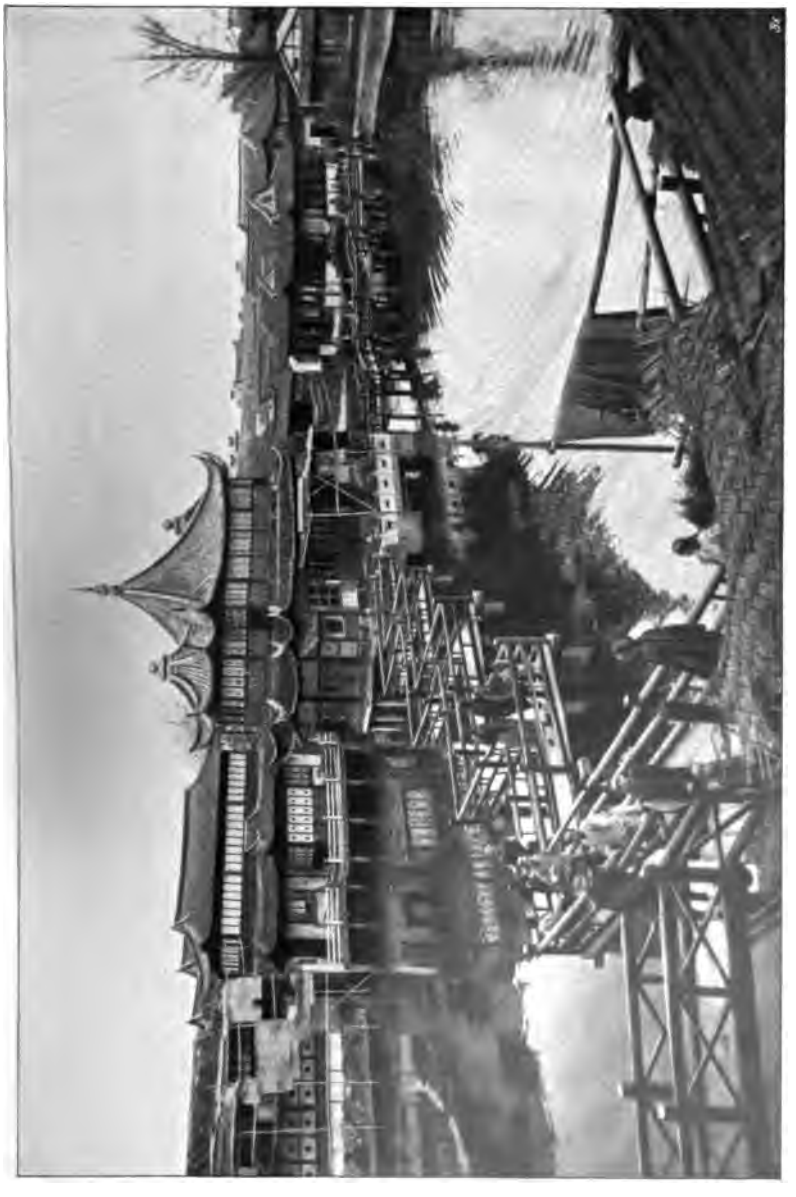
So langten wir denn um 1 Uhr in Taku an; aber wie groß waren unſere Enttäuſchung und unſer Ärger, als wir in einiger Entfernung den von uns erſtrebten Dampfer langſam auf der Lehmrinne, die ſich Peihofluß nennt, dahinziehen ſahen. Wir fuhren nun mit einem Nachen an jeden Dampfer, der auf dem Fluſſe lag, heran, um ſeine Abfahrt zu erkunden, und brachten glücklich nach zwei Stunden in Erfahrung, daß die „Shing Fung", der China Merchants Company gehörig, der nächſte Dampfer nach Shanghai ſei und in drei bis vier Tagen abfahren würde. Das Gepäck wurde nun auf dieſen Nachen geſchafft und wir kehrten nach Tientſin zurück, um etwas zu eſſen, da wir ſeit 7 Uhr morgens unterwegs waren ohne jegliche Nahrung.

Am nächsten Tage gingen wir an Bord der „Shing Fung", um so sicher zu sein, den Anschluß nicht zu verfehlen. Nach zwei Tagen endlich gingen wir den Fluß hinab und in See, um vier Tage später Shanghai zu erreichen.

Diese Stadt wird nicht ganz mit Unrecht das „Paris des Ostens" genannt, und uns erschien es nach den beschwerlichen Reisen wirklich als ein solches; denn wir verlebten in Shanghai, dank der hervorragenden Aufnahme, die wir dort fanden, wirklich einige großstädtische 24 Stunden, und nur schweren Herzens gingen wir nach Hongkong in See.

Straßenbogen in Peking.

Hatte uns Shanghai große Überraschungen auf dem Gebiete des „Lebens" geboten, so warteten unser ebenso große in Hongkong auf einem andern, dem Gebiete der Naturschönheiten. Wenn ich von mir auf andere schließen darf, so möchte ich behaupten, daß es in der Welt ganz unzureichend bekannt ist, welch großartig imposanten Hafen die Inselstadt Hongkong besitzt. Von allen Häfen, die ich auf Reisen zu sehen Gelegenheit hatte, steht die Einfahrt in diesen und die Lage der Stadt unerreicht da. Auf einem schroffen, scharf zerklüfteten Fels hat der Engländer die Stadt gebaut, die er mit



Typische chinesische Brückenkonstruktion in Shanghai.

Recht die „Perle seiner Kolonien" nennt und die durch ihre natürliche Lage eine der stärksten Seefesten der Welt darstellt. Vom Peak, dem höchsten Punkte des Felsens, hat man eine Aussicht auf Stadt und Hafen, die Tag für Tag das Auge des Reisenden in gleichem Maße reizt. Ebenso lohnend ist die Fahrt nach Canton, der Hauptstadt des südlichen China, durch die nackten Felsen hindurch, und nach Macao, der alten portugiesischen Ansiedlung, dem „Monte-Carlo des Ostens".

Hier gibt es unzählige, von der portugiesischen Regierung konzessionierte Spielhöllen, in denen Fanpan gespielt wird, ein Spiel, das durchaus fair für den Spielenden zu sein scheint. Vor einem Haufen von Cashs, das sind chinesische Kupfermünzen, von denen 1200 einen mexikanischen Dollar = 2 Mark ausmachen, sitzt ein in Seide und Samt gekleideter Chinese mit langen Nägeln, zu seiner Rechten der Kassierer und beiden gegenüber der Croupier, der das Geld auf die verschiedenen Nummern setzt. Man kann nur auf vier Nummern, von eins bis vier, setzen, und zwar in den besten Häusern bis zu 500 Dollar oder gar, wenn die Bank gewinnt, darüber. Wenn das rien ne va plus des Chinesen erschallt ist, so fängt der Zähler an mit seinem langen Stab die Cashs mit vier und vier abzuzählen, und die Zahl der schließlich übrigbleibenden Cashs gewinnt. Der gewinnende Spieler bekommt seinen Einsatz viermal ausbezahlt, weniger 8 %, die die Bank einsteckt. Wir amüsierten uns eine ganze Nacht in diesen Häusern, wo Pilsener Bier und Pommery dem Besucher ad libitum verzapft werden.

Viertes Kapitel.

Nach Manila. – Jagd auf Ceylon.

Ich fahre jetzt seit vier Jahren für die Jardin Mathesen Company „nach Manila," sagte uns der Kapitän der „Yueng Sang", „und kann die guten Reisen, die ich in den Wintermonaten dorthin gemacht, an einer Hand aufzählen." Das waren schöne Aussichten für uns! Sechs Monate im Jahr bläst hier der sogenannte Nordost-Monsun, und zwar in den Monaten Oktober bis März mit regelmäßiger Stärke, selten zum Sturm ausartend, aber immerhin stark genug, um ein Schiff von 1000 Tonnen, wie die „Yueng Sang", stets in solcher Bewegung zu behalten, daß die Arm- und Beinmuskeln der Passagiere vom Festhalten und Balancieren ermüden.

Unser Schiff nahm von Hongkong abfahrend zunächst seinen Kurs nordöstlich, um Amoy, eine kleine Hafenstadt des chinesischen Festlandes, anzulaufen. Hier sahen wir den berühmten Stein, der 100000 kg wiegen soll und so liegt und geformt ist, daß ein Mensch ihn leicht in eine schwingende Bewegung bringen kann.

Amoy selbst hat wie Canton ganz enge Straßen, etwa 5—6 Fuß breit und ist vielleicht noch schmutziger, wenn das möglich ist; die Gerüche sind wirklich nicht zu ertragen für das Riechorgan eines Europäers. Es ist geradezu unglaublich, in welchem Gestank der Chinese atmen kann; sein Geruchsinn ist vollkommen abgestumpft, denn er wird ja da geboren und bleibt bis zu seinem Lebensende in dem Duft. Nach zweitägigem Aufenthalt gingen wir endlich nach Manila in See und hatten den Wind jetzt mit südöstlichem Kurs von der Seite. Das kleine Boot war überfüllt. Wir führten,

anstatt der gesetzlich erlaubten 24, 48 Passagiere I. Klasse; doch hatten wir bei der rauhen See, Gott Dank, genug Platz bei Tisch.

Am siebenten Tage nach der Abfahrt von Hongkong erreichten wir Manila und bezogen hier das Orientalhotel, welches so überfüllt war, daß wir zu vieren in einem Zimmer schlafen mußten. Dank unsrer vorzüglichen Einführungsschreiben an den Chef des Generalstabs, den General Mc Arthur, bekamen wir nun alles aufs beste zu sehen, was es in Manila zu sehen gibt. Da waren vor allen Dingen die Festungswerke in ihrem verwahrlosten Zustande von Interesse. Alles in allem hatte Manila nur zwei brauchbare moderne Geschütze, die aber aus bisher unbekannten Gründen während der Seeschlacht von Cavite gar nicht auf die amerikanische Flotte abgeschossen wurden, obgleich sie dieselbe bei der geringen Entfernung leicht hätten zugrunde richten können. Alle die andern Geschütze, Hunderte an der Zahl, sind große, eiserne Mörser, wie man sie im Zeughause in Berlin als Kuriosität ausgestellt sieht. Daneben liegen hübsch aufgetürmt die alten eisernen Rundkugeln, alles in Rost und Schmutz natürlich.

Manila selbst ist eine sehr gut angelegte Stadt mit guter Pflasterung, guten Gebäuden, und Pferdebahnen. Die Stadt befand sich in einem ziemlich guten Reinlichkeitszustande, dank des dreitägigen Reinemachens, das die Amerikaner bald nach ihrer Ankunft abgehalten hatten. Manila befand sich noch im Belagerungszustand; Tag und Nacht machten Patrouillen die Runde in den Straßen. Die Haltung der Soldaten, die zu neun Zehnteln Freiwillige waren, war eine weit bessere, wie ich erwartet hatte. Unbegreiflich schlecht war ihre Kleidung. Man sah manchen Soldaten in Fetzen und Lumpen, was ganz unverständlich ist bei dem Reichtum der amerikanischen Regierung. Wahrscheinlich fließt das Geld, welches der Staat zur Bekleidung der Truppen auswirft, zum großen Teil in die Hände der amerikanischen Beamten, anstatt tatsächlich ausgegeben zu werden.

Das Interessanteste in Manila waren nun natürlich die in der Seeschlacht von Cavite in den Grund gebohrten spanischen Kriegsschiffe. Cavite liegt 12 km von Manila nach Westen in der Bucht; wir fuhren mit einem kleinen Dampfer hinaus, um unsere Empfehlungsschreiben einem Offizier der „Olympia", dem Flaggschiff des Admirals Dewey, zu präsentieren. Hier wurden wir gut empfangen,

und von der Brücke des Kriegsschiffs aus erklärte man uns den Verlauf der Schlacht. Sechs spanische Schiffe lagen noch unter Wasser, nur die Kamine und Masten ragten hervor; drei waren von den Amerikanern bereits gehoben worden und sollten repariert als Kreuzer verwendet werden. Sämtliche spanischen Schiffe waren bedeutend kleiner wie die amerikanischen, und auch für einen Laien ist es ersichtlich, daß sie gegen die Kolosse der Yankees keine Chance hatten. Dewey hat seinen ebenso schnellen wie gründlichen Erfolg in der Schlacht bei Cavite hauptsächlich der von ihm angewandten Kriegslist zu verdanken.

Sobald der Krieg ausgebrochen, so erzählte uns ein guter Gewährsmann, erklärte Dewey, daß die Maschine eines seiner besten Schiffe beschädigt sei. Die Amerikaner brachten dasselbe in Hongkong ins Trockendock und fingen an nach Leibeskräften in demselben zu hämmern. Am nächsten Tage behauptete der Admiral, der zuvor Ordre erhalten hatte, sich mit der spanischen Flotte in Manila zu beschäftigen, die Maschine sei so weit instand gesetzt, daß er mit halber Kraft nach Manila in See gehen könne, daß er die ganze Flotte nur halbe Kraft fahren lassen würde, da er ohne das defekte Schiff sich zu schwach für die Spanier halte. Dies alles wurde natürlich pünktlich vom spanischen Konsul in Hongkong nach Manila telegraphiert, und Dewey dort in fünf bis sechs Tagen avisiert. Einmal auf hoher See und außer Sicht von Hongkong setzte er Volldampf auf, denn die Schiffe waren alle in bester Ordnung und erreichte Manila so anstatt in fünf in zweieinhalb Tagen, überrumpelte die Spanier bei Tagesgrauen des 1. Mai, gerade als die Marineoffiziere von einem großen Bankett, gegeben vom Gouverneur in Manila, auf ihre Schiffe zurückkehrten.

Die Amerikaner erheben Dewey zu den Göttern; die gelbe Presse stellt ihn Nelson zur Seite. Das ist ja natürlich alles Unsinn, zugestanden muß aber werden, daß der Admiral sich seiner Aufgabe, die spanische Flotte im Stillen Ozean kampfunfähig zu machen, rasch, gründlich und nur mit ganz geringem Verlust an Menschenleben auf seiner Seite entledigt hat. Die Spanier haben ihm natürlich gründlich dabei geholfen durch Garnicht-Schießen, Schlecht-Schießen und dadurch, daß der Marine- und Landgouverneur von Manila die von der spanischen Regierung vor zirka vier Jahren zu Befestigungs-

zwecken ausgeworfenen 20000000 Pesetas mehr oder weniger redlich unter sich und ihre Untergebenen verteilt haben und nur ca. 4—5 Millionen ihrem eigentlichen Zwecke opferten; ob diese aber auf Befestigungsanlagen verwandt worden sind, ist auch nicht sicher.

Die Rückreise von Manila machten wir wieder auf der „Nueng Sang", demselben Schiff, mit dem wir gekommen, und es zeichnet sich diese Reise dadurch aus, daß sie die schlechteste Seereise war, die ich bis heute gemacht habe. Das kleine Schiff rollte in der von Nord nach Süd gehenden See derartig, daß man glauben konnte, es würde umkippen. Die zweite Nacht sollte die schlimmste werden. Freund H. und ich hatten die Kapitänskabine, und ich hatte das Glück, beim Losen das Bett zu gewinnen, während H. auf dem Sofa schlafen mußte. Da dieses keinen Schutz bot, um das Herausfallen zu verhindern, wurden des Abends Kisten und Koffer gegen das Sofa gestellt. In der zweiten Nacht aber wachte ich auf durch einen Höllenlärm, und der Anblick, der sich mir bot, nachdem ich das elektrische Licht angedreht, war wirklich für die Götter. Die Kisten und Koffer waren gerutscht; H., vom Sofa gefallen, hatte eine Kiste „G. H. Mumm" auf dem Magen liegen und behauptete, der Sekt sei in diesem Zustande ungenießbar. Dazu waren die Regale der Bibliothek gebrochen; es lagen einige 80 Bücher herum; unsere Kiste Konserven mit eingemachten Erbsen, Stangenspargeln usw. war umgefallen; diverse Flaschen Whisky, Wermut, Gin und Angustura-Bitters, unser Cocktailmaterial, waren zerbrochen und mischten sich ohne unsere Hilfe. Dazu kamen noch einige 60 Kisten Manilazigarren mit einigen hundert Bündeln Zigaretten — und das Chaos war komplett. Nachdem es H., der unter allen diesen schönen Sachen lag, nach längerer Zeit gelungen war, aufzustehen, kam er bei einer neuen starken Bewegung des Schiffes durch die Luft in meine Koje geflogen, nicht ohne sich vorher den Kopf anzurennen. Ich hielt ihn nun fest, während unter uns der ganze Haufe regelmäßig mit der Schiffsbewegung auf und ab ging. Drei Tage dauerte dieser Tanz bis Hongkong; Manila habe ich auf ewig Valet gesagt.

Von Hongkong erreichten wir in vier Tagen Saigon, die Hauptstadt des französischen China, Cochinchina genannt. Diese Kolonie übertrifft, was Pflege der Stadt, des Parks und europäischen Lebens

angeht, bei weitem alles Gesehene. Man glaubt sich in Europa, wenn man des Abends über die weiten elektrisch beleuchteten Boulevards zu einem wirklich guten Theater fährt. Kommerziell von geringer Bedeutung, haben die Franzosen aus Saigon eine ganz reizende Kolonie gemacht.

Von Singapore, das wir in vier Tagen erreichten, wollten wir nach Batavia fahren; da es aber gerade Regensaison war und wir eine gute Dosis hiervon in Singapore abbekamen, fuhren wir gleich durch nach Colombo.

Endlich war ich da angelangt, wo ich Gelegenheit haben sollte, mein Kaliber-10-Gewehr, das ich so weit mitgeschleppt und dessentwegen ich so manche Neckerei hatte über mich ergehen lassen müssen, in Gebrauch zu nehmen.

Das Grand-Oriental-Hotel brachte auf meinen Wunsch bald einen Shikari, Coney Appo mit Namen, zur Stelle, und der Mann, ein Singhalese, machte einen vorteilhaften Eindruck auf mich. Er hatte viele gute Zeugnisse aufzuweisen von Sportsmen aller Nationen, u. a. auch einen Brief von einem englischen Regierungsbeamten, in welchem er mit Shikari tituliert wurde, d. h. Jagdleiter. Coney Appo behauptete, mir einen Schuß auf einen Elefanten garantieren zu können, und da dies ja gerade mein Fall war, engagierte ich den Mann sofort für vier Wochen.

Obgleich mein Freund Hutchinson noch nie in seinem Leben einem Stück Wild ein Härchen gekrümmt hatte, bedurfte es keiner langen Überredung, ihn zu bewegen, sich mir anzuschließen, und selbst Ellsworth fand sich bereit, uns zu begleiten, obgleich er gar nicht schießen kann, da ihm eine Hand fehlt. Wir begaben uns nun mit Coney Appo, mit dem wir uns bald befreundeten, zum Museum in Colombo, und er erklärte uns hier an dem dort aufgestellten Gerippe den Kopf des Elefanten sowohl wie auch das Knie des Tieres, die beiden Stellen, wo der indische Elefant meist beschossen wird. Der Kopf bietet eine ziemlich große verwundbare Stelle, d. h. eine Kugel über die Augen nach der Mitte zu auf die Stirn placiert, sowie bei einer

halb spitzen Stellung von hinten durch das Ohr geschossen, dringt unbehindert von Knochen in das Gehirn und hat stets den sofortigen Tod des Elefanten zur Folge. Wenn der Kopf nicht gut sichtbar ist, wohl aber die Kniescheibe, so empfiehlt sich ein Schuß auf diese, da das Tier mit einem zerschmetterten Knie sich nicht von der Stelle bewegt, und man es dann aus nächster Nähe in den Kopf schießen kann.

Nach viertägigen Vorbereitungen verließen wir am 1. Januar 1899 um 6 Uhr abends Colombo und trafen um 11 Uhr in Galle ein, wo wir in einem leidlich guten Hotel übernachteten und zugleich Abschied vom Eis nahmen, d. h. von kühlen Getränken; denn was wir von jetzt an zu trinken bekommen sollten, war nie unter 20° oder mehr. Morgens um 6 Uhr ging's weiter per Bahn bis Matara, der Terminusstation der Eisenbahn, von wo uns eine Royal mail Coach abends um 8 Uhr nach dem 78 km entfernten Hambantota brachte. Hier bezogen wir zum ersten Male eines der sogenannten „Rasthäuser".

Die englische Regierung hat in den kultivierten Teilen Ceylons kleine Häuser errichtet, um dem Reisenden Unterkunft für die Nacht zu ermöglichen. In Hambantota wohnt der Regierungsagent, von dem man sich die Jagdscheine geben lassen muß. Ein Jagdschein, der zum Abschuß allen Wildes, mit Ausnahme der Elefanten und Büffel, berechtigt, kostet 4,20 Mk. und ist für drei Monate gültig. Für jeden Elefanten ist ein besonderer Schein nötig, der 120 Mk. und für jeden Büffel wiederum ein besonderer, der 24 Mk. kostet.

In dem Beamten Horsbourgh fanden wir einen sehr offiziellen Herrn, um ihn nicht eingebildet zu nennen; er erklärte uns, daß wir höchst ungelegen kämen, da er in einigen Tagen zwei Jagdgesellschaften, die Prinzen von Turin und Teano und ferner den englischen Lord Lonsdale erwarte, die auf Einladung der Regierung in diesem Distrikt zu jagen beabsichtigten und deren eine von ihm und die andere vom Oberförster geführt werden sollte. Man kann sich denken, daß es Herrn Horsbourgh nicht paßte, eine Jagdgesellschaft wie die unsrige vor sich zu wissen und das bereits kurz zuvor bejagte Terrain mit den hohen Herrschaften aufzusuchen. Er konnte uns aber die Erlaubnis nicht verweigern. Um jedoch seinem Unmut Ausdruck zu geben, limitierte er uns auf nur einen Elefanten und vier Büffel,

für jeden von uns einen (wir hatten den Diener Paulson ebenfalls als Sportsman figurieren lassen).

Nachdem der Agent uns noch auf die Gefahren aufmerksam gemacht hatte, die die Jagd auf Elefanten für unerfahrene Jäger wie wir mit sich brächte, führte er uns an ein kleines Denkmal heran, welches in memoriam eines auf der Elefantenjagd ums Leben gekommenen früheren Gouverneurs von Ceylon errichtet worden war, und entließ uns endlich mit dem Bemerken, daß einer von uns wohl nie das blaue Gestade in Hambantota wiedersehen würde. Er wollte uns offenbar von unserm Vorhaben abbringen, hatte damit aber kein Glück, und wir brachen noch an demselben Nachmittag auf, fest entschlossen, dennoch zwei Elefanten zu erlegen, d. h. H. und ich je einen und eventuell die 600 Mk. Strafe, die auf das Töten eines Elefanten ohne Erlaubnisschein gesetzt waren, zu bezahlen.

Unser Trupp bestand aus 32 Singhalesen und neun von je vier Ochsen gezogenen Wagen, die mit einem großen Zelt und dem nötigen Proviant für vier Wochen bepackt waren. Für heute war unser Ziel das Rasthaus „Welligatta", 14 km von Hambantota entfernt.

Auf dem Wege dorthin bot sich uns Gelegenheit, die Büchse in die Hand zu nehmen, und zwar auf Krokodile. Der Tracker, d. h. der Pfadfinder, führte uns am Ufer eines sumpfigen Flusses entlang, und es dauerte nicht lange, so sahen wir ein Krokodil von etwa zehn Fuß Länge im Wasser verschwinden, ohne einen Schuß anbringen zu können. Bald darauf sahen wir ein zweites, auf das zwei Kugeln abgegeben wurden, mit welchem Resultat, ließ sich leider nicht konstatieren, da das Tier sofort nach den Schüssen im Wasser untertauchte. Wir sahen dann noch ein drittes, ohne einen Schuß darauf abgeben zu können.

Zur Linken breitete sich ein großer See aus, auf dem reges Leben herrschte. Tausende von Vögeln aller Größe und Arten, vom hochbeinigen Flamingo und dem schwerfälligen Pelikan mit seinem Riesenschnabel bis zu den zahllosen Vögeln, die der Singhalese kurz mit Reisvögel bezeichnet, letztere meist ganz weiß und variierend von der Größe eines Haushuhns bis zum Spatz, kreisten und schwammen im bunten Durcheinander. Wir ließen die Krokodile jetzt in Frieden,

nahmen wieder auf dem Ochsenwagen Platz und erreichten um 6 Uhr abends das Rasthaus.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr brachen wir auf, um einen Birschgang auf Sambur-Hirsche zu unternehmen. Ich mußte mich begnügen, zahlreiche Fährten zu konstatieren, bekam aber keinen Hirsch zu Gesicht, während meine Freunde einen Geweihten vorbekamen, aber nicht schußgerecht. Auf dem Heimweg sah ich weitere drei Krokodile, einen Schakal und ein Stachelschwein, alles aber nur in der Ferne. Nachdem ich einen Schuß auf 250 Schritt auf einen Flamingoschwarm abgegeben, ohne Schaden anzurichten, kehrte ich nach „Welligatta" zurück, von wo wir gleich aufbrachen, um das nächste Rasthaus „Wirawilla", 12 km entfernt, noch an demselben Tage zu erreichen.

Nach eingenommenem Frühstück schossen wir einige Seemöven und gingen dann auf den Anstand auf Hirsche. Auf dem Wege dorthin — ich studierte gerade die Fährte eines Büffels — hörte ich plötzlich starkes Brechen der Äste dicht neben mir im Dickicht und war der bestimmten Meinung, im nächsten Moment einem Elefanten gegenüberzustehen. Ich nahm meinem Tracker das Elefantengewehr von der Schulter; dieser wollte es aber nicht freigeben, indem er wiederholt „Monkey" rief. In der Tat sah ich nun zwei große graue Affen in einem hohen Baum von einem Ast zum andern setzen; ich wollte eine Kugel anbringen, konnte aber der Äste wegen nicht schießen, und im nächsten Moment sprang einer der Affen mit einem Satz über den schmalen Pfad, der durchs Dickicht führte. Als der zweite hinübersprang, schoß ich mit Nr. 0 und mußte den Affen auch getroffen haben, da er jämmerlich klagte und wir auch Schweiß fanden; er kam jedoch nicht zur Strecke. Einen Hirsch bekam ich nicht zu sehen, schoß aber auf dem Heimweg einen Affen vom Baume herunter.

Da wir beschlossen hatten, gleich weit genug ins Land vorzudringen, um nicht mit den uns folgenden Jagdgesellschaften zu kollidieren, brachen wir am nächsten Morgen wiederum um 4 Uhr auf, erreichten aber Kerinda, 18 km, erst gegen 11 Uhr, da auf dem Wege eine Brücke fortgeschwemmt war und wir jedesmal 12 Ochsen vor einen Wagen spannen mußten, um den Fluß zu durchqueren. Der Birschgang am Nachmittag fiel unbefriedigend aus; es freute mich aber, zahlreiche Fährten von Hirschen, Büffeln und auch eines

Leoparden konstatieren zu können, zeigten sie doch, daß das Wild wirklich da war.

Usaw, unser bester Tracker, den wir am Nachmittag allein ausgeschickt hatten, um Elefantenfährten zu suchen, rapportierte am Abend, daß ein guter Elefant in der Nähe sei, und wir jedenfalls versuchen müßten, ihn am nächsten Morgen zu stellen. H. und ich losten darum, wer von uns den ersten Schuß auf Elefanten haben sollte, und H. gewann. So zogen wir am Morgen, acht Mann hoch, nämlich wir drei Freunde, drei Tracker, Coney Appo und ein Frühstückskorb, aus und stießen schon nach kurzer Zeit auf die frische Fährte eines großen Elefanten.

Man kann die Größe des Elefanten nach der Fährte genau berechnen, denn die Peripherie des Vorderfußes repräsentiert zweimal genommen seine Höhe bis auf wenige Zentimeter genau. Bald fanden wir frische Losung, die von den Trackern jedesmal mit dem Fuß auf die Temperatur untersucht wird, woraus sie dann auf die Entfernung des Wildes schließen können. Wir marschierten im Gänsemarsch, Usaw, H. als zweiter in der Linie mit meinem Kaliber 10 in der Hand, nahezu zwei Stunden, ein beschwerliches Gehen, durch das Dickicht mit seinen großen und kleinen Dornen, die uns häufig zwangen stillzustehen, um uns aus ihrem schmerzhaften Gewirr herauszuwinden. Die Losung wurde immer wärmer; wir hatten guten Wind, und so waren alle Chancen da, auf den gesuchten Dickhäuter zu stoßen. Plötzlich — Usaw war von der richtigen Fährte abgekommen — sah ich zu meiner Linken, etwa auf 25 Schritt, eine graue Fläche, die sich im Dickicht bewegte, und gab sofort das Zeichen zum Stillstehen, denn es war der gesuchte Elefant. H. ging nun allein mit den beiden zuverlässigen Trackern in die Front, während wir andern uns dicht zusammenstellten, alle natürlich mit geladenen Gewehren, um eventuell das Tier, sollte es verwundet werden und uns annehmen, mit einer Salve zu empfangen. Wenige Minuten später dröhnte der Wald von fünf Schüssen wider, und wir sprangen zum Schauplatz, um vor uns den Riesen tot am Boden liegen zu sehen. H. hatte mit dem ersten Schuß das Gehirn getroffen, die übrigen Schüsse waren überflüssig; jedoch ist Vorsicht immer geraten.

Es wurde nun zunächst ein tüchtiger Trunk getan, galt es doch

nicht nur eines Freundes ersten Elefanten, sondern zugleich auch das erste Stück Wild, das er je erlegt, totzutrinken, und mir gab der glückliche Verlauf der Jagd ebenso große Satisfaktion wie dem Schützen, da ich ja die direkte Veranlassung dazu gewesen war.

Der Elefant maß zirka neun Fuß in Höhe und ist somit ein würdiger Repräsentant seiner Rasse und so groß, wie die Elefanten auf Ceylon überhaupt werden. Hier gleich ein Wort über die Gefahren der Elefantenjad, wobei ich mich auf mündliche Berichte und Zitate erfahrener Jäger stütze. Die Gefahren der Jagd auf Elefanten werden im allgemeinen wie die Gefahren beim Jagen auf alle wilden Tiere weit überschätzt.

Wir müssen bei der Jagd zwei verschiedene Elefanten unterscheiden: erstens den Herdenelefanten und zweitens den Rogue, oder Solitaire, der immer allein geht. Im allgemeinen sind die Herdenelefanten gutmütige Tiere, die dem Menschen, wenn sie können, stets aus dem Wege gehen, wohingegen ein Rogue, d. i. ein meistens altes Männchen, ein ganz unzuverlässiger Geselle ist, der manchmal den Menschen, auch ohne von ihm belästigt worden zu sein, angreift. Diese Rogues kommen aber nur selten vor, und es wäre irrig, anzunehmen, daß jeder allein aufgefundene Elefant ein Rogue ist. Ausnahmen kommen natürlich auch bei den Herdenelefanten vor, und es empfiehlt sich stets, auf der Hut zu sein, d. h. sich den Rücken freizuhalten, um bei einer eventuellen Attacke auf die Seite springen zu können. Es kommt vor, daß gereizte Elefanten sich auf ihre Verderber stürzen, und einzelne von diesen haben auch wirklich ihr Leben unter den Fußtritten der Waldriesen ausgehaucht.

Die Elefantenjagd auf Ceylon wird stets in der oben beschriebenen Weise betrieben. Der Elefant äst die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen, wobei er manchmal 10—12 km zurücklegt, sich seine Lieblingsblätter und Gräser aussuchend, bis er gegen 9 Uhr stehen bleibt oder sich auch niedertut, um den Verdauungsprozeß vor sich gehen zu lassen. Die Tracker folgen der Spur eines Elefanten, wie ein guter Hund der Spur eines Hirsches folgt; für europäische Augen unmerkliche Spuren bilden für sie deutlich geschriebene Blätter eines ihnen verständlichen Buches. Eine große Hauptsache ist die Berücksichtigung des Windes; denn der Elefant hat ein äußerst feines Witterungsorgan, während er sich an das Geräusch, das der sich

nähernde Jäger macht, nicht stößt, wohl aus dem Grunde, weil die Äste, die er mit seinem Riesenleib im Dickicht mit sich nimmt, immer zurückschlagen oder brechen und so beständig ein Geräusch verursachen, vielleicht auch hält er den Jäger für niederes Wild, das er ja nicht zu fürchten braucht.

Am Nachmittag desselben Tages ging ich auf die Pfauhahnbalz, wenn ich es so nennen darf. Nach zweistündiger Birsch hörten wir den Schrei eines Hahnes, wie wir ihn auf den Bauernhöfen des Niederrheins zu hören gewohnt sind. Dortzulande hat der Pfau das Renommee eines stupiden Tieres; hier in der Wildnis ist er bekannt, das klügste und scheueste aller Tiere zu sein. Mein Tracker und ich näherten uns langsam dem schreienden Hahn, und es dauerte nicht lange, daß Usaw darauf bestand, ich sollte auf dem Bauche einherkriechen. Um mich am Aufstehen zu verhindern, hielt er beständig seine Hand auf mein Rückgrat, und ich ließ es ruhig geschehen, da der Mann mich mit seinem großen Eifer amüsierte; weit weniger amüsant waren die Dornen, in die man Knie und Hände freiwillig hineinlegen mußte. Der Schrei des Pfaues wurde immer intensiver, so daß wir nicht weit von ihm entfernt sein konnten.

Vor uns lag jetzt eine Wiese, auf deren andrer Seite dichtes Gestrüpp; vom Pfau war nichts zu sehen, sondern nur in regelmäßigen Zeiten sein Schrei vernehmbar. So lagen wir wohl 45 Minuten, als ich auf einmal ein großes Rad von Federn sah, den Pfau; er stand hinter einem Baum und schlug einmal ums andere sein Rad, ohne daß ich seines Körpers ansichtig wurde. Da der Pfau hier zum edlen Wild gehört, hatte ich den Drilling auf Kugel gestellt. Als ich aber das Tier sich fortbewegen sah, im Dickicht nur einen Schein erspähend, warf ich um und schoß zwei Läufe Roller. Der Pfau ging hoch, jedoch war ich gleich beruhigt, denn er stieg etwa 100 m senkrecht in die Höhe, also Kopfschuß, und 500 m von uns fiel der riesige Vogel in den Wald. Nach zweistündigem Suchen in den Dornen fanden wir ihn. Es war ein alter Hahn, der, vom Kopf zum Schwanz gemessen, 2,12 m maß.

Am nächsten Morgen kroch ich zwei Stunden auf dem Bauch durch überschwemmte Wiesen, um zu einem Hahn zu gelangen. Ich kam aber nur auf 200 Schritt heran, dann ging er hoch, und ich mußte mich an diesem Morgen mit einigen Wildenten begnügen. Auf dem Birsch-

gang am Nachmittage fehlte ich einen Schakal mit der Kugel auf hundert Schritt und einen Marabu im Fluge. Die Marabus sind riesige Aasvögel mit schwarzen Flügeln und einem langen Hals und werden besonders wegen ihrer kurzen, weißen Federn, welche sie unter den Schweiffedern tragen, von der Putzmacherin geschätzt.

Tags darauf wurde das Lager wieder abgebrochen, und wir marschierten weiter in die Wildnis nach Palletta Pana, 11 km. Bis Kerinda hat der Engländer eine leidlich gute Fahrstraße gebaut; von hier aus aber weiter gibt es nur einen durch das Dickicht geschlagenen Pfad, der in einem schauderhaften Zustand war durch den in diesem Jahr besonders reichlich gefallenen Regen. Pferde sind hier gar nicht zu verwenden; nur der Ochse, der sich beim Einsinken in den Schlamm nicht aufregt und ruhig weiter zieht, kann hier die gewünschten Dienste tun.

Diese Tiere sind äußerst klug und verständig; so verlor heute ein Wagen die Furt, als wir einen Fluß durchquerten, und letzterer trieb den Viererzug zu Tal. Die Ochsen schwammen ruhig, bis sie wieder Grund faßten und zogen dann den Wagen mit vereinten Kräften das steile Ufer hinan. In Palletta Pana blieben wir nur zur Nacht. Es ist dies das letzte Rasthaus.

Am nächsten Morgen machten wir weitere 14 km nach Buttawa, wo wir auf einem Plateau von Felsen unmittelbar an der See unser Zelt aufschlugen. Von allen Plätzen, wo wir bis jetzt kampiert hatten, war Buttawa der schönste und kühlste. Vor uns wälzt die See ihre Wogen gegen den harten Fels; zur Rechten liegen die mit Kaktus bewachsenen Dünen; hinter uns das Dickicht, und zur Linken endlich dehnt sich eine saftige, weite Ebene aus; ein Lieblingsplatz des Wildes an frühen Morgen- und späten Nachmittagsstunden.

Der 10. Januar repräsentierte einen von jenen Regentagen in den Tropen, wo das Wasser buchstäblich in Eimern niedergeht bei einer unangenehmen feucht-heißen Temperatur. Ich ging aber doch hinaus, da an solchen Tagen die Bären gerne aus dem Wald auf die Blöße treten, wenn der Regen kurze Zeit aussetzt. Zunächst fehlte ich mit der Doppelbüchse in der oben erwähnten schönen Ebene einen starken Keiler, der vor mir auf 50 Schritt stand und mich anäugte, offenbar im unklaren, wer ich denn war. Ich beging wieder einmal den alten Fehler des Zu-hoch-schießens, auf das ganz unzweifelhaft

90% aller Fehlschüsse mit der Kugel zurückzuführen sind. Als guter Jäger schob ich natürlich den Fehlschuß auf die Büchse und vertauschte dieselbe im Weitergehen mit dem Drilling, was ich später sehr bereuen sollte.

Ich hatte die Ebene durchquert und war in das Dickicht getreten, das, etwas lichter als gewöhnlich, hier und da einige freie Stellen aufzuweisen hatte. Auf einer dieser Lichtungen bemerkte ich plötzlich ein mittelgroßes, schwarzes Tier hinter einem niederen Strauch und hielt es im ersten Moment für einen ganz kleinen Elefanten. Ich blieb sofort stehen, während der vor mir gehende Tracker, der weder das Tier gesehen noch bemerkt hatte, daß ich stehen geblieben war, weiterging. Der hinter mir gehende Tracker flüsterte mir gleich zu „Bär" und wollte mir das Kaliber-10-Gewehr in die Hand drücken, als Meister „Petz", der uns nun bemerkt hatte, hinter dem Strauch hervortrat und mich, sich breit auf 26 Schritt vor mich hinstellend, anäugte. Da hieß es keine Zeit verlieren, und ich gab die Kugel aus dem Drilling ab, worauf der Bär zusammenstürzte und zweimal nach der Wunde, die die Kugel geschlagen, schnappte. Ich ließ nun den Drilling fallen und nahm dem Tracker die andere Büchse ab; da ich dieselbe aber spannen mußte, verlor ich einige Sekunden, der Bär nahm sich hoch und war, als mein Schuß krachte, bereits im Dickicht verschwunden. Nun wurde der bekannte alte Fehler des Nachlaufens gemacht. Ich stürzte mich in das Dickicht, von den Trackern gefolgt, ein ebenso dummes wie gefährliches Unternehmen, da der Busch so dicht war, daß man bei einer plötzlichen Attacke die Flinte nicht einmal hätte hochbringen können. Der Bär klagte laut unmittelbar vor mir; ich wurde aber bald ruhiger und gab die Nachsuche auf mit der Absicht, am Nachmittage mit einer kurzstieligen Axt und einem Revolver bewaffnet, ein bedeutend besseres Verteidigungsmittel in solchen Fällen wie das Gewehr, die gründliche Nachsuche aufzunehmen.

Der Bär Ceylons ist derselbe wie der indische Lippenbär; er ist tief schwarz mit einer halbmondartigen weißen Bläße auf der Brust. Sein Pelz ist sehr lang, besonders auf dem Rücken, und erinnert an das Haar einer Pferdemähne. Obgleich die Bärenjagd zum gefährlichen Weidwerk gehört, so sind die Gefahren, denen der Jäger ausgesetzt ist, unter normalen Umständen nicht sehr groß; der Bär geht

dem Menschen stets aus dem Wege, solange er kann; sogar wenn er, wie in meinem Falle, verwundet ist.

Im weiteren Verlaufe dieses Morgens flüchtete ein starker Hirsch an mir vorüber, den ich fehlte, und gleich darauf auf 80 Schritt ein andrer, der im Feuer zusammenbrach, um aber gleich wieder hoch zu werden. Eine zweistündige Nachsuche führte zu keinem Resultat, was nicht wundernimmt bei dem Dickicht und ohne Hunde. Letztere kann man hier gar nicht verwenden, da dieselben, der Schweißspur folgend, bald auf einen der zahlreich vertretenen Leoparden stoßen würden. Der Erfahrung gemäß verbellt der Hund den Leoparden, und dieser macht dem armen Tiere dann durch einen Sprung ein Ende.

Am Nachmittage zogen wir alle zusammen mit allen Gewehren nach der Stelle, wo ich den Bär verlassen hatte; nach einer regelrechten, leider erfolglosen Razzia mußten wir das Tier bei Sonnenuntergang aufgeben. Freund H., der immer eine entgegengesetzte Richtung von mir einschlug, hatte auch eine ganze Liste Wild beschossen, aber nichts zur Strecke gebracht. Wir schossen eben beide ganz kläglich, denn die Übung fehlte uns, und ich glaube, daß auch die große Hitze einen entnervenden Einfluß auf alle Organe des Menschen hat, solange man nicht daran gewöhnt ist.

Der nächste Morgen fand uns wieder früh im Wald und zwar auf Elefantenfährte. Wir marschierten fünf Stunden lang, der Fährte folgend, wieder wie beim ersten Male im Gänsemarsch, kreuz und quer durch das Dickicht, diesmal war ich in der Front. Wir konnten das Tier aber nicht einholen, bekamen schlechten Wind und mußten unverrichteter Sache zurückkehren. Am 11. Januar war wieder Marschtag, und wir erreichten gegen Mittag, nach einem Marsch von 6 km, den Nalafluß, einen reizenden kleinen Strom, an dessen Ufer riesige alte Bäume stehen, die von Hunderten von kleinen Affen bewohnt sind. Diese gerieten bei unsrer Ankunft in große Aufregung, sprangen von einem Ast zum andern, hielten zu Dutzenden zusammensitzend Konferenzen ab, bei denen wir jedenfalls das Hauptthema bildeten, kurz, sie waren so possierlich, daß wir uns nicht entschließen konnten, einen Schuß auf die drolligen Tierchen abzugeben.

Über den Nalafluß gibt es keine Brücke, und das Übersetzen mit den schwer beladenen Wagen nahm so viel Zeit in Anspruch, daß wir erst spät abends nach weiteren zurückgelegten 6 km in Pellinawa anlangten.

Unterwegs stieß ich ganz unverhofft auf einen Elefanten. H. war rechts, ich links von dem Wege gegangen, den die Wagen einschlugen, um alle Chancen der Jagd wahrzunehmen. Ich war gerade dabei, mit dem Glas ein Rudel gefleckter Hirsche auszusuchen, deren verschiedene auf einer großen Heide ästen, als plötzlich ein lautes Krachen vernehmbar wurde, verursacht durch einen Elefanten, der eben einen dicken Ast abgebrochen hatte. Schon nach wenigen Minuten befand ich mich vor dem riesigen Tier, das bald mit dem Rüssel das Gras mähte, bald armdicke Zweige von den Bäumen brach und dann und wann einen behaglich grunzenden Ton von sich gab. Leider konnte ich nur die Umrisse sehen und nichts von der verwundbaren Stirn, die vollkommen von dichtem Laub bedeckt war, so daß wir beschlossen, zu warten, bis der Elefant seine Position gewechselt haben würde, in der Hoffnung, dann besser abkommen zu können.

Wir setzten uns ganz gemütlich hinter einen Strauch — mit gutem Wind natürlich — und warteten wohl eine Stunde, ohne daß der Dickhäuter, der gerade einen besonders guten Baum gefunden haben mußte, seine Stellung wesentlich veränderte. Da es anfing dunkel zu werden, hieß es bald zur Arbeit schreiten oder gar nicht schießen; das letztere war mir am einleuchtendsten, jedoch Usaw ließ mir keine Ruhe. Er behauptete, dies sei der größte Elefant der ganzen Gegend; er kenne ihn schon seit zehn Jahren, und ich müßte wenigstens einen Schuß auf ihn abgeben. Ich machte nun alle möglichen Versuche, um Visier, Korn und Schädel in eine Richtung zu bringen; es wollte mir aber weder auf der Erde liegend noch auf Usaws Schultern sitzend gelingen, und so ließ ich denn widerwillig nach einer weiteren halben Stunde Wartens auf 15 Schritt den rechten Lauf des Paradox fahren. Der Elefant machte nach dem Schuß eine scharfe Wendung nach rechts und entfernte sich lautlos mit großer Schnelligkeit über die Lichtung in den Wald. Die Stelle, wo er gestanden, war sumpfig, und überall da, wo er sein zierliches Füßchen hingesetzt, hinterließ er runde Wassertümpel in der Größe einer kleinen Kinderbadewanne.

Am folgenden Morgen zogen wir wieder alle zusammen hinaus; Usaw brachte mich schon nach einer Stunde in die unmittelbare Nähe eines andern, etwas kleineren Elefanten, wie der tags zuvor beschossene war. Meine beiden Freunde blieben nun zurück mit Coney

Appo und den andern Leuten, während Usaw und ich in die Front gingen. Der Elefant drehte uns sein Hinterteil zu, und es war in dieser Position kein Schuß anzubringen; um ihn herumgehen konnte ich auch nicht, da er dann Wind bekommen hätte, und so hieß es also abwarten, bis das Tier sich zu einer für mich günstigeren Stellung bequemen würde. Nach einer halben Stunde schlug Usaw vor, er wollte das Tier durch Geräusch veranlassen, sich umzudrehen, was er dann auch, so unglaublich es klingen mag, binnen weniger Minuten fertig brachte. Wir blieben auf unsern Plätzen stehen, und Usaw begann zu husten und zwei Stöcke Holz aufeinanderzuschlagen, worauf der Elefant sich wirklich ganz behutsam umdrehte, leider nicht, ohne auch dabei einen Schritt vorwärts zu machen. Ich sage leider; denn nun verdeckte wiederum einer der leidigen Äste seinen Kopf. Ich hatte Usaw versprechen müssen, auf sein Kommando zu schießen, denn er behauptete, der Elefant könnte eventuell, wenn er unser ansichtig würde, zur Attacke übergehen. Den unteren Teil des Rüssels konnten wir gut sehen; wir waren nur 17 Schritt von ihm entfernt, und das Tier stand nunmehr ganz spitz.

Der Elefant begann jetzt das Ende seines Rüssels nach den Seiten hin und her zu bewegen, ein Zeichen, wie Usaw mir nachher erklärte, daß der Elefant sicherte, und nunmehr wurde ich zum Schuß forciert, um dem Elefanten keine Zeit zu lassen, den Rüssel hoch zu heben, eine Gewohnheit, welche die Tiere haben, wenn sie vorsichtig sichern, und welche Position dann den Kopf in eine solche Lage bringt, daß die Kugel aus der 4—5 Fuß niedriger abgeschossenen Büchse nicht das Gehirn, sondern den darunterliegenden dicken Knochen trifft. Der Elefant brach auf den Schuß zusammen; ich konnte des leidigen Pulverdampfes wegen, der sich in dem feuchten Busch nur langsam verzog, meine zweite Kugel aus Mangel an Aussicht gar nicht abgeben. Im nächsten Moment war das Tier schon wieder hoch und lief mit aufgerolltem Rüssel auf zehn Schritt an uns vorüber gerade auf meine Freunde zu, die es allerdings nicht sehen konnte, dabei dreimal seine furchtbare Trompete erschallen lassend. Es war dies das imposanteste Schauspiel, das ich je gesehen.

Bei meinen Freunden kam er auf fünf Schritt vorbei, und E., der nur eine Zigarette in der Hand hatte, behauptete, er habe sich für Momente etwas unsicher gefühlt. Bei der Nachsuche fand ich

nur ganz wenig Schweiß, etwa sieben Fuß hoch in den Bäumen; bald hörte dieser ganz auf, und da der Tracker durch die hier unzähligen Elefantenspuren irre gemacht wurde, stellten wir die Suche ein, und ich war von meinem Resultat auf der Elefantenjagd im höchsten Grade unbefriedigt. Die Kugel hatte unzweifelhaft den Knochen getroffen, und das Tier war nur durch den Shock zu Boden gefallen; der Elefant wird aber höchstwahrscheinlich außer etwas Kopfschmerzen keinen weiteren Schaden von dem Schuß genommen haben.

Wasserbüffel (Bubalus arnee Kerr), weiblich.

Bald darauf machte ich auf 76 Schritt eine Dublette auf geweihte Tschital, das sind gefleckte Hirsche, die beide im Feuer zusammenbrachen; während ich jedoch dem einen noch einen Fangschuß gab, nahm der andere sich wieder hoch und kam leider nicht zur Strecke. Das Geweih des ersten holten in der nächsten Nacht die Schakale aus dem Lager fort, und so habe ich kein Geweih dieses reizenden Hirsches in meiner Sammlung aufzuweisen, was sehr zu bedauern ist, da der Tschital, was Färbung angeht, der schönste aller Hirsche ist. Seine Decke ist grau, rötlich braun mit schneeweißen Flecken. Sein äußerst zierlicher

Körper erreicht eine Höhe von 90—95 cm; sein Geweih, das nur bei Abnormitäten die Zahl von sechs Enden übersteigt, wird ebenso hoch wie das Tier selbst. H. hatte an diesem Tage das Glück, einen solchen Hirsch zu erlegen.

Am 12. Januar erlegte ich meinen ersten Büffel; das Tier stand nur zehn Schritt entfernt hinter dichtem Strauchwerk, als Usaw es bemerkte, und trat gleich darauf hervor, wahrscheinlich, um das Weite zu suchen, als zwei Kugeln aus meiner Doppelbüchse es an den Platz bannten. Ich gab dem Büffel dann noch einen Fangschuß mit dem Paradoxgewehr in das Gehirn, da von allen Tieren einem verwundeten Büffel gegenüber die größte Vorsicht angeraten ist. Leider war es eine Kuh, die man von einem Stier sehr leicht an der verschiedenen Formation der Hörner erkennen kann. Da mir der Unterschied aber noch nicht bekannt war, ist der Fehler, den ich gemacht, zu entschuldigen. Die Büffeljagd gehört vielleicht mehr wie die auf Raubtiere zu den gefahrvollen für den Jäger, da der Büffel mit großer Kraft auch eine Menge Hinterlist verbindet. Mit dem ersten Büffel hatte ich leichtes Spiel gehabt; wir werden aber später noch mehr von ihnen zu erzählen haben.

Am nächsten Tage marschierten wir nach Uda Pottene, 14 km, wo wir Dank des hier etwas besseren Weges bereits um 11 Uhr morgens anlangten. Uda Pottene scheint ein Lieblingsplatz für Sauen zu sein; denn ich sah am Nachmittage verschiedene Rudel in einer Anzahl von 60—80 Stück, worunter sich aber keine starken Keiler befanden. Die Tiere sind auch nicht so groß wie bei uns, und es lohnte sich nicht, durch Erlegen von Bachen das reizende Familienleben zu stören, zumal in der Nähe eine Elefantenherde sich hörbar machte, die ich natürlich den Sauen vorzog.

Usaw führte mich in einem großen Halbkreis herum und brachte mich bald auf eine Lichtung, die gerade eine Elefantenmutter, gefolgt von einem ganz kleinen und einem mittleren Baby, durchschritt. Nachdem die kleine Familie im Dickicht verschwunden, trat ich auf die Lichtung hinaus und faßte hinter einem Dornenstrauch, der die einzige Deckung auf der kleinen Wiese bildete, Posten; denn das Brechen im Walde ließ uns die baldige Ankunft von weiteren Elefanten vermuten. So war es denn auch. Behäbigen Schrittes trat ein mittelgroßer Elefant aus dem Walde auf die Wiese hinaus und

kam gerade auf meine Deckung zu. Als er sie erreichte, machte er eine kleine Wendung nach rechts und schritt auf sieben Schritt an mir vorüber. Ich hielt den richtigen Moment für gekommen und gab meine Kugel auf das Ohr des Riesen ab in der Hoffnung, das Gehirn so erreichen zu können. Das Tier brach sofort zusammen, und ich sprang nun vor, um ihm die zweite Kugel, während er noch lag, vor die Stirn zu geben. Mein linker Lauf ging aber nicht los, dafür wurde der Elefant wieder hoch und kam nun mit aufgerolltem Rüssel auf mich zu; ehe ich mich's versah, hatte Usaw mich auf die Seite gerissen, worauf ich wieder meinen linken Hahn spannte und schoß, mit demselben Resultat aber, daß das Gewehr nicht losging. Mittlerweile war der Elefant verschwunden; ich hörte ihn im Walde voranbrechen und war natürlich der Meinung, daß der linke Lauf meiner Büchse versagt hatte. Dies war aber nicht der Fall; denn die beiden Patronenhülsen waren leer, beide Läufe also beim ersten Schuß zusammen losgegangen. Ich hatte von dem Schuß der doppelten Ladung des Kaliber 10 gar nichts gemerkt im Eifer des Gefechts und fühlte auch keine Verletzung weder an der Schulter noch im Gesicht (28,252 g schwarzes Pulver).

Usaw schlug nun vor, die Nachsuche am nächsten Tage zu halten, da der heutige sich seinem Ende neigte. Ich wollte aber mein Wild noch am selben Tage zur Strecke wissen und war fest überzeugt, den Elefanten gut getroffen zu haben. Sofort bei Eintritt in den Wald fanden wir die Schweißspur, die nun so leicht zu verfolgen war wie eine von Bäumen bepflanzte Landstraße; denn das verwundete Tier verlor Eimer Schweiß, der Bäume und Sträucher über und über bespritzt hatte. Nach 15 Minuten kamen wir an eine große Schweißlache, ein Zeichen, daß des Elefanten Kräfte zu Ende gingen und er stehen geblieben war. Nach weiteren 20 Minuten der aufregendsten Folge fanden wir die zweite Schweißlache, zugleich mit aufgerissenem Boden, ein Zeichen, daß der Elefant gestürzt, sich aber wieder aufgerichtet hatte. 25 Schritt von dieser Stelle sahen wir endlich das Tier stehen; es hatte sich seinen Verfolgern zugewandt, fertig zum Kampf, den es aber nicht mehr kämpfen sollte. Auf 20 Schritt konnte ich niederkniend einen Schuß auf seine verwundbare Stirn abgeben, d. h. über die Lichter; wiederum gingen beide Schüsse zugleich los, und ich wäre flach auf den Rücken gefallen, hätte mich der Tracker nicht gestützt.

Der Elefant brach in eine kniende Stellung zusammen; ich lud wieder und gab ihm nochmals zwei Schüsse, jetzt einen Hahn nach dem andern spannend. Sie waren aber nicht mehr nötig, denn das Tier war tot, blieb aber in der knienden Stellung und rollte nicht, wie das meistens der Fall ist, auf die Seite.

Gegen 9 Uhr kehrte ich ins Lager zurück, präsentierte meinem Freunde E. den Wedel meiner Beute und hatte so die Wette gewonnen, die ich mit ihm vor einigen Monaten, bevor wir wußten, wie einfach die Elefantenjagd war, gemacht hatte. Bedingung dabei war, daß niemand außer mir auf das Tier schießen durfte, ein Um-

Indischer Elefant (Elephas indicus Cuv.).

stand, der mich viel Mühe kostete, da die Tracker, die sich stets unnötig aufregen, mit Vorliebe die Reservebüchsen auf ganz unzweckmäßige Stellen abschießen, so daß ich ihnen immer vorpredigen mußte: Don't shoot.

Als wir uns am nächsten Morgen zum Ort der Tat begeben hatten, um den Elefanten zu photographieren und die Trophäen, wie Kopf und Füße, mitzunehmen, fand ich zu meinem größten Bedauern, daß die Leoparden in der Nacht etwa einen Fuß vom Rüssel abgefressen hatten; da aber das Ende des letzteren unweit im Gebüsch gefunden wurde, ließ ich ein Stück vom Bauchfell ausschneiden, und hoffe, daß man den lädierten Rüssel damit flicken kann.

Am selbigen Tage hatte H. das Glück, einen schönen männlichen Büffel zur Strecke zu bringen, wobei es ohne Zwischenfall abging, und da er nun mit seiner Strecke zufrieden war, traten H. und E. unter Conen Appos Führung den Rückweg nach Hambantota und Colombo an, während ich allein zurückblieb, denn ich wollte auf alle Fälle die beiden Büffelscheine, die auf E. und den Diener ausgestellt waren, ausnützen.

Am folgenden Morgen, es ging wiederum ein heftiger Regen nieder, hörte Usaw ganz in unsrer Nähe einen Bären grunzen. Die Gewehre wurden wie stets, wenn es einem gefährlichen Tiere zu Leibe geht, auf ihren ordnungsmäßigen Inhalt geprüft. Ich gab mir eine Stunde lang die größte Mühe, den Bären, von dem wir frische, nur wenige Minuten alte Losung fanden, ausfindig zu machen; Meister „Petz" hatte sich aber so gut versteckt, daß wir ihn nicht fanden und schließlich das Suchen aufgeben mußten. Gegen 8 Uhr sah ich vermittelst meines Glases einen Büffel auf etwa 1500 m auf der großen sich vor mir ausbreitenden Ebene, die zum größten Teil aus Wasser bestand, unter einem Baume liegen. Die ersten 1000 m legte ich, von Usaw geführt, meist bis zu den Knien im Wasser watend, in gebückter Stellung zurück, ungesehen vom Büffel, der augenscheinlich schlief. Dann fing ich das Kriechen auf allen Vieren an, ein wirklich wenig ergötzliches Experiment. Die Eigenschaften einer Katze und die eines Schweines im Pfuhl miteinander verbindend, kroch der Singhalese, in jeder Hand eine Büchse, voran, und konnte gar nicht begreifen, daß ich nicht Schritt halten konnte, bis wir endlich, nachdem diese eigenartige Birsch etwa eine Stunde gedauert hatte, bis auf 80 Schritt an den Büffel heran waren, ohne daß dieser uns bemerkt hatte. Mittlerweile hatte ich konstatiert, daß ich einen schweren Bullen vor mir hatte, den ich gern meiner Sammlung einverleibt hätte. Leider hörte es jetzt mit dem Kriechen im Morast auf; denn zwischen mir und dem Ziele meiner Hoffnung floß ein etwa 6 m breiter reißender kleiner Fluß, von dem Usaw nicht wußte, wie tief er war, und letzterer wollte mich veranlassen, von dieser Seite des Wassers aus zu schießen. Die Distanz war aber für das Paradorgewehr zu weit, und von der kleinkaliberigen Doppelbüchse versprach ich mir nicht genug Wirkung auf das mächtige Tier, weshalb ich beschloß, Usaw versuchen zu lassen, den Fluß zu durchqueren,

während ich fertig war zum Schuß. Auf alle Fälle sollte der Büffel durch das Geräusch aufmerksam werden und aufspringen.

So ließ der Tracker sich denn in den Fluß hinunter und erreichte bald, da das Wasser ihm nur bis unter die Arme ging, das jenseitige Ufer, dabei die komischsten Grimassen schneidend, womit er mich fragen wollte, ob der Büffel auch noch immer still halte. Dann ließ ich ihn zurückkommen, um die Gewehre zu holen, und folgte selbst nach, ohne dabei nasser zu werden als ich bereits war; denn seit vier Stunden hatte der Regen noch keine Minute nachgelassen.

Am jenseitigen Ufer angelangt lugte ich, meine Büchse vorschiebend, vorsichtig zu meiner Beute hinüber und sah nun, daß das Tier aufgestanden war und einige Schritte auf uns zu gemacht hatte, offenbar um sich zu überzeugen, was da im Fluß vor sich ging. Usaw flüsterte mir zu, nicht zu schießen, da das Tier noch näher kommen würde, und so verblieb ich wenigstens zehn Minuten lang dem wie eine Bildsäule dastehenden Büffel gegenüber. Da plötzlich machte der Bulle einige Sätze halbrechts und äugte mich nun breitstehend an; dies war der Augenblick zum Schuß, und ich drückte ab. Das Tier machte kehrt und stürmte davon; mit der zweiten Kugel der 11 mm-Doppelbüchse verwundete ich ihn am linken Hinterlauf, während ich nicht wußte, wo die erste Kugel Platz genommen. Der Büffel flüchtete nun dem Walde zu, und da er mit der Zeit sein Tempo verlangsamte, um schließlich ganz langsam in den Wald zu treten, nahm ich an, daß er infolge des ersten Schusses an Kraft verlor.

Nach einer halben Stunde wohlverdienter Ruhe nahm ich die Fährte auf, die sich deutlich in dem sumpfigen Terrain kennzeichnete, in der Hoffnung, den Büffel bald verendet vorzufinden. Mit großer Vorsicht betraten wir den Wald und mochten wohl 100 m gegangen sein, als vor uns die Äste krachten, ohne daß wir etwas sehen konnten, so daß Usaw „Elefant" rief, und ich glaubte im nächsten Moment in die Lage zu kommen, mich gegen dieses jetzt ganz ungelegen kommende Wild zu verteidigen. Es war aber kein Elefant, sondern der angeschossene Büffel, der auf unser Herannahen wieder hochgegangen war; denn wir fanden bald darauf die Schweißlache, in welcher er gelegen.

Diese äußerst anstrengende und der großen Gefahr wegen auch aufregende Suche dauerte noch volle zwei Stunden so fort. Der

strömende Regen hatte stechenden Sonnenstrahlen Platz gemacht; es war bereits 1 Uhr, und ich war etwa 7 km vom Lager entfernt, eine Strecke, die ich bei dem schwierigen Terrain nicht unter zwei Stunden zurücklegen konnte, hatte nichts zu essen und keinen Tropfen zu trinken, weshalb ich beschloß, die Suche aufzugeben, um am nächsten Tage einen erneuten Versuch zu machen, das Tier zur Strecke zu bringen. Usaw aber war der festen Überzeugung, daß der Büffel ganz in der Nähe verendet liegen müsse, da er sehr viel Schweiß verlor, und schlug vor, ich solle mit dem Singhalesen, der uns auf einige Distanz folgte, allein zurückgehen, und er wollte das Tier weiter suchen, vorausgesetzt, daß ich ihm und dem zweiten Tracker die beiden Büchsen Kaliber 10 und 11 mm zurücklasse.

Die Singhalesen essen nur zweimal am Tage und nehmen ihre Hauptmahlzeit früh morgens, bevor sie ausgehen, ein, weshalb sie natürlich länger aushalten können als ich auf eine Tasse Kaffee und ein Ei hin. Ich folgte nun Usaws Vorschlag und begab mich nur mit meinem Drilling bewaffnet und geführt von dem Coolie, d. i. ein untergeordneter Träger, auf den Heimweg. Kaum hatte ich mich fünf Minuten entfernt, als ich zwei Schüsse hörte und gleich darauf einen Schrei, der nur von einem Menschen herrühren konnte. Sofort wurde es mir klar, daß die Tracker den Büffel gefunden, auf ihn geschossen und dieser attackiert hatte. In großen Sätzen voranstürmend, hatte ich bald die Stelle, wo wir uns getrennt, erreicht und sah weitergehend beide Leute am Boden sitzen und nach Luft schnappen. Das Strauchwerk rund umher war niedergetrampelt und mit Schweiß bespritzt; meine Flinten lagen, die eine blutüberströmt, am Boden. Es dauerte längere Zeit, bis ich von Usaw erfahren konnte, was vorgefallen war.

Sie hatten den Büffel im Wundbett gefunden und beide einen Schuß aus den Büchsen auf das Hinterteil des Tieres abgegeben, worauf dieser hochging und die Leute, die sich auf die nächsten Bäume retteten, annahm. Bäume im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es hier aber nicht; es ist vielmehr alles schwaches Strauchwerk, woraus sich erklärt, daß der Büffel, gegen den Strauch rennend, auf den Usaw sich geflüchtet, letzteren herausschüttelte; er war natürlich im Nu auf einen andern Strauch hinauf, und zu seinem Glück ließ das wütende Tier nun von der Verfolgung ab und entfernte

sich; es war gerade eine Minute fort, als ich auf dem Schauplatze erschien.

Das sind die Gefahren der Büffeljagd; in diesem Falle ging es noch gut, da es nicht selten vorkommt, daß der Büffel stundenlang unter dem Baume wartet, auf den sich sein Feind geflüchtet, um seine Wut an ihm auszulassen. Hunger, Durst und Hitze waren nun natürlich vergessen, und mit dem Paradox bewaffnet, machte ich mich wieder unter Usaws Führung weiter auf die Suche nach unserm Wilde, das schließlich doch dem modernen Schießgewehr unterliegen mußte. Zum Glück wurde der Busch bei der Weiterverfolgung etwas lichter, so daß man ca. 20 Schritt weit sehen konnte, welcher Umstand die Gefahr natürlich bedeutend verminderte. Usaw ließ sein Falkenauge in die Runde streifen, bis er plötzlich, große Aufregung zeigend, mich auf einen dunklen Punkt vor mir aufmerksam machte. Es war der Büffel, der sich wiederum niedergetan hatte. Ich machte nun nicht den Fehler, wie die Tracker, aufs Geratewohl loszuschießen in die Hinterschenkel, sondern wartete, bis ich aus den Bewegungen, die das Tier machte, ersehen konnte, wo das Blatt war. Als ich meiner Sache sicher zu sein glaubte, gab ich Feuer, um mich im nächsten Moment schon in einer sehr kritischen Lage zu befinden; denn der Büffel wurde nochmals hoch, allerdings um sofort nach einem zweiten Schusse wieder zusammenzubrechen.

Usaw, dem ich Anweisung gegeben hatte, zu schießen, wenn das Tier attackieren sollte, war mit der Sicherung meines Selbstspanners in Konflikt geraten, so daß die Büchse nicht losging. Ich nahm sie ihm nun ab und entlud die beiden Läufe auf das Blatt der Bestie; noch ein dumpfes Husten, und der tapfere Stier war verendet. Ich fand nun, daß das eine Horn des Büffels an einem Ende stark beschädigt war, was ich mir nicht erklären konnte, bis mir später Sachkenner versicherten, diese Lädierung rühre von einem früheren Kugelschuß her. Das Tier war also schon einmal im Feuer gewesen und daher seine Wut; es wundert mich, daß es uns nicht gleich angenommen, als ich im Flußbett lag.

Der Büffel hatte im ganzen sieben Kugeln empfangen, davon vier Blatt, zwei im linken Hinterschenkel und eine am linken Hinterknie, Streifschuß. Eine kleine Kugel saß ganz Hochblatt, und diese war wahrscheinlich die erste; am besten saß die zweite Kugel,

aus dem „Paradox" abgeschossen, als der Büffel sich zum letzten Male erhob, der Schuß, auf den am meisten ankam und der gewissermaßen die Theorie bestätigt, daß der Jäger am besten schießt, wenn er gut schießen muß. Die erste Kugel aus dem „Paradox", die ich abgab, als der Stier noch lag, war auf demselben nicht zu finden; sie hatte wahrscheinlich, auf einen Ast aufschlagend, die Direktion verloren.

Wasserbüffel (Bubalus arnee Kerr), männlich.

Um 6 Uhr abends erreichte ich mein Zelt, nachdem ich 13½ Stunden unterwegs gewesen und den interessantesten Jagdtag meines Lebens durchlebt hatte.

Die Büffeljagd hat mehr Reiz für mich wie die Elefantenjagd. Ob das daher kommt, daß dem Elefanten, der hier in Ceylon gar kein Elfenbein trägt, etwas zu fehlen scheint, wohingegen der Büffel mit seinen stolzen Hörnern ganz gewaffnet erscheint, oder ob es darin seinen Grund hat, daß der Elefant ein viel gemütlicheres Aussehen

hat, während der wilde Blick des Büffels unauslöschlichen Respekt einflößt, lasse ich dahingestellt.

Am nächsten Morgen freute ich mich, konstatieren zu können, daß mir die Anstrengungen des vorigen Tages gut bekommen waren, und daß sich bei mir keine Spur von Fieber zeigte, welches man sich gerade bei solchen Gelegenheiten, d. h. Überanstrengungen, ohne zu essen, und in der Glut der Mittagssonne, die die Miasmen aus den Sümpfen hervorzieht, holt. Bald hatte ich einen stolzen Pelikan aus einem Baume geholt, zugleich der erste, den ich je auf einem Baume sitzen sah, da dies doch nicht die Gewohnheit von Vögeln mit Schwimmhäuten ist.

Während ich am Mittage meine Siesta hielt, kam der Koch ins Zelt und teilte mir mit, daß in unmittelbarer Nähe eine neugierige Pfauhenne sich befände, die er gern für den Kochtopf haben möchte, und da ich selbst der größte Gewinner sein sollte, steckte ich meine Flinte durchs Zelttuch durch und enthob so den Koch, der es meisterhaft versteht, verschiedene Gerichte von diesem schmackvollen Vogel herzustellen, der Sorge für den Küchenzettel.

Es ist ein Vergnügen mit einem Menschenschlage wie dem der Singhalesen zu tun zu haben; denn der verwöhnteste Despot könnte an diesen Leuten nichts zu tadeln finden. Ich habe ihrer 27 im Lager, und ein jeder tut seine Pflicht, ohne dazu angehalten zu werden, von selbst. Die Leute sind intelligent; sie denken, bevor sie handeln, und man kann sich gut mit ihnen verständigen, da vier von ihnen fließend Englisch sprechen und einer sogar diese Sprache fehlerlos schreiben kann; letzterer ist der Schwager Coney Appos, der jetzt in dessen Abwesenheit das Kommando führt. Die Verpflegung ist ganz vorzüglich, das heutige Diner z. B. bestand aus Hors d'œuvre; Pfaueneier mit kreuz und quer gelegten Sardellen; Oxtail-Suppe (ein ganzer Schwanz zum Teller); Fisch, fünf Schritt vom Lager gefangen; Oxtail-Ragout mit Makkaroni; Hühner-Haschée von mitgebrachten Hühnern; junge Pfauhenne mit Kalifornier Pfirsichen; Reis-Pudding; Edamer Käse und Café Double. Dazu Sherry und Château-Lafitte, beides Getränke, die man in dieser Temperatur gut genießen kann, und da spreche mir noch jemand von großen Entbehrungen auf der Jagd in den Tropen! Der Koch war früher Chef eines französischen Jesuitenpaters, wie aus seinen Zeugnissen hervorgeht, und kocht ver-

mittelst guter dänischer Konservenbutter eine ebenso gute Küche, wie man sie auf dem Lande in Südfrankreich bekommt.

In den ersten Tagen des Alleinseins vermißte ich natürlich sehr die Gesellschaft meiner Freunde; jedoch habe ich noch nie Zeit gefunden, einen Blick in die mitgebrachten Bücher zu werfen, da der ganze Tag der Jagd gewidmet ist, und den Abend füllt die interessante Beschäftigung des Gewehreputzens aus, was hier mit großer Sorgfalt zu geschehen hat des ewigen Regens und der großen Feuchtigkeit wegen.

Des Nachts brennen rings um das Zelt Petroleumlaternen, um die Elefanten in respektvoller Entfernung zu halten, da diese Tiere die eigentümliche Manie haben, alles, was nach ihrer Meinung nicht zum Wald gehört, zu zerstören. So haben sie z. B. so lange die von der Regierung bis Kerinda gesetzten Meilensteine ausgerissen, bis man es aufgegeben hat, die Steine wieder zu ersetzen; ferner hatte die Regierung am Yalafluß von Stein ein Rasthaus gebaut und einen Wächter hingelegt; als dieser aber auf eine kleine Hochzeitsreise ging, sind die Elefanten gekommen und haben das Haus dem Erdboden gleich gemacht. Noch heute deuten herumliegende Dachziegel und Backsteine auf das frühere Vorhandensein eines Hauses hin. Wie Coney Appo, der bei seinem hohen Alter große Erfahrungen auf dem Elefantengebiete hat, uns versichert, sind diese Tiere äußerst gründlich in der Zerstörung von Sachen, die ihnen überflüssig vorkommen. So sollen sie ein zurückgelassenes Zigarrenkistchen vollkommen zerstampfen, und er behauptet ferner, daß ein Mensch sich in einer Ebene vor einem ihn verfolgenden Elefanten dadurch retten kann, daß er seinem Verfolger seinen Hut, seinen Rock und andere Kleidungsstücke hinwirft, da das Tier dann jedesmal in seinem Laufe einhält, um zunächst diese Sachen gründlich zu zerstören und so dem Verfolgten Zeit gibt, sich zu flüchten.

Am 20. Januar rückte ich weitere 10 km vor nach Gajabawa, das meine letzte Station sein sollte und das Renommee hat, besonders starke Büffel aufzuweisen. Bald kam ich denn auch auf 60 Schritt auf einen starken Bullen zu Schuß; leider kam das Tier aber, trotzdem ich der Schweißspur den ganzen Tag folgte, nicht zur Strecke. Der folgende Tag war wiederum reich an interessanten Momenten und zwar wiederum auf der Büffeljagd.

Wir waren längere Zeit mit gutem Wind der Fährte einer Büffelherde gefolgt, als wir plötzlich Zeugen eines hochinteressanten Schauspiels wurden. Auf einer großen Lichtung standen etwa 30 Büffel, meistens weibliche, mit Kälbern aller Größe, während in der Mitte zwei Stiere den Kampf um die Oberherrschaft kämpften, wobei jedenfalls die Liebe mit im Spiele war. Die prächtigen Tiere standen, die Köpfe gegeneinander, wie aus Bronze gegossen, offenbar ein jeder versuchend, den andern zu werfen, bis plötzlich einer von ihnen seine stolzen Hörner aus denen seines Feindes herauswandt und an uns vorbei in das Dickicht setzte, gefolgt von seinem Rivalen und der ganzen Herde.

Der Vorfall hatte mich so interessiert, daß ich gar nicht ans Schießen gedacht hatte. Ich war nun der Meinung, daß die Büffel uns gewittert oder eräugt hatten und deshalb einen andern Kampfplatz, fern von dem beobachtenden Auge des Menschen, suchten, Usaw hingegen versicherte mir, sie hätten uns nicht wahrgenommen, da wir guten Wind hatten, und er bestand darauf, ich sollte am Platze bleiben, denn die Büffel würden wiederkommen. Ich hegte große Zweifel ob dieser Versicherung, um so größer war deshalb mein Erstaunen, als fernes Getrampel das Kommen der Büffel schon nach wenigen Minuten verriet; bald stürmte die ganze Herde in derselben Reihenfolge, wie sie von dannen gerannt, wieder an uns vorbei, und nun ließ ich eine Kugel auf den voranstürmenden Stier aus der 11 mm-Doppelbüchse fahren. Das Tier zeichnete die Kugel gar nicht, und als das Feld vorbei war, war ich überzeugt, gefehlt zu haben, während Usaw behauptete, er habe die Kugel deutlich aufschlagen gehört. Nach etwa 20 Minuten nahmen wir die Büffelfährte auf und hatten kaum 50 Schritt vorwärts gemacht, als vor mir auf 40 Schritt ganz spitz mit hochgehobenem Kopf ein Stier stand. Da die Tiere, verfolgt, die Gewohnheit haben, sich quer gegen ihre eigene Fährte oder auch ganz spitz zu stellen, hielt ich das Tier für den beschossenen Büffel und gab ihm niederkniend eine Kugel auf die Brust. Der Stier bäumte auf wie ein Zirkuspferd, warf sich auf den Hinterläufen herum und war dann mit einem Satz im Dickicht verschwunden, während ich meine zweite Kugel wohlweislich für eine eventuelle Attacke aufsparte, bis ich das Tier im Dickicht voranstürmen hörte, dann erst schob ich eine neue Patrone in die Büchse.

Usaw ging nun ein paar Schritte vor, um zu sehen, ob Schweiß da war, sprang aber im selben Moment schon wieder zurück aus einem mir unbekannten Grunde und zog mich, mit dem Finger auf eine dunkle Masse zeigend, zur Rechten, bis ich sah, daß dort ein anscheinend toter Büffel lag. Vorsichtig vorgehend sah ich bald, daß das Licht bereits gebrochen, und nachdem wir das Tier herumgedreht, konstatierte ich meine erste Kugel gut Blatt. Es war der Stier, auf den ich, als er anstürmte, geschossen hatte. Nun erklärte sich das Benehmen des andern Bullen sofort. Als er seinen Gegner plötzlich zusammenstürzen sah, konnte er sich den Grund nicht erklären und stand nun neben seinem so leicht besiegten Rivalen, als ich ihn durch meine Kugel verwundete. Der Schuß machte der kleinen Büchse alle Ehre; denn der schwere Stier war nach dem Schuß nur etwa 50 Schritt weit gelaufen. Leider brach die Dunkelheit nun herein und die Nachsuche nach Stier Nr. 2 konnte nicht mehr aufgenommen werden; wir traten, nachdem noch eine grobe Sau ihre große Neugierde mit dem Tode hatte büßen müssen, den Heimweg an.

Den 21. Januar hatte ich als letzten Jagdtag angesetzt, und zwar wollte ich wenigstens ein Krokodil mit nach Hause bringen und an diesem Tage ausschließlich auf dieses Getier ausgehen. Wie es in der Regel geht, waren die Krokodile heute nicht zu Hause, und ich kam nur auf eins zu Schuß, das ich aber nicht gut genug traf, um es an seinem Platz am Lande zu bannen, und einmal im Wasser sind die Tiere auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Auf dem Rückwege rannte von hinten eine Büffelkuh heran, die nach dem Schuß auf das Krokodil bange geworden, zu rasch gelaufen war und ihren Sprößling verloren hatte. Der Tracker imitierte nun die Stimme eines kleinen Büffels, und es war erstaunlich zu sehen, wie das Tier in seinem wilden Laufe Halt machte und auf uns bis auf 20 Schritt zukam, dann aber, als es sah, daß wir Menschen waren, wieder in wilden Sätzen davonstürmte.

Am Morgen trat ich den Rückweg nach Palle und Uda Pottene an; es regnete wieder, dann kam die glühende Sonne hervor, die den Marsch recht beschwerlich machte. Trotzdem erlegte ich am Morgen zwei Sauen — Dublette — und am Nachmittag auf dieselbe Weise zwei Schlangen, deren eine sechs, die andere acht Fuß lang war. Es waren Rattle-Snakes, und mein Tracker behauptete, ihre Haut sei

„no good“. In der Tat glaube ich, daß er die Tiere nicht anfassen wollte, was ich ihm nicht übelnehmen kann, da ich mich persönlich auch wenig dazu inkliniert fühlte, und so blieben die Tiere auf der Wiese liegen.

Seit zwei Tagen hatte mein Haupttracker das „böse Fieber“, und ich konnte nur mit Coolies gehen, die kein Englisch sprechen. Dann wurde auch noch der erste schwarze Diener krank, ebenfalls an Fieber, so daß ich einen ziemlich schweren Stand hatte. Es regnete seit drei Tagen unaufhörlich, eine Sache, die gar nicht in Ordnung war, da der Monat Januar auf Ceylon kein Regenmonat ist. Die Befürchtung, daß der Yalafluß bis zur Unpassierbarkeit angeschwollen sein konnte, bestätigte sich im vollsten Maße. Als wir anlangten, betonte mir der Hauptmann, daß das Wasser vier Fuß fallen müsse, bevor wir den Fluß passieren könnten. Das war eine schöne Aussicht, zumal alles knapp war. Ich hatte seit vier Tagen keine Eier, Wein, Brot und Whisky mehr, nur ein Rest Sherry blieb übrig, den ich löffelweise genoß wie Medizin. Es war ein Fall wie „Hero und Leander“, da auf der andern Seite des Flusses am Mittag Coney Appo mit allen diesen Hochgenüssen angelangt war. Er hatte meine Freunde bis Hambantota begleitet und kam dann nach Absprache zurück, um mich zu verproviantieren und heimzubegleiten.

Ich hätte den Fluß, indem ich ½ km oberhalb hineinging, leicht durchschwimmen können, wäre aber dabei auf alle Fälle naß angelangt und ohne Kleider zum Wechseln; zudem war das Schwimmen der vielen Krokodile wegen auch wenig geraten. Auf dieser Seite hatte ich wenigstens Kleider; der tropische Regen ging unaufhaltsam nieder; es war eine beständige warme Dusche, die hier mit der stechenden Sonne abwechselnd das Fieber erzeugt. Mein körperlicher Zustand aber war perfekt; ich war durch das vierwöchige Training jetzt jeder Anstrengung gewachsen, und halte eine solche Jagdtour für sehr gesund, wenn man dem Fieber erfolgreich Widerstand leisten kann.

Am Mittag des zweiten Tages war der Fluß noch weiter gestiegen; in der Küche dagegen war vollkommene Ebbe. Da mußte ich wenigstens etwas zum Essen erlegen; dies gelang mir auch. Ich kehrte schon nach einer Stunde zurück mit zwei Enten, einer Pfauhenne und einer Eidechse. Am nächsten Morgen endlich war

der Fluß zwei Fuß gefallen, und es wurde beschlossen, die Singhalesen sollten alles Gepäck auf den Köpfen herübertragen. Vorher hatte ein starker Mann den Fluß durchschwommen, während ich durch Schüsse und die ganze Bande durch Steinwürfe die Krokodile fernzuhalten suchten, und wir hatten die beiden Ufer durch ein Seil miteinander verbunden; sich an diesem festhaltend, ging das Übersetzen ganz glatt. Die Ochsen schwammen hinüber, ebenso die leeren Wagen, in deren einem ich aufrechtstehend ebenfalls das andere Ufer erreichte. Ich ließ nun die Bagagewagen und die Trophäen zurück und ging in Eilmärschen weiter. In Buttawa übernachtete ich auf dem mitgeführten Ochsenwagen; den ganzen Tag wurde marschiert und die folgende Nacht auf der guten Straße von Kerinda durchgefahren, bis ich am 26. Januar Hambantota wieder erreichte. Auf dem Wege nach Matara erlegte ich von der Coach aus fünf Land- und eine Wassereidechse, welch letztere 2 m maß, und erreichte am 28. morgens Colombo, wo ich meine Freunde wieder traf, und wo wir den Erfolg unsrer Tour in schönster Weise feierten.

Fünftes Kapitel.

Indien.

Einige Tage wurde nun in Colombo in den Genüſſen geſchwelgt, die man ſich während der vier Wochen hatte verſagen müſſen. Vor allen Dingen war das Eis ein Hochgenuß, d. h. die kalten Getränke nach all dem warmen Sodawaſſer. Ein ganz reizendes Kaiſers Geburtstagseſſen am 28. Januar wurde noch mitgenommen, und dann ging's zu Schiff nach Tuticorin, einem kleinen Hafen an der Südſpitze Vorderindiens.

Mit der Landung in Tuticorin begann ein ganz neuer Paragraph des Reiſens, nämlich der der Hardships. Bis hierher hatte ſich die Reiſe mit verhältnismäßig großem Komfort machen laſſen, d. h. die Hotels und die Dampfer genügten den Anſprüchen eines von der Heimat Tauſende von Meilen entfernten Mitteleuropäers. Was aber jetzt kommen ſollte, konnte mir ganz und gar nicht gefallen. In Tuticorin benutzten wir zum erſten Male die indiſche Eiſenbahn, die ja gewiß im großen und ganzen genommen nicht ſo ſchlecht iſt, auf der andern Seite aber in keiner Hinſicht genügend Komfort bietet, um die großen Strecken bequem zurückzulegen.

In Manduro beſichtigten wir die Tempel. Hier befindet ſich einer der größten Indiens. Ich kann mich aber für die Tempelbeſichtigungen nur wenig begeiſtern. Dieſe Götzenkirchen ſind ja gewiß rieſige Bauten mit komiſchen Dächern; die Architektur iſt ebenmäßig und folgt ſtrikt einer und derſelben Richtung. Die Detailausführung aber, wie Säulen und Statuen, iſt roh und hat nicht den geringſten Reiz für ein Auge, das nicht mit Kenner- oder Enthuſiaſtenblick betrachtet. Sie ſind nicht anſprechend wie die Tempel und Statuen der Griechen und Römer oder die Tempel der Japaner

und schließlich auch nicht durch gewaltige Größe imponierend wie die Pyramiden der alten Ägypter.

In Madras wollten wir auf Tiger und Bison-Büffel jagen; wir wurden aber bedeutet, daß es zu früh in der Jahreszeit sei und wir im Mai wiederkommen müßten. Von Madras benutzten wir den französischen Dampfer „Dupleix" nach Calcutta und hatten eine äußerst vergnügte Fahrt in fideler Gesellschaft. Wir hatten die italienischen Prinzen von Turin und Teano mit Gefolge an Bord, die auch von der Jagd auf Ceylon kamen, einen österreichischen Baron, ein unverwüstlicher Klaviervirtuose, ferner, was man selten findet, einige fidele englische Offiziere. Diese ganze Gesellschaft harmonierte vorzüglich zusammen, so daß wir bedauerten, in Calcutta auseinandergehen zu müssen. Hier machten wir die erste Erfahrung mit einem indischen Hotel, indem wir in Mr. Monks Grand-Hotel abstiegen, einer ganz abscheulichen Bude.

Es ist unbegreiflich, daß eine so große, bedeutende und zugleich Hauptstadt des gewaltigen indischen Reiches keine bessere Akkommodation für Fremde hat. Schellen und Bedienung gibt's zum Beispiel gar nicht, man muß seine eigene Bedienung mitbringen. Im ganzen Hotel spricht nur der Manager Englisch, und wenn der nicht zur Hand ist, so muß man warten, bis er kommt. Die Mahlzeiten konnten wir, Gott sei Dank, in den vorzüglichen Klubs einnehmen, in die man eingeführt werden kann.

Nach einigen Tagen machten wir uns auf nach Darjeeling, dem beliebten Sommeraufenthalt der Calcuttaer im Himalajagebirge, 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Fahrt dauert 20 Stunden, zunächst mit der großen Bahn und dann acht Stunden mit einer Schmalspurbahn, die ein Meisterstück englischer Ingenieure darstellt. Leider fuhren wir den ganzen Tag in den Wolken und konnten nichts von der Aussicht genießen, von der man uns so viel erzählt hatte. Je höher wir kamen, desto kälter wurde es, und als wir schließlich oben angelangt waren, mußten wir Zuflucht zum hot Scotch nehmen und zu Bett gehen, um die Glieder wieder aufzutauen. Der Temperaturunterschied zwischen Calcutta und Darjeeling war kein geringerer denn 19° R. und das in 20 Stunden und nach längerem Aufenthalt in der heißen Zone; trotzdem aber zog sich keiner von uns eine Erkältung zu.

Am nächsten Morgen hatte sich der Himmel ziemlich aufgeklärt,

so daß wir für einige Zeit den herrlichen Anblick des Kantschindschinga, des zweithöchsten Berges des Himalajagebirges, genießen konnten. Mittags fuhren wir wieder zurück nach Calcutta, und nun bot sich uns das Himalajagebirge in seiner ganzen Pracht dar. Die Fahrt auf der Schmalspurbahn die steilen Berge hinab stellt alles bisher Gesehene in tiefen Schatten; von der Schweiz und den Rocky Mountains Canadas gar nicht zu reden, überbietet diese Natur sogar die Schönheiten der Reise von Veracruz nach Orizaba und Mexiko, von der ich bis jetzt der Meinung war, daß sie unerreicht dastände.

Von Calcutta aus ging's dann weiter nach Bombay und zwar zunächst nach Benares, der heiligen Stadt der Hindus am Gangesfluß. Das Wasser des Ganges ist in der hindostanischen Religion heilig gesprochen, und jeder Gläubige muß täglich ein Bad in seinen Wellen nehmen, was er mit großer Gewissenhaftigkeit jeden Morgen zwischen 6 und 8 Uhr ausführt. Von einem Boot aus bietet sich dem Reisenden, wenn er am Ufer auf und ab fährt, in diesen Stunden ein buntbewegtes Bild dar. Am Abend kann man aus nächster Nähe am Ufer der Leichenverbrennung zusehen, die sich in der Weise vollzieht, daß der Körper einige Stunden nach dem Tode in weiße Tücher gehüllt auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt wird, während die Freunde des Verewigten zugegen sind, bis der Scheiterhaufen zusammengestürzt ist, worauf man die Asche dem Fluß überantwortet.

Auf Benares folgt Lucknow, eine Stadt, die für einen Nicht-Engländer nichts Interessantes bietet. Die Tempel und Paläste sind aus einfachen Backsteinen, die mit Gips bekleidet sind, gebaut und haben gar keinen Wert. Aber Lucknow hat eine traurige Bedeutung, da hier im Jahre 1857 bei Gelegenheit des Aufstandes der Eingeborenen die ganze englische Garnison niedergemacht und 60 Frauen und Kinder in einen Brunnen gestürzt wurden, wo sie erstickten.

Von Lucknow geht's nach Cawnpore, wo eigentlich nichts zu sehen ist, und dann nach Agra, der Perle der Sehenswürdigkeiten Indiens. Hier steht der berühmte Taj, das Mausoleum, welches ein mohammedanischer Fürst für seine Gemahlin errichten ließ. Dieser Riesenbau, ganz aus weißem Marmor, wird zu den hervorragendsten Bauwerken der Welt gezählt. Die Sarkophage und Gitter des Innern waren seinerzeit mit Edelsteinen von unbeschreiblichem Wert ausgelegt; diese sind aber, seit Agra in verschiedenen Kriegen

in andere Hände fiel, alle entfernt worden, und man kann nur noch die Fassung der Steine im weißen Marmor wahrnehmen.

In Agra nahmen wir zum ersten Male wieder die Büchse in die Hand, um auf Antilopenböcke, Gazellen und Krokodile zu jagen. Freund H. und ich verließen eines Morgens um 3 Uhr 20 Minuten das Hotel, um per Wagen 21 km ins Land zu fahren, eine Fahrt, die mir stets in Erinnerung bleiben wird. Wir hatten unsere dicksten Wintermäntel angezogen und alles Material von Decken mitgenommen, was zur Verfügung stand, und trotzdem waren wir, an unserm Ziele angelangt, so steif gefroren, daß wir nur mit Mühe aus dem Wagen kriechen konnten. Die Zähne klapperten gegeneinander, und die Hände waren so steif, daß wir keinen Schuß auf den schönsten Bock hätten abgeben können. Sonnenaufgang fand uns um ein großes Feuer gelagert, das uns zugleich mit einem tüchtigen Kognak einigermaßen wieder vermenschlichte. Ich erinnere mich nicht, jemals, auch nicht am kältesten Tage in der Eifel, so gefroren zu haben. Das Thermometer stand natürlich nicht einmal unter Null, das kommt in Agra nie vor; aber der Temperaturunterschied von Tag und Nacht ist es, der uns die Kälte so empfinden läßt. Die Temperatur betrug am heutigen Morgen vielleicht 5° R., während es am Tage vorher 28° im Schatten gewesen waren.

Wir machten uns nun auf und sahen ganze Rudel von Gazellen und schwarzen Böcken, aber nie kamen sie näher als 500 m an uns heran. Das Resultat nach einem achtstündigen Marsch in der nun furchtbaren Sonnenglut war Null, und so schlug der Tracker vor, wir sollten unser Heil auf Krokodile, deren es sehr viele in einem nahegelegenen Fluß, einem Nebenfluß des Ganges, geben sollte, versuchen. Der Tracker führte mich auf einen etwa 60 Fuß hohen Sanddamm, der das eine Ufer des Flusses bildete. Der Anblick, der sich mir nun bot, war für des Krokodiljägers Auge ein herrlicher, zählte ich doch auf der andern Seite des Flusses, der etwa 160 m breit war, 34 Krokodile aller Größen, die sich am Ufer, mit dem Kopfe dem Flusse zugewandt, sonnten.

Es gibt hier zwei Sorten von Krokodilen, nämlich das Schnabel- und das Leistenkrokodil. Das Schnabelkrokodil ist eine wunderlich aussehende Bestie, denn es hat bei einer Gesamtlänge von $4^1/_2$—$5^1/_2$ m einen langen spitzen Schnabel, dessen oberer sowie unterer Teil mit Zähnen besetzt ist. Wenn das Tier auf dem Lande liegt und schläft

und dabei den Rachen aufsperrt wie alle Krokodile, so bietet es einen wirklich komischen Anblick. Das Leistenkrokodil ist das am häufigsten vorkommende und unterscheidet sich wesentlich vom Schnabelkrokodil durch seinen bedeutend kürzeren Kopf, der aber immerhin noch spitz zu nennen ist. Dieses Tier erreicht die ansehnliche Länge von 8 m und sogar darüber. Gerade mir gegenüber lag ein Riesenexemplar dieser letzten Sorte, und ich wollte zuerst meinen Augen nicht trauen und glaubte, es seien zwei, überzeugte mich aber bald mit dem Glas, daß es wirklich nur ein Tier war. Dieses Ungeheuer, das mich unwillkürlich an Schillers „Kampf mit dem Drachen" erinnerte, suchte ich mir mit aller Muße aus zum Schuß, vorsichtig mit dem Feldstecher seinen Kopf studierend. Dann legte ich mich auf die Erde, die neue 500 Expreßbüchse, 12,7 mm, mit schwarzem Pulver, die ich in Calcutta gekauft hatte, vor mich und zielte, bis ich drauf zu sein glaubte. Als die Pulverwolke sich gelichtet hatte, sah ich kein Krokodil mehr, nicht nur das, auf welches ich schoß, sondern auch alle übrigen waren verschwunden, am jenseitigen Ufer je nach ihrer Größe kleinere und größere, sich verfolgende Wellen hinterlassend. Weder ich noch der Tracker wußte, ob ich getroffen; aber wenn auch, ich hätte die Bestie doch nicht bekommen, aus dem Grunde, weil die Tiere stets, auch wenn sie tot sind, in die Tiefe sinken. An diesem Nachmittag schoß ich noch fünfmal, stets auf am jenseitigen Ufer liegende Krokodile, aber ohne Erfolg. Die Tiere verschwanden nach dem Schuß, ohne daß man konstatieren konnte, ob die Kugel getroffen hatte, da die Entfernung zu groß war.

Auf dem Nachhausewege erlegte ich einen Schakal, deren es hier viele gibt. Der Schakal ist in seinem Äußeren sowohl wie in seiner Lebensweise ein Bindeglied zwischen Wolf und Fuchs, dem letzteren mehr als dem ersteren ähnelnd. Bei Tage hält er sich zurückgezogen, gegen Abend begibt er sich auf seine Jagdzüge, heult laut, um andere seiner Art herbeizulocken, und streift nun mit diesen umher. Er liebt die Geselligkeit sehr, obwohl er auch einzeln zur Jagd zieht. Vielleicht darf man ihn den dreistesten und zudringlichsten aller Füchse nennen; er scheut sich nicht im geringsten vor menschlichen Niederlassungen, dringt vielmehr frech in das Innere der Dörfer, ja selbst der bevölkertsten Städte, wie Calcutta, Agra und Delhi, und in diesen selbst in die Wohnungen ein und nimmt dort weg, was er gerade

findet. In den Hotels z. B., die meist nur aus Parterrewohnungen bestehen, kann man des Nachts weder Türe noch Fenster offen lassen, da die Schakale ganz sicher in das Zimmer kommen würden, wie mir das später einmal in Harda passierte. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen ist, vernimmt man ein vielstimmiges, im höchsten Grade klägliches Geheul, welches dem unsrer Hunde ähnelt, sich aber durch größere Vielseitigkeit auszeichnet. Jedenfalls ist es nicht als ein Ausdruck der Wehmut der lieben Tiere anzusehen; denn die Schakale sollen auch bei reichlicher Nahrung in der Nähe eines großen Aases z. B. ganz erbärmlich und kläglich heulen, daß man meinen sollte, sie hätten seit wenigstens acht Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Sobald der Dirigent seine Stimme erhebt, fallen die andern regelmäßig ein, und so kann es kommen, daß man die Töne aus allen Gegenden der Windrose heranschallen hört; unter Umständen wird man erschreckt durch das Geheul; denn es ähnelt manchmal Hilferufen oder Schmerzenslauten eines Menschen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgesänge vortragen, können sie unerträglich werden, denn sie verderben oft die Nachtruhe vollständig.

Am nächsten Nachmittage gingen H. und ich zusammen zu derselben Krokodilstelle und fanden wiederum eine große Anzahl sich am jenseitigen Ufer des Flusses sonnende Krokodile vor; bald hatten wir uns eines mit langem Schnabel — das ganze Tier mochte wohl 15 Fuß lang sein — als Zielscheibe ausgesucht. Wir hatten beschlossen, zusammen zu schießen, um unsere Chancen zu vergrößern, eines von diesen Ungetümen mit nach Hause zu bringen. Wir legten die beiden Büchsen — wir hatten beide dasselbe Kaliber 500 — vorsichtig auf und ließen auf „drei" fahren. Die Bestie am andern Ufer schlug nun mit dem Kopf und Schwanz hin und her, kam aber nicht von der Stelle in das von ihr erstrebte Wasser. Das Tier war also gut getroffen, aber durchaus nicht zur Strecke. So luden wir denn so rasch wie möglich wieder und gaben einer nach dem andern acht Schüsse ab, von denen H. einen und ich drei auf das Tier brachte. Das Krokodil hatte sich seit dem ersten Schuß durch die großen Anstrengungen, die es mit dem Schwanze machte, etwa 50 cm fortbewegt, lag nun aber augenscheinlich tot und etwas zur Seite dem Wasser zu auf einer kleinen schmalen Landzunge, die aus Sand bestand. Wir waren unsrer Beute sicher und sandten sechs Leute ab, um das Tier

herüberzuschaffen. Diese mußten zunächst 1½ km flußabwärts gehen, wo eine Furt war, und dann auf der andern Seite des Flusses wieder heraufkommen. Während wir nun die Ankunft der Leute am andern Ufer erwarteten, sah ich plötzlich, daß das erlegte Tier sich bewegte. Vermittelst des Glases konnten wir deutlich sehen, daß der Körper nicht durch eigene Kraft bewegt wurde; die Bewegung mußte also einen andern Grund haben; kurz und gut, als die Leute nach einer halben Stunde an der betreffenden Stelle ankamen, war das Krokodil verschwunden; durch den reichlich fließenden Schweiß angezogen, hatten die andern Krokodile den Sand unter dem Leichnam fortgegraben und so den Körper langsam zum Rollen ins Wasser gebracht, um ihn dort zu verzehren. Da war nichts zu machen; die Körper der Krokodile sinken stets, wenn sie tot sind, und erst nach längerer Zeit, manchmal Stunden, manchmal Tage nachher, kommen sie wieder auf die Oberfläche und dann meist angeschnitten von den übrigen Wasserbewohnern.

Wir beschossen und trafen noch ein halbes Dutzend Krokodile, alle aber entkamen, meist, nachdem sie eine Minute ruhig nach dem Schuß gelegen, ins Wasser. Ein alter Engländer, der seit 30 Jahren auf Krokodile schießt, erklärte es damit, daß die Nerven und Muskeln des Krokodils auch dann, wenn das Tier tödlich verwundet ist, noch imstande sind, den Körper einige Fuß fortzubewegen, und das genügt in den meisten Fällen, um das Tier ins Wasser zu bringen.

Am nächsten Tag ging ich an eine andere Stelle des Flusses. Das eine Ufer bildete wieder eine hohe, mit dürrem Gras bewachsene Düne, während das andere Ufer eine, mehrere 100 m breite Sandebene war; dazwischen der etwa 130 m breite Fluß. Diese Stelle des Flusses hatte aber vor der andern den großen Vorteil, daß auch auf der Dünenseite eine etwa 10 m breite Sandbank vorlag, die man von oben herab bestreichen konnte, falls ein Krokodil sich diesen Platz zu seinem Sonnenbade auswählte.

Ich schoß nun zunächst auf zwei am gegenüberliegenden Ufer ruhende Riesenbestien, aber stets mit demselben Mißerfolg. Die erste hatte ich gut getroffen, so daß ich noch weitere zwei Schüsse anbringen konnte; trotzdem entschwand das Tier plötzlich meinen Augen. Der Schuß über den Fluß ist sehr schwierig, da das Wasser, auf das die Sonne scheint, das Auge des Schützen täuscht. Ich beschloß deshalb, das Hinüberschießen aufzugeben und nur dann zu feuern, wenn ein

Krokodil auf der kleinen Bank auf meiner Seite Platz nehmen sollte. Das dauerte auch nicht lange; kaum hatte ich mich aber dem Rande der Düne genähert und versucht, meine Büchse durch das überhängende Gras in Richtung zu bringen, da hatte mich das Krokodil auch schon bemerkt und war blitzschnell im Wasser verschwunden, bevor ich schießen konnte. Die Tiere sind mit einem ganz besonders feinen Hörorgan ausgestattet.

Das ging mir noch mehrmals so, bis ich schließlich, es war 4 Uhr nachmittags, meine beste Chance gekommen sah. Unter mir auf der Sandbank lag ein mittelgroßes Krokodil, mit dem Kopf von mir abgewandt. Ich traf nun alle Vorsichtsmaßregeln, um kein Geräusch zu machen, und zog zu diesem Zwecke die Strümpfe über die Schuhe, was ich sehr praktisch fand. Nach einer halbstündigen Birsch hatte ich das Wild halbrechts unter mir liegen und ließ fahren. Das Tier rührte sich nicht, und nun sprang ich auf und gab die zweite Kugel ab, die genau dieselbe Stelle traf wie die erste. Ich lud wieder, schoß, und auch diese Kugel traf die Wunde. Nun sprang ich in großen Sätzen die Düne hinab, um dem Krokodil aus nächster Nähe den Fangschuß zu geben. Unten angelangt, sah ich, daß die drei Kugeln ein zwei Faust großes Loch in das obere Schulterblatt gerissen hatten, der Fangschuß war nicht mehr nötig.

Das Krokodil war sieben Fuß lang und von der gewöhnlichen Sorte. Beim Aufbrechen konstatierte ich, daß die drei Kugeln, welche alle explodiert waren, Herz, Lunge und Leber in tausend Fetzen zerrissen hatten, und trotzdem bewegte sich das Tier noch fünf Minuten lang, und zwei Fuß hätten genügt, um es ins Wasser zu bringen. Im weiteren Verlauf des Nachmittags schoß ich noch auf eines der Schnabelkrokodile, das im Fluß auf einer kleinen Sandbank lag. Nach dem Schuß sperrte die Bestie ihren Rachen weit auf und brüllte dreimal laut, um dann in den Fluten zu verschwinden.

Von Agra ging's weiter nach Delhi. Mehr Forts, mehr Paläste und Moscheen mußte man besichtigen. In Delhi steht allerdings ein prachtvoller Palast aus weißem Marmor mit hervorragenden Skulpturen. Auch hier versuchte ich einen Tag mein Glück auf der Jagd, denn es sollte viele Antilopen geben. Von diesen bekam ich nichts zu sehen, schoß aber zwei Pfauhähne, eine Henne und auch einen Adler. Letzteren erlegte ich auf ca. 100 Schritt, auf einem Baume sitzend, mit der Drillingkugel; leider ging die Kugel durch

die Bruſt und richtete ſo ſtarke Verheerungen an, daß ich befürchtete, er werde ſich nicht ausſtopfen laſſen. Es iſt ein mächtiger Vogel, ganz grau von Gefieder und ſechs Fuß in der Spannweite der Flügel.

Wir hatten nun beinahe Indien durchreiſt, hatten aber auf der ganzen Reiſe ebenſowenig wie in Calcutta etwas über Tigerjagd ausfindig machen können. Der Tiger iſt in ganz Indien zu Hauſe und wird auf verſchiedene Weiſe gejagt. Die indiſchen Prinzen, die in ihren Staaten frei und unabhängig von der engliſchen Regierung über ihr Wild verfügen können, jagen ihn, indem ſie ihn treiben und dann von Elefanten aus auf ihn ſchießen. In den Staaten, die engliſcher Beſitz ſind, jagt man den Tiger ebenfalls mit Treibern; die Schützen ſtellen ſich entweder einfach an oder benutzen eine ſogenannte Madjan, d. i. ein Hochſitz, der 10—14 Fuß über der Erde in einem Baum zurechtgemacht wird. Die dritte Art endlich iſt, den Tiger mit einem einzelnen Elefanten zu jagen, indem man ſeiner Fährte folgt. Die indiſchen Prinzen halten ihre Jagden meiſt während der heißen Jahreszeit im April und Mai ab, und es iſt nicht ſchwierig für einen Europäer, der Sportsman iſt, dazu eingeladen zu werden, wenn man ſich nur die nötige Mühe dazu gibt.

In Delhi trafen wir einen Engländer, der gerade von Nagpur herunterkam, wo er 14 Tage beim Maharana von Nagpur zu Gaſt geweſen war und auf den Beginn der Tigerjagd gewartet hatte. Der Maharana hatte aber eine friſche Maitreſſe von Paris bekommen, von der er ſich nicht trennen konnte, und verſchob die Jagd von Tag zu Tag 14 Tage lang, bis unſerm Engländer die Sache zu lange dauerte und er abreiſte. Er ſagte uns, daß der Prinz noch einige Schützen haben möchte, und wenn wir die zehnſtündige Reiſe machen wollten, würden wir beſtimmt eingeladen werden. Das war nun ganz mein Fall. Der Prinz beſitzt 150 Elefanten und iſt einer der reichſten und freigebigſten Indiens. Meine Freunde wollten aber ſo recht nicht heran. E. hatte für den 11. März von Bombay aus Paſſage nach New York belegt und hatte keine Zeit mitzugehen, und dann wollten H. und ich ihn nicht allein fahren laſſen, und ſo wurde nichts aus der Sache.

In Delhi ſahen wir einen der Tänze der Indier, für die dieſer Platz bekannt iſt. Der Tanz wird in ſehr graziöſer Weiſe von ſchön gebauten Weibern aufgeführt, während eine ganze Kapelle von

Männern auf ihren eigenartigen Instrumenten eine wirklich angenehme Musik dazu macht.

Wir fuhren weiter nach Jeypore, eine ganz überflüssige Reise, da diese Stadt nichts Interessantes bietet, dafür aber das schlechteste Hotel zu verzeichnen hat, in dem ich in meinem Leben je gewesen bin, und das will etwas heißen.

Von da ging's zwei Nächte und einen Tag in unglaublichem Staub auf einer Schmalspurbahn, die, was Schaukeln angeht, selbst mit Italien konkurrieren kann, nach Bombay, der ewigen Peststadt. Worte können nicht die Hochgenüsse beschreiben, die uns hier in dem reizend am Meere gelegenen Jachtklub in Gestalt von menschenwürdiger Nahrung und Getränken erwarteten, nachdem wir einen Monat tatsächlich nur ungenügend ernährt worden waren, und dazu heißes Sodawasser hatten trinken müssen. Man muß in indischen Hotels gewesen sein, um sich einen Begriff davon machen zu können. Die wenige Bedienung, die da ist, besteht ausschließlich aus Indiern, die von der englischen Sprache nur ein Wort aufgegriffen haben, d. i. „yes". Bestellt man etwas, so ertönt dieses Wort. Man bekommt aber nichts. Fragt man etwas, so ertönt wiederum das „yes", auch dann, wenn es „no" heißen sollte. Instruiert man einen Kutscher, da und da hinzufahren, so versichert er mit wiederholtem „yes", Bescheid zu wissen, fährt dann aber ohne jede Ahnung ins Blaue hinein, sich dann und wann umblickend, ob sein Opfer noch im Wagen sitzt. Nachdem man eine halbe Stunde durch die Hitze gefahren und vergeblich versucht hat, sich dem Kutscher verständlich zu machen, kehrt man unverrichteter Sache zum Hotel zurück, wo man geduldig warten muß, bis ein Englisch sprechender Indier auftaucht, der den armen Reisenden dann zum zweiten Male startet, manchmal richtig, manchmal falsch, kurz, degoutierter konnte niemand über eine Reise sein, wie wir bei Ankunft in Bombay, und in Wirklichkeit sind auf der vierwöchigen Tour nur zwei Plätze, nämlich Benares und Agra, solcher Strapazen wert.

In Bombay wütete die Pest, damals täglich 250 Opfer fordernd, aber fast ausschließlich unter den Indiern, während die Europäer ziemlich frei von der Seuche blieben. Man merkt in der Stadt wenig von der Epidemie; die Straßen sind noch vollkommen hinreichend bevölkert. Das einzige, was auf so viele Sterbefälle schließen

läßt, sind die zahlreichen kleinen Leichenzüge, die man allenthalben sieht. Die Bestattung ist eine sehr einfache: der Leichnam wird auf eine Bahre gelegt, die von vier Männern auf den Schultern getragen wird. Er ist mit Tüchern bedeckt, mit Ausnahme des Gesichts, das nach Religionsgebrauch stets entblößt bleiben muß; hinter und neben der Bahre gehen einige Teilnehmer, und das Ganze bewegt sich in schnellem Tempo, so daß der kleine Zug bald dem Blick entschwunden ist.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Bombay sind die Türme, in denen die Parsen, eine Sekte der indischen Religion, ihre Leichen den Geiern zum Fraße darbringen. Die Parsen bringen zu diesem Zweck den Leichnam zu den Türmen, deren es verschiedene gibt, alle auf einem Hügel gelegen, der die See überschaut. Hier wird der Leichnam von den Priestern in Empfang genommen. Die Türme, aus Stein gemauert, sind rund, oben ganz offen, und den Boden bilden viereckige Abteilungen von drei verschiedenen Größen. Die größten sind für die Männer, die kleineren für die Weiber und die kleinsten für die Kinder bestimmt. Das Ganze inkliniert nach der Mitte, wo sich ein großes Loch befindet. Die Priester, die einzigen, die den Turm betreten dürfen, entkleiden die Leichen und legen diese je nach Größe in eine der Abteilungen, worauf sie sich wieder entfernen. Kaum hat sich die Turmtür geschlossen, da stoßen von den umliegenden Mauern und Bäumen die Aasgeier nieder, um sich in die ihnen zuerkannte Mahlzeit zu teilen. Meist nach zehn Minuten schon erscheinen sie wieder auf den Mauern, ein Zeichen, daß von dem Leichnam nichts mehr übrig ist als die Knochen. Letztere werden darauf von den Priestern in das in der Mitte befindliche Loch geworfen, in welches das Blut schon vorher abgeflossen, und das Ganze wird dann dem Meere zugeführt.

In Bombay waren wir; nun hieß es aber, wie kommen wir wieder heraus? Alle Schiffe, die von Bombay kamen, waren bereits den ganzen Winter von allen umliegenden Häfen in Quarantäne genommen worden, während die übrigen indischen Hafenplätze, wie Calcutta, Madras und Tuticorin, bis jetzt frei von der Pest geblieben waren, bis uns in Bombay die unangenehme Nachricht zukam, daß nunmehr sämtliche Häfen Indiens von Colombo, wo wir hin wollten, für verpestet erklärt worden seien, und alle von ihnen herkommenden Schiffe sich einer zehntägigen Quarantäne zu unterziehen hatten. Das

war für uns besonders wichtig, da wir nur von Colombo aus per Schiff Australien, unser nächstes Ziel, erreichen konnten. Es blieb uns also nichts andres übrig, als zunächst von Bombay nach Calcutta und von hier nach Rangoon in Hinterindien zu fahren, um von da Colombo zu erreichen und so, wenn möglich, die Quarantäne zu vermeiden.

Nach achttägigem Aufenthalt in Bombay traten wir denn diese Reise an, und zwar fuhren wir zunächst nach Harda, einer kleinen Stadt in den Zentralprovinzen, wo uns ein alter Engländer, Snuggs, empfohlen worden war als guter Jagdleiter für Tigertreibjagden. Wir hatten zehn Tage Zeit und wollten, obgleich gar keine Vorbereitungen getroffen waren, unser Glück doch versuchen. In Harda fanden wir in Mr. Snuggs einen 57 Jahre alten, bärbeißigen Engländer, der seit 30 Jahren am Platz wohnte, für hiesige Verhältnisse aber noch ganz gut auf den Beinen war.

Die beiden Tage, die zu den notdürftigsten Vorbereitungen nötig waren, benutzten wir, um in nächster Umgebung von Harda auf Gazellen zu birschen. Freund H. erlegte eine, während ich nicht zum Schuß kam. Am dritten Tage brachen wir auf, mit Zelten ausgerüstet und für zehn Tage mit Proviant versehen. Wir ritten den ganzen Tag auf schlechten Ponies 20 km in furchtbarer Sonnenglut und langten abends am Saum des Waldes an. Am nächsten Tage legten wir noch einige Kilometer zurück und befanden uns nunmehr in dem Distrikt, wo es Tiger, Panther und Bären geben sollte. Von letzteren sahen wir bereits einige Fährten, sowie von Nilgais, einer großen Antilopenart mit ganz kurzen, schwarzen Hörnern; auch viele Hirsch- und Saufährten waren vorhanden.

Auf dem Wege zur Jagd und des Abends im Zelt belehrte uns Mr. Snuggs, der auf 30jährige Erfahrung zurückblickte und selbst 18 Tiger und über 100 Panther erlegt hatte, über Tiger- und Pantherjagd und über die Gepflogenheiten dieser Tiere. Seine Ansichten decken sich im wesentlichen mit Brehm, und ich lasse einen kurzen Auszug darüber folgen. Die Gefahren der Wildnis werden auf Grund mancher Schilderungen weit überschätzt. In ungewohnter Umgebung, wo die Fülle des Fremdartigen die Phantasie in steter Spannung erhält, wird der Neuling und Nichtjäger nur zu leicht verführt, landläufigen Überlieferungen zu glauben, irgendwelche Vorgänge als abenteuerliche Ereignisse aufzufassen. Er wird dazu um

ſo mehr hinneigen, je weniger er überhaupt mit ſcharfen Sinnen begabt und in der freien Natur aufgewachſen iſt; denn wer nicht von Jugend auf vertraut war mit dem Leben in Wald und Flur der Heimat, wird auch niemals vertraut mit dem der Wildnis werden. Reiſende, welche darauf angewieſen bleiben, landläufige Geſchichten aufzunehmen, die dem Fremdling überall mit dem bekannten Behagen am Ungewöhnlichen und Schauerlichen berichtet werden, können naturgemäß nicht die beſten Gewährsmänner ſein. Freilich wäre es

Unſer Lager am Tigerrevier.

ebenſo fehlerhaft, dergleichen Überlieferungen einfach zu verwerfen, wie ſie treuherzig in vollem Umfange weiterzuverbreiten; denn Tiere der nämlichen Art handeln je nach Umſtänden ſehr verſchieden und ändern wohl auch manchen Zug ihres Weſens, je nachdem der Menſch unter neuen Bedingungen ihnen gegenübertritt; aber die aufregenden und meiſtens recht unſicheren Berichte nach Hörenſagen ſollten ſtets ſorgſam geprüft oder mit Vorbehalt wiedergegeben werden.

Der Tiger iſt in Indien weit verbreitet; wir finden ihn allenthalben in der Nähe von Niederlaſſungen der Menſchen und in der

einsamen Wildnis, in den Sümpfen und im Hochgebirge; sein Wohnort ist meist durch seine Lebensweise bedingt. Trotzdem ist es ein großer Irrtum, anzunehmen, wie das vielfach geschieht, daß es der Tiger viele gäbe und sie leicht zu erbeuten wären. Im Gegenteil. Sehr viele gute Jäger, die jahrelang in Indien waren und viel Zeit auf die Jagd auf dieses Tier verwandt haben, sind ohne Resultate heimgekehrt.

Von Jahr zu Jahr wird es schwieriger werden, in Indien einen Tiger zu erlegen, und zwar aus doppelten Gründen; einesteils jagt der Indier das Wild des Fleisches wegen und unterbindet dadurch dem Tiger den Lebensunterhalt, andernteils zahlt die indische Regierung für jeden erlegten Tiger eine Belohnung von 60 M. Diese Summe ist natürlich nicht hoch genug, um die Tigerjagd für einen Europäer rentabel zu machen. — Für den indischen Forstbeamten aber, der durchschnittlich 7 M. monatliches Gehalt bezieht, ist es ein Vermögen, das für ihn sehr erstrebenswert ist. Dadurch, daß der Indier dem Tiger das Wild fortschießt, wird dieser gezwungen, sich von den Viehherden zu nähren, und dann wieder wird ihm bald der Garaus gemacht von den Menschen, in deren Nähe er sich notgedrungen begeben muß.

Im allgemeinen muß man in Indien ihrer Lebensweise nach drei verschiedene Sorten von Tigern unterscheiden, nämlich den Wildtöter, den Viehräuber und den Menschenfresser. Die Annahme, daß ein jeder Tiger sich beim Anblick eines Menschen auf denselben stürzt, um ihn zu vernichten, ist irrig; denn bei weitem die Mehrzahl gehört zu der Klasse der Wildtöter, d. h. sie ernähren sich von allen den Tieren, die ihnen an Kräften unterlegen sind und gehen dem Menschen, wenn nur eben möglich, aus dem Wege. Wenn nicht getrieben oder verwundet, greift der Tiger den Menschen nur selten an, es sei denn, daß er überrascht wird und sich angegriffen glaubt; aber auch dann vermögen die Eingeborenen das Tier durch heftige Bewegungen mit den Armen und durch Schreien zu vertreiben, und der Tiger ist dann ebenso froh, den Menschen aus den Augen zu verlieren, wie letzterer, der Gefahr glücklich entgangen zu sein. Ausnahmen gibt es natürlich, wo der von Natur böswillig veranlagte Tiger ohne jeden Grund und ohne Menschenfresser zu sein, harmlose Indier angreift und vernichtet; dann wird der Tiger in der Regel nichts von dem Fleische des menschlichen Körpers genießen, sondern sich schleunigst entfernen, denn die Ursache seines Angriffs ist in diesem

Falle Bosheit, nicht Hunger. — Diese Fälle sind aber selten und zu den Ausnahmen zu rechnen, wenn wir bedenken, wie viele Menschen in dem äußerst dicht bevölkerten Indien täglich bewußt oder unbewußt mit dem Tiger in Berührung oder in seine unmittelbare Nähe kommen. — Der Tiger ist weiter nichts wie eine große Katze; die meisten seiner Bewegungen und Gewohnheiten sind die der letzteren. Gerade wie die Katze ist er ein vorzüglicher Jäger, er schleicht sich in gedrungener Haltung unter seiner Beobachtung des Windes und mit Zuhilfenahme jeder, auch der geringsten Deckung an das Wild heran, oder er legt sich an einer etwas erhabenen Stelle in der Nähe eines Wassers auf die Lauer, um sich im gegebenen Augenblick auf sein Opfer zu stürzen. Seine große Beweglichkeit, verbunden mit seiner erstaunlichen Kraft, sein feines Witterungsorgan und seine Verschlagenheit, — diese Eigenschaften sind es, die den Tiger zu einem so gefährlichen Gegner für Tiere und Menschen machen.

Von Geburt aus ist fast ein jeder Tiger Wildtöter; wird er aber älter und bequemer und fällt ihm die Jagd auf das stets aufmerksame Wild schwer, dann beginnen manche von ihnen ihre Aufmerksamkeit den zahlreichen Viehherden der Indier zuzuwenden. Schon bald beginnt das Tier einzusehen, um wieviel bequemer es ist, sich seinen Lebensunterhalt unter dem friedlich grasenden Vieh zu verschaffen, und nach und nach wird der Tiger zum gewohnheitsmäßigen Viehräuber. Bei hellem Tage, wenn die Indier ihre Rinder aus der Umzäunung, in der sie dieselben des Nachts halten, heraustreiben zum Weiden, schleicht der Tiger sich heran, stürzt sich auf ein Stück und schleppt es von dannen. Dabei kommen ihm seine großen Kräfte zustatten, denn er ist imstande, ein ausgewachsenes Stück Rindvieh eine weite Strecke halb zu schleppen, halb zu tragen; ich habe selbst Gelegenheit gehabt, mich hiervon zu überzeugen. Das Rindvieh in Indien ist allerdings wesentlich schwächer wie das europäische, eine ausgewachsene Kuh wiegt selten mehr denn 400 Pfund, ungefähr das normale Gewicht eines Tigers selbst. Es ist aber erstaunlich, wie weit der Räuber seine Beute zu schleppen vermag, steile Böschungen hinan, über Felsen und gestürzte Bäume, bis er den gewünschten dunklen Platz erreicht, wo er sich dann ungestört den Freuden seiner Mahlzeit hingeben kann.

Wenn nun der Tiger zum Viehräuber geworden, ist damit nicht gesagt, daß er sich nur von Haustieren ernährt, durchaus nicht, er

ist und bleibt zunächst Wildtöter. Hat er aber keinen Erfolg auf der Jagd, dann vergreift er sich an fremdem Gute. Bei der Gelegenheit des Viehraubens kommt der Tiger auch in Berührung mit dem Menschen; er lebt unweit der Dörfer, und hier ist es, wo er sich zum Menschenfresser ausbildet. Er überfällt einen auf dem Acker arbeitenden Indier und überzeugt sich bei dieser Gelegenheit, daß das Wesen, welches er früher gefürchtet, ihm bei weitem an Kraft unterlegen ist, ja, daß es von allen Wesen das für ihn am leichtesten erreichbare ist. Dann wird er zum gewohnheitsmäßigen Menschenfresser und der Schrecken der ganzen Gegend. Aber auch dann noch sucht er sich seine Leute aus. Er jagt den Menschen wie früher das Wild, d. h. wenn er ihn einzeln trifft und überfallen kann. In den meisten Fällen finden wir, daß der Menschenfresser ein altes, abgemagertes Tier ist, das körperlich nicht mehr imstande, sich seinen Lebensunterhalt auf der Jagd zu erwerben und sich deshalb auf den Menschen wirft.

Daß ein Tiger, der einmal Menschenfleisch genossen, nur noch von Menschenfleisch lebt, ist eine Fabel. Er reißt vielmehr nach wie vor auch noch Wild und Vieh, zieht aber, durch seine Erfolge ermutigt, der Einfachheit halber den Menschen vor. Obgleich sie nur selten vorkommen, so gibt es in Indien kein gefährlicheres und schreckenverbreitenderes Tier wie den menschenfressenden Tiger. Sein Revier ist ein großes; bald hier, bald viele Meilen entfernt, tritt er auf, und nirgends kann sich der indische Bauer vor einem Angriff sicher fühlen, wo ein solches Tier seinen Einzug gehalten.

Hat der Tiger sich einmal sein Opfer ausgesucht, dann gibt's keine Rettung mehr. Eine vorsichtige Birsch — ein Sprung — ein Schrei des Opfers — alles ist vorüber — und der Räuber zieht sich in den dichten Wald zurück, um hier seine schreckliche Mahlzeit in Ruhe zu genießen.

Die Gründe, die einen Tiger zum Menschenfresser werden lassen, sind meistens folgende: hohes Alter und Schwinden der Kräfte, um starke Tiere, wie Vieh und Büffel, zu töten und davonzuschleppen, ferner eine Wunde, die ihm die Jagd beschwerlich macht, ein Rencontre mit einem Menschen, aus dem er den Schluß zieht, daß er diesem weit überlegen, und endlich Mutterliebe, die sich bei der Tigerin darin äußert, daß sie den Menschen schlachtet, wenn sie kein Wild für ihre Jungen reißen kann.

3090076

Es lag nun in unsrer Absicht, den Tiger zu treiben, und zwar auf dem Stand stehend, da uns Elefanten nicht zur Verfügung standen, und jedesmal Madjans bauen, hätte zu viel Zeit fortgenommen. Da blieb schon nichts andres übrig. Es ist zu verwundern, daß die Treiber, nur mit einem Schurzfell bekleidet und mit einer Axt bewaffnet, den Mut haben, den Tiger zu treiben; denn es kommen hin und wieder doch Unglücksfälle vor, und zwar dann, wenn der Tiger sich durch die Treiber in die Enge getrieben glaubt. Dieser Fall ereignete sich hier in unserm Distrikt vor sechs Monaten. Ein Teil der Treiber war zu schnell vorgegangen, während der langsam gehende einen Tiger aufstöberte, und als das Tier auf die ersteren stieß, attackierte es sofort einen Mann, ihm den linken Arm fortreißend, und einen andern, der bald darauf starb, da das Tier sich von Menschen umstellt glaubte und sich durch einen Angriff den Weg bahnen wollte. Dieser Tiger, der auch verschiedene Eingeborene fortgeschleppt hat, ist noch hier; die übrigen gehören zu der Klasse der Wildtöter und Viehräuber.

Die Erfahrung lehrt, daß ein angeschossener Tiger meist das Weite sucht; kommt ihm aber auf seinem Wege ein Mensch in die Quere, so greift er diesen, in ihm seinen Feind sehend, manchmal an, und so kommt es, daß die Treiber nach einem Schuß meist Zuflucht zu den Bäumen nehmen, während die übrigen Schützen natürlich auf der Hut sein und jeden Augenblick das Erscheinen des Tigers erwarten müssen. Die Treiber sind arme Leute und erhalten für den Tag 2 Annas = 24 Pfg. Lohn und müssen sich selbst beköstigen. Es ist wohl weniger der Lohn wie die Aussicht, einige Pfund Fleisch von den erlegten Hirschen und Sauen abzubekommen, die sie veranlaßt, sich als Treiber zu verdingen.

Wie schon vorher erwähnt, hatten wir gar keine Vorbereitungen zur Jagd getroffen. Es sind dazu zirka drei Wochen nötig, und so hatten wir denn Treiber in nicht genügender Anzahl, zumal die starken Leute die Berge verlassen hatten, um in der Ebene den Weizen einzuheimsen; ferner war der Wald, in dem wir jagten, stark beunruhigt worden durch Holztransporte; in einem nahegelegenen Dorfe sollte in der nächsten Woche große Holzauktion stattfinden. So fügte es sich denn, daß in den zehn Tagen nur ein Panther gesehen wurde, der aber nicht zu Schuß kam. Jeden Abend bezogen wir bei Eintritt der Dunkelheit eine Madjan für zwei bis drei Stunden,

d. h. wir saßen in einem Baum und hatten unter uns eine angebundene Ziege, die beständig meckert und dadurch die Aufmerksamkeit des Panthers auf sich ziehen soll.

Um den Tiger des Nachts auf dem Anstand zu schießen, wird einen Tag, bevor man die Madjan beziehen will, ein junger, zahmer Büffel im Walde angebunden. Findet man tags darauf, daß der Tiger den Büffel gerissen hat, so wird über den Überresten eine Madjan gebaut; denn es ist des Tigers Gewohnheit, am zweiten Tage sein Opfer wiederum aufzusuchen, und zwar kommt er dann bald nach eingebrochener Dunkelheit zu der Stelle, da er den toten Büffel mehr oder weniger als sein Eigentum betrachtet, während er am ersten Tage, wenn er des Tieres ansichtig geworden, mißtrauisch ist und oft stundenlang zunächst sein Opfer umkreist, um zu sondieren, ob alles in Ordnung. Hat der Tiger das angebundene Rind getötet und zum Teil verzehrt, so legt er sich meist in der Nähe zum Schlafen nieder, oder er bewacht seinen Raub; denn von seinem Tisch speist das hungrige Gesindel, wie Hyänen und Schakale, flüchtet jedoch eilig, sobald der König des Waldes herannaht. Leider tötete kein Tiger einen der drei Büffel, die wir im Walde angebunden, und es kam auch kein Panther zu der meckernden Ziege, über der ich im ganzen 20 Stunden im Baume saß.

Am ersten Tag erlegte ich eine Sau und einen Hirschziegen-Antilopenbock, die in Indien am häufigsten und über die ganzen Mittelprovinzen verbreitete Antilope. Sie ist etwas kleiner und schlanker wie unser Damhirsch und bewohnt die offenen flachen Gelände, in denen sie daherstürmend den Jäger in Erstaunen setzt mit ihren riesigen Sprüngen in die Höhe und in die Weite.

Am zweiten Tage hörte ich während des Treibens einen Schuß, und zugleich kam ein herrlicher Samburhirsch spitz auf mich zu, den Berg hinunter. Als er sich etwas wandte, setzte ich ihm eine Kugel aufs Blatt und zerschmetterte mit der andern einen Hinterlauf. Noch einige Schritte, und das riesige Tier brach zusammen. Als das Treiben vorüber — ich glaubte, der Hirsch gehörte mir —, fand ich am rechten Hinterschenkel eine Kugel; H. hatte den Hirsch zuerst beschossen, und es war natürlich sein Wild. Das Geweih des Tieres war von der Krone bis zur Spitze gemessen 98 cm lang, hatte aber nur sechs Enden, wie alle Sambur nur sehr selten mehr wie sechs Enden erreichen.

An den nächsten Tagen erlegte nur Mr. Snuggs zwei schwere Keiler, während H. und ich gar nicht mehr zu Schuß kamen, abgesehen von einigen großen Affen, deren wir je zwei zur Strecke brachten. Wir mußten nun die Jagd abbrechen, um über Calcutta Rangoon zu erreichen. Auf dem Rückwege erlegte ich noch einen Schakal, war aber im ganzen wenig befriedigt von dem Jagdresultat in Indien. Hoffentlich habe ich im nächsten Jahre mehr Glück; denn ich habe mir vorgenommen, auf alle Fälle einen Tiger mit nach Hause zu bringen; diese kleine Tour hat mir wenigstens einen Begriff davon gegeben, wie man dem Tiger beikommen kann.

Die Reise von Calcutta nach Rangoon auf einem sehr mittelmäßigen Boot bot nichts Interessantes, dafür übertraf aber Rangoon selbst unsere Erwartungen. Die Stadt an und für sich ist wie alle andern indischen Städte; die nächste Umgebung ist aber reizend mit ihren zahlreichen in Palmen- und Orangengärten gelegenen Villen und übertrifft bei weitem die monotonen Städte Vorderindiens. Von ganz besonderem Interesse ist es, wie die Elefanten hier in den großen Teakholzsägemühlen zur Arbeit abgerichtet sind.

Burma ist berühmt durch sein vorzügliches Holz, das vom oberen Rangoonfluß nach Rangoon geflößt wird und, hier zersägt, meist nach Europa geht. Die Elefanten tragen, von ihrem Führer, der auf dem Kopf des Tieres sitzt, geleitet, die riesigen Baumstämme vom Fluß in die Sägemühle, und man kann in keinem Zirkus besser abgerichtete Tiere sehen. Die Elefanten bewegen sich mit großer Sicherheit und Ruhe um die sausenden Kreissägen herum, die Stämme mit Menschenverstand vor die Maschine placierend.

Von Rangoon erreichten wir in vier Tagen Colombo, ohne in Quarantäne genommen zu werden, und bezogen dann am 8. April 1899 die „Stuttgart", um die 21tägige Seereise nach Sydney zurückzulegen. Warum wir eigentlich nach Australien fuhren, ist weder H. noch mir je recht klar geworden, denn unser eigentliches Ziel war Afrika. Die Jahreszeit — es war April — war nicht die richtige, um Afrika einen Besuch behufs Jagd abzustatten; so entschlossen wir uns denn über Australien, wo es ja jetzt Winter war, nach Südafrika zu fahren.

Sechstes Kapitel.

In Australien und Neuseeland. – Känguruhjagd in den Blauen Bergen. – Nach Südafrika.

Die „Stuttgart", eines der ältesten und langsamsten der nach Australien fahrenden Schiffe, suchten wir uns lediglich deshalb von allen andern aus, weil wir hier Gelegenheit hatten, unsern tropischen Durst mit Bier vom Faß stillen zu können. Unsere Wahl haben wir nicht nur nie bereut, sondern sie hätte gar nicht besser sein können; denn nicht nur das Bier war vorzüglich, sondern auch die nur kleine Reisegesellschaft so exquisit, daß jeder von uns bedauerte, nach 21 Tagen den Fuß in Sydney ans Land setzen zu müssen. Das Glück, das uns seit unsrer Abreise stets auf der nördlichen Halbkugel gefolgt war, schien uns also auch auf der südlichen nicht verlassen zu wollen.

Australien an und für sich macht ganz den Eindruck von Amerika. Wir legten zunächst in Freemantle an und machten hier die ersten australischen Erfahrungen. Die Arbeiterunion, die in diesem Lande unbeschränkte Macht besitzt und der jeder Arbeiter angehört, hatte einen Streik auf den Werften beschlossen, da die Dampfer keine 6 M. Tagelohn bewilligen wollten. So war die „Stuttgart" gezwungen, die aus ca. 550 Tonnen bestehende Ladung mit nach Adelaide zu schleppen, da es in Freemantle an Händen fehlte, das Schiff zu löschen.

Von Freemantle fuhren wir mit der Bahn nach Perth, einer ganz neu entstandenen Stadt, die den Endpunkt des Silber- und

Goldminendistrikts bildet. Wie alle neuen Länder, so ist auch Westaustralien enorm teuer, und wir machten hiervon einige Erfahrungen. Eine Flasche Gin kostet hier 8 Schilling; der Cabkutscher, der uns drei Stunden gefahren hatte, forderte 30 Schilling für sein Werk, und so sind alle andern Sachen im Verhältnis.

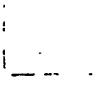
Adelaide, die Hauptstadt von Südaustralien, bietet nichts Bemerkenswertes. Mit der Ankunft in Melbourne aber waren wir sehr befriedigt. Wir genossen den Anblick einer wirklichen Stadt in europäischem Stil, nur von weißen Menschen bewohnt, mit guten Wagen, Hotels und Theatern und was sonst zu einer Stadt gehört, wie die kleinen Kinder vom Lande, nachdem wir für ein Jahr uns nur mit unzivilisierten Völkern hatten begnügen müssen.

Sydney endlich stellt selbst Melbourne noch in den Schatten in jeder Beziehung. Der Hafen von Sydney, der an Schönheit und Güte in der Welt als zweiter rangiert und nur einen Konkurrenten in Rio de Janeiro hat, ist wirklich herrlich. Die Stadt wie alle übrigen Australiens, erinnert sehr an Amerika, und da der Australier sich eines ausgesprochenen Nasenakzents à la Yankee erfreut, glaubt man sich in der Tat in die Vereinigten Staaten versetzt.

Von Sydney benutzten wir das amerikanische Schiff, die „Alameda", und erreichten mit ihr in vier Tagen Auckland, die Hauptstadt Neuseelands, das ebenfalls einen wunderschönen Hafen besitzt. Hier hatten wir das Glück, vermöge unsrer Empfehlungen, Gelegenheit zu bekommen, die Büchse in die Hand zu nehmen, und zwar auf Damhirsche. Wir wurden von Mr. John Reed auf seine 15 Meilen von Auckland gelegene Insel zur Jagd eingeladen und ließen uns nicht zweimal bitten. Wir fanden in Mr. Reed einen jovialen alten Junggesellen, der seit 20 Jahren als Einsiedler auf der Insel lebt und große Schaf- und Viehzucht betreibt. Die Insel ist 10 000 Morgen groß, sehr gebirgig und mit Gras bewachsen; nur hier und da ist ein kleines Wäldchen und etwas Ried, das dem Tier einen Versteck bietet. Es stehen ca. 1500 Hirsche auf der Insel, eine Anzahl, die der Besitzer für zu groß hält, da die Tiere die Getreideernten beeinträchtigen, und da er selbst nicht Jäger ist, stellt er seinen Freunden das Wild zur Verfügung.

Die Steilheit der Berge zusammen mit der Scheuheit des Hirsches macht es nötig, zu Pferde zu jagen, etwas ganz Neues für mich.

Damhirſch. (Dama dama L.)



Wir bestiegen jeder einen kräftigen Gaul, und von einem Herrn zu Pferde geführt begann die wilde Jagd. Wir sahen bald große Rudel Hirsche über die Berge und Täler flüchten, hatten aber den ganzen Morgen nicht das Glück, einen Geweihten vorzubekommen.

Die Jagd zu Pferde wird so ausgeübt, daß man die Hirsche zu zweien aufstöbert, dann muß der Schütze im großen Bogen um die Hirsche herumreiten, um sie spitz abzufangen, während der zweite Reiter im langsamen Tempo das Rudel in der abgesprochenen Richtung zu halten sucht. Am Nachmittage sollte mir das Experiment gelingen. Nachdem mich der Gaul etwa 3 km in großer Pace und mit erstaunlicher Sicherheit über das rauhe Gelände gebracht, befand ich mich plötzlich vor dem Rudel, das von unten zu Pferde getrieben wurde. Ich sprang herunter und gab dem geweihten Hirsch die Kugel, als er von mir fort den Hang herabflüchtete. Ich verlor nun die Hirsche in einem Tal eine Zeitlang aus den Augen, konstatierte dann aber, als ich ihrer wieder ansichtig wurde, daß der Geweihte unter ihnen fehlte. Da die Reiter von unten versuchten, noch ein andres Rudel den Berg hinaufzutreiben, legte ich mich neben dem Pferde zur Erde; das Rudel ging aber schließlich zu weit links ab, so daß ich keinen Schuß anbringen konnte.

Nach einer halben Stunde begann ich die Nachsuche nach meinem Hirsch und fand ihn auch bald; bei meinem Herannahen ging er hoch und setzte wieder den Berg hinab. Eine Kugel durch den Hals ließ ihn aber verendet am Fuße des Berges landen. Das Geweih gleicht dem des deutschen Damhirsches; es ist keine großartige Trophäe, aber eine hübsche Erinnerung an Neuseeland und die eigenartige Art der Jagd. Nach kurzer Zeit schoß ich noch auf eine Ricke vom Pferde aus; dieses auf besonderen Wunsch von Mr. Reed, traf sie auch, aber etwas zu weit hinten. Die Nachsuche wurde mir deshalb unmöglich, da mein Gaul durch den Schuß einen solchen Schrecken erhielt, daß er mit mir das Weite suchte, und ich konnte ohne Zügel in der Hand nichts ausrichten. Erst nach einigen Kilometern gelang es mir, die Zügel, die über die Erde schleppten, zu ergreifen und den wüsten Ritt über Berg und Tal, der meine Freunde aufs höchste amüsierte, zu Ende zu bringen. Das Tier war ursprünglich schußfromm, war aber einige Tage zuvor durch einen Schützen, der das Gewehr beim Feuern zwischen die Ohren des Tieres gelegt hatte, verdorben

worden. Die Ricke fanden wir nicht. H. erlegte dafür aber eine andere.

Nachdem wir bei Mr. Reed zu Abend gespeist, kehrten wir hochbefriedigt von dem Tage und der reizenden Jagd auf der landschaftlich hervorragend gelegenen Insel nach Auckland zurück und waren darüber einig, einen der genußreichsten Tage unsrer Reisen verlebt zu haben. Nach einigen Tagen brachen wir auf, um über Land Wellington, das an der Südspitze der Nordinsel der Neuseelandgruppe gelegen ist, zu erreichen. Zunächst ging's nach Rotorna, 12 Stunden per Bahn mit einem Güterzug, der auf jeder Station 20 Minuten hielt, um Schafe und andres Vieh ein- und auszuladen.

In Rotorna sind die berühmten heißen Quellen, meist schwefelhaltig, die in mehr oder weniger regelmäßigen Zwischenräumen aus der Erde springen, bis zu 180 Fuß hoch. Mit einem kleinen Dampfboot durchquerten wir den Tarawerasee während eines orkanartigen Sturmes, um eine sogenannte kalte Quelle zu besichtigen; letztere ist 75 Fuß tief, und man kann, den Wasserspiegel mit den Augen fast berührend, bis auf den Grund sehen. Die Wände der Quelle schillern in den wunderbarsten Farben, meist blau und grün. Der Anblick ist geradezu feenhaft.

Von Rotorna aus muß man die Coach benutzen, um weiter südlich zu reisen; denn Bahn und Telegraph gibt's im Innern von Neuseeland noch nicht; die Relaypferde und die Mahlzeiten in den Rasthäusern, deren es einige auf dem Wege nach Pipiriki gibt, werden durch Brieftauben bestellt, die die nächste Coach dann wieder zurückbringt.

Wir brachen eines Morgens von Rotorna um 6 Uhr auf und erreichten am Abend, nachdem wir 90 km zurückgelegt hatten, Taupo am Taupo-Moanasee. Es war ein regnerischer Tag, so daß wir von den hervorragenden Naturschönheiten des Landes nur einen Teil zu sehen bekamen. Das ganze Herz von Neuseeland ist vulkanisch, und zwar bis zu einem solchen Grade, daß man sagen kann, das Land kocht; denn wohin das Auge schauen mag, sieht man weiße Dampfwolken gen Himmel steigen. Als Trinkwasser kann nur Regenwasser benutzt werden, da die Quellen alle heiß sind und so schwefelhaltig, daß das Wasser ungenießbar ist. Auf unserm Wege stiegen wir verschiedentlich aus, um die hier befindlichen Moraſtquellen in

Augenschein zu nehmen. Diese sind ganz besonders interessant; denn man sieht, wie blaugrün und braun gefärbter Morast in Siedetemperatur aus der Erde springt, hierbei ganz eigentümliche quakende Töne hervorrufend.

Das Land selbst ist ausschließlich von Maoris, das sind die Eingeborenen Neuseelands, bewohnt, ein Volksstamm, der viel mit dem amerikanischen Indianer gemeinsam hat und ebenso wie dieser auf dem Aussterbeetat steht. Der Maori ist Grandseigneur, betrachtet Arbeit als eine Schande und ernährt sich ausschließlich von Viehzucht, indem er gerade so viel Getreide baut, um sich und die Seinigen am Leben zu erhalten. Es ist ein schöner Volksstamm, ganz besonders sind die Weiber von kräftiger, untersetzter Natur, was wohl darin seinen Grund hat, daß sie die meiste körperliche Arbeit verrichten. Mann wie Weib sind dem Tabakgenusse und dem Whisky in ganz gefährlichem Maße ergeben. In einem kleinen Dorfe, wo wir Rast machten, ließen wir uns von einem Dutzend Weiber einen Maoritanz aufführen, der sehr viel Originelles hat, und dem es durchaus nicht an Grazie und Eleganz fehlt. Männer und Weiber sind äußerst gutmütig; sie gewinnen dem Leben stets die fidele Seite ab: Lachen, Tanzen, Rauchen, Singen und Trinken ist ihr Ideal, und da wir alle dem auch nicht abgeneigt sind, verlebten wir mit den Maoris einige sehr vergnügte Stunden, was dadurch, daß diese intelligenten Leute ein mehr oder weniger gutes Englisch sprechen, noch besonders erleichtert wurde.

Von Taupo brachen wir am Morgen um 9 Uhr auf, um am Abend Tokaano, 64 km, zu erreichen. Es war ein herrlicher Tag; die Sonne schien warm; kein Wölkchen war am Himmel; die Luft — wir waren jetzt 3000 Fuß über dem Meeresspiegel — von einer wundervollen Reinheit, ein herrlicher Gegensatz zu dem Staub Indiens und der feuchten Hitze Ceylons. Wir fuhren den ganzen Tag am Taupo-Moanasee entlang, der rings von hohen Bergen umgeben ist, die meistens zum Teil erloschene, zum Teil noch feuerspeiende Krater sind. Der größte und höchste von diesen war in voller Tätigkeit, mächtige Rauchwolken von sich gebend, während der Berg selbst, mit Schnee bedeckt und von der Sonne beschienen, einen herrlichen Anblick darbot.

Zu unsrer Rechten steigen Schwärme von Enten aus dem Schilf

des Sees auf; zur Linken scheuchte der Wagen Fasanen aus dem Busche. Ein schönes Jagdresultat war uns sicher, hätten wir nicht die Gewehre, um die Bagage zu erleichtern, zu Schiff nach Wellington gesandt. Allenthalben ist die Landschaft belebt von größeren und kleineren Schafherden, die sich in den Bergen ihr karges Futter suchen. Wir sahen auch verschiedene Rudel wilder Pferde, die noch überall in Neuseeland vertreten sind. Die Tiere sind so scheu wie die Hirsche, denn die Maoris machen beständig Jagd auf sie, nach Art der amerikanischen Cowboys sich des Lassos bedienend. Viele dieser Pferde sind schon einmal eingefangen gewesen und zur Arbeit abgerichtet worden, dann aber von den Maoris aus Mangel an Beschäftigung wieder losgelassen worden. Bevor der Eingeborene das Tier wieder laufen läßt, versieht er es mit einer Marke, und zwar kupieren sie meist eine gewisse Anzahl Gelenke der Rübe als Merkmal. Fängt sein Nachbar den Gaul ein, so muß er ihn wieder herausgeben, sobald der Eigentümer ihn, sich auf dieses Merkmal berufend, reklamiert; die ganz wilden Pferde aber, die der Maori einfängt, gehören ihm als Eigentum.

Am nächsten Tage hatten wir eine beschwerliche Reise vor uns, mußten wir doch noch 144 km zurücklegen, um in Pipiriki das Boot, das einzige in der Woche nach Wanganui, zu erreichen. Um 4 Uhr morgens saßen wir im Wagen, und fort ging's mit Vorspann über die schlechten Wege im sausenden Galopp; denn wir mußten vor Dunkelheit den 28 km langen Wald, der bei Nacht unpassierbar war, durchquert haben. Unser erstes Gespann machte die erstaunliche Leistung von 74 km ohne nennenswerten Aufenthalt; dann bekamen wir frische Pferde, mit denen es nach 15 Minuten Rast wieder weiterging.

Es regnete den ganzen Tag; die Wege waren aufgeweicht durch den geschmolzenen Schnee, und mehr als einmal glaubten wir gezwungen zu sein, die Nacht im Freien zubringen zu müssen, wenn der Wagen bis an die Achse im Morast saß. Die Neuseeländer Pferde sind aber vorzüglich und, was Ausdauer und Kraft anbelangt, kaum mit einem andern Pferde der Welt zu vergleichen.

Um 7 Uhr abends langten wir in Waiouru, das am Ende des Waldes gelegen ist, an und waren nun sicher, Pipiriki noch am Abend zu erreichen. Nach 20 Minuten Ruhe ging's wieder weiter, um die

letzten 25 km mit frischen Pferden mit einer Inklination von 2000 Fuß bis Pipiriki zurückzulegen, wo wir endlich abends 11 Uhr anlangten. Dieser letzte Teil ist der schönste der Fahrt und sollte eigentlich bei Tage zurückgelegt werden. Der Regen hatte aber aufgehört; es war Vollmond, und wir genossen die Schönheiten einer Mondnacht, in unzähligen Krümmungen durch Fichten-, Eichen- und Farnwälder fahrend.

Mit Vorspann durch Neuseeland.

Am nächsten Morgen bestiegen wir um 7 Uhr das Boot, das uns, den Wanganuifluß herunterfahrend, um 2 Uhr nach der Stadt Wanganui brachte. Diese Fahrt auf dem kleinen Fluß ist wohl einzig dastehend in ihrer Schönheit. In einem ganz engen Tale, das von beiden Seiten von hohen Bergen gebildet wird, schlängelt sich der reizende Fluß dahin. Die Berge schmückt eine üppige Vegetation, die meistens aus malerischen, hochstämmigen Farnen besteht. Am Ufer sind hier und da Dörfer, die von den vergnügten Maoris bewohnt sind. Das kleine Dampfschiff legt überall an. Die Maoris bringen ihre Produkte, die sie zu verschiffen wünschen, bis ans

Ufer; aufs Schiff aber muß der Kapitän und seine Mannschaft die Säcke und Kisten selbst tragen, während die Maoris lachend und rauchend zusehen, wie andere arbeiten, — ihre Lieblingsbeschäftigung.

Freund H. und ich sowie alle andern Passagiere beteiligten uns persönlich an dem Beladen des Schiffes, da wir noch rechtzeitig zu den großen Rennen, die am Nachmittag in Wanganui stattfinden sollten, einzutreffen wünschten. Die Pferderennen in Wanganui können einen Vergleich, was das Pferdematerial anbetrifft, mit jedem europäischen Rennplatz, auch dem besten, aushalten. Die Pferde, alle in Neuseeland gezüchtet, sind meist hochbeinig und machen ganz hervorragende Steeplechaser. Die Sieger waren durchschnittlich für 50 Pfund käuflich, ein Spottpreis für ein solches Pferd; hätte man es in Europa! Aber Pferde haben in Neuseeland keinen Wert, so z. B. bezahlt der Posthalter, der die Coach von Rotorna nach Pipiriki fährt, nie mehr wie 5 Pfund für ein Pferd, und was die Tiere leisten können, das haben wir ja erfahren.

Von Wanganui erreichten wir mit einem Güterzuge Wellington, eine reizend an der See gelegene Stadt. Hier blieben wir eine Woche, eine fidele Zeit in Gesellschaft unserer Reisegefährten von der „Stuttgart" verlebend. Ursprünglich wollten wir auch der Südinsel der Neuseelandgruppe einen Besuch abstatten, um die Städte Christchurch, Dunedin und Bluff zu besichtigen und von da herüber nach Tasmania zu fahren. Das Wetter war aber so wenig einladend, es regnete und stürmte ohne Aufhören bei ganz niedriger Temperatur, daß wir beschlossen, diese Reise aufzugeben und direkt nach Sydney zurückzukehren.

Wir gingen an Bord des Dampfers „Waikari" und waren nicht sehr erbaut, zu hören, daß das Schiff, anstatt direkt nach Sydney zu gehen, drei Tage länger unterwegs sein würde, um, eine Zickzacklinie beschreibend, den damals überfälligen Dampfer „Perthshire" zu finden. Letzteres Schiff, 7000 Tonnen groß, hatte auf dem Wege von Sydney nach dem Bluff seine Schraube gebrochen und war den Wellen preisgegeben, weshalb alle Dampfer, die zwischen Australien und Neuseeland fuhren, eine Jagd auf dasselbe machten, um die große Summe zu verdienen, welche die Besitzer der „Perthshire" dem Kapitän zuerkannt hatten, der das Schiff ins Schlepptau nehmen und wieder zurück nach Sydney bringen würde. Wir fuhren zunächst bis

36° nördlich und begannen dann da, wo der Kapitän das Schiff zu finden hoffte, hin und her zu fahren. Die ganzen Nächte hindurch wurden Raketen abgelassen, um die Aufmerksamkeit der „Perthshire" auf uns zu ziehen; aber alle unsere Mühe war vergebens. Nach drei Tagen gab der Kapitän die Suche auf, und wir steuerten auf Sydney zu, wo wir nach siebentägiger Reise auf sehr schlechter See anlangten. Die „Perthshire" wurde erst am 56. Tag, nachdem sie niedergebrochen, gefunden und ohne jeden Verlust an Menschenleben nach Sydney zurückgeschleppt.

Eng mit dem Lande Australien ist das Känguruh verbunden, dieses einzig und allein in diesem Lande auftretende Tier, und, da wir alles Schießmaterial zur Hand hatten und man uns versicherte, daß es nicht schwer sei, ein Känguruh zu erlegen, so brachen wir eines Tages von Sydney auf nach Mount Victoria, einem kleinen Dorf in den landschaftlich sehr schönen Blauen Bergen Australiens, Provinz Neusüdwales.

Die Bahn steigt in achtstündiger Fahrt 3000 Fuß hoch; oben angelangt, empfing uns ein heftiges Schneegestöber mit Frost, den wir recht unangenehm empfanden. Freund H. war die Kälte oben in den Bergen so peinlich zusammen mit der Aussicht, drei Tage Coach fahren zu müssen, und die Coachtouren Neuseelands waren noch frisch in unserm Gedächtnis, daß er schon am nächsten Morgen in aller Frühe mit der Bahn nach Sydney mit seinem milderen Klima zurückkehrte. Obgleich es mir eine ganze Dosis Überwindung kostete, fuhr ich nicht zurück, sondern trat morgens 8 Uhr bei grimmiger Kälte und mit allen Kleidern angetan, die mir zur Verfügung standen, die Fahrt nach dem Half-way-house an.

Die Route, die ich einschlug, ist die nach den berühmten Jenolan caves, den interessanten Tropfsteinhöhlen, 61 km von Mount Victoria entfernt. Gegen 1 Uhr hatten wir 30 km zurückgelegt, und ich beschloß, von dem kleinen Blockhaus, Half-way-house genannt, wo die Relayppferde standen, mein Glück auf der Känguruhjagd zu versuchen. Bald waren zwei vorzügliche australische Ponies gesattelt,

und mit dem Drilling in der Hand ging's zunächst im sausenden Galopp 9 km die Fahrstraße entlang, bis mein Führer, ein 14jähriger Junge, von der Straße abzweigte und mich in den Wald führte. Es war erstaunlich zu sehen, wie die kleinen Ponies, die eben noch unter sich ein wahres Rennen veranstaltet hatten, jetzt mit großer Ruhe und Sicherheit über die meterhohen Stämme der gefallenen Bäume des Waldes hinübersetzten. Bald wurden die Stämme so dicht, daß wir absteigen mußten. Die Pferde wurden angebunden, und es dauerte nicht lange, daß ich ein Känguruh zu Gesicht bekam.

Es gibt drei Sorten dieser Tiere, nämlich das eigentliche Känguruh, das ein helles Fell hat und bis zu sechs Fuß groß wird; zweitens das Walalu mit dunklerem, sealartigem Fell und kleiner als das Känguruh; endlich das Wallaby, dessen Fell in Farbe zwischen dem Känguruh und Walalu liegt, und das gewöhnlich noch kleiner ist als das Walalu. Das große Känguruh ist in der Gegend, wo ich jagte, nicht mehr vertreten. Es gibt nur noch einige Exemplare in der Nähe der Jenolan caves; diese dürfen aber nicht geschossen werden; auch die Walalu werden selten, während die Wallabies allenthalben herumspringen. Die Tiere sind sehr scheu, und meist sieht man nur etwas mit großer Geschwindigkeit hinter den Sträuchern und Bäumen vorbeihuschen.

Die Känguruhs bedienen sich fast ausschließlich der Hinterläufe zur Vorwärtsbewegung. Diese sind aber so stark, daß das Känguruh, unter Zuhilfenahme des starken und langen Schwanzes meterlange Sätze machend, die Geschwindigkeit eines Hasen erzielt. Dieser Umstand zusammen mit dem dichten Unterholz des Waldes machen die Jagd recht schwierig. Man kann nur Schnappschüsse anbringen, und diese sind bekanntlich mit der Kugel meist resultatlos.

Im Laufe des Nachmittags gab ich zwei Kugeln ab auf springende Känguruhs, bekam die Tiere aber nach dem Schuß gar nicht mehr zu Gesicht, bis ich endlich — es fing schon an dunkel zu werden — auf etwa 80 Schritt ein großes Wallaby aufsitzen sah. Ich ließ die Kugel fahren, fehlte aber. Die Kugel mußte das Fell des Tieres gestreift haben; denn es schüttelte sich stark, blieb aber, nach mir hin äugend, zu meinem größten Erstaunen ruhig sitzen. Ich hatte Zeit, eine neue Kugel in den Drilling zu schieben, und diese brachte ich gut auf einen Hinterlauf, den Oberschenkel völlig zer-

schmetternd. Das Tier machte selbst mit einem Laufe noch einige große Sätze, bis ich ihm den Fangschuß gab. Es war ein altes und großes Wallaby, vom Kopf zum Schwanz $4^1/_2$ Fuß messend. Leider wurde das Tier so schlecht gestreift, daß die Vorderklauen und der Kopf zum Ausstopfen verloren sind. Am nächsten Morgen birschte ich wiederum einige Stunden durch den Wald, bekam aber nur ein Wallaby zu Gesicht, das ich fehlte.

Ich brach die Jagd nun ab und fuhr weiter die letzten 30 km nach den Jenolan caves. Die Fahrt ist herrlich durch die Berge; man genießt eine wunderbare Aussicht über die tiefliegenden Täler, bis plötzlich der Wagen in einen Berg hineinfährt, d. h. in einen natürlichen Tunnel, an dessen äußerem Ende die drei Höhlen liegen. Ich besuchte eine derselben, die „left imperial cave", und war von meiner Besichtigung im höchsten Grade befriedigt.

Die Höhlen sind Tropfsteinbildungen, und von ganz besonderem Interesse ist, daß man hier Säulen sieht, die vollkommen schief sind, wo der ewige Tropfen also nicht senkrecht, sondern mit einer Inklination nach der Seite gefallen sein muß; in der sogenannten „chamber of mysteries" sieht man sogar kleine Säulen wagerecht aus der Wand herauswachsen. Die einzige, aber mangelhafte Erklärung, die man hierfür hat, ist die, daß der Tropfen durch einen Luftzug aus seiner senkrechten Richtung gebracht worden ist. Am selben Abend noch trat ich bei herrlichem Mondschein den Rückweg nach dem Half-way-house an, wo ich übernachtete, um am andern Morgen nach Mount Victoria und Sydney zu fahren, herzlich froh, wieder in ein milderes Klima zu gelangen.

Der Umstand, daß die „Wakool", das Schiff, mit dem wir die vierwöchige Reise nach Südafrika machen wollten, infolge von Beschädigung ins Trockendock gehen mußte und ihre Abfahrt vom 18. Juni auf den 1. Juli verschoben wurde, gab uns hinreichend Gelegenheit, Sydney gründlich kennen zu lernen.

Am 20. Juni 1899 fanden die Wahlen statt, die darüber entscheiden sollten, ob die australischen Staaten: Südaustralien, Westaustralien,

Victoria, Neusüdwales und Queensland, sich nach Art der Vereinigten Staaten von Nordamerika unter einer Regierung vereinigen sollten, oder ob der jetzige, ganz unerträgliche Zustand des Neides und der Konkurrenz zwischen den einzelnen Staaten weiterbestehen sollte. Die Föderationsvorlage wurde mit einer Mehrheit von 20 000 Stimmen angenommen.

Der jetzige Zustand in Australien ist ein geradezu unglaublicher; ganz besonders schroff stehen sich Victoria mit der Hauptstadt Melbourne und Neusüdwales mit der Hauptstadt Sydney gegenüber; kein Land der Erde steht mit einem andern auf einem solch schlechten Fuße wie diese beiden Provinzen ein und desselben Landes. Als Beispiel möge das Faktum dienen, daß die Eisenbahn der einen Provinz die Grenze der andern nicht überschreitet aus dem triftigen Grunde, weil die beiden Provinzen verschiedene Spurweite haben. Der Reisende, welcher von Sydney nach Melbourne fährt, muß morgens 5½ Uhr umsteigen, da er an der Grenze von Neusüdwales angelangt ist und nun in Victoria weiterfahren muß. Auf Befragen nach dem wirklichen Grunde dieses Unsinns antwortete mir der Schaffner, „ja, Sie kommen ja jetzt in ein andres Land". Daß solche Zustände unter den Kaffern Afrikas möglich sind, wäre begreiflich; aber hier handelt es sich um zivilisierte Menschen und dazu noch um den sonst so äußerst praktischen Engländer. Aber das zeigt nur, bis zu welchem Punkte von Wahnsinn der Mensch sich durch Neid und Haß, natürlich zu seinem eigenen Schaden, hinreißen läßt. Auf allen andern Gebieten besteht dasselbe Mißverhältnis; man verdirbt sich die Preise, freut sich, wenn der andere Pleite macht; die Zeitungen rapportieren mit Behagen und Schadenfreude, wenn in der andern Provinz eine Seuche unter den Schafen, was den Ruin des Landes bedeutet, ausbricht u. s. f. Das soll, sobald die Föderation in Kraft tritt, alles aufhören, und das ganze Land Australien wird unzweifelhaft großen Vorteil von der Vereinigung haben.

Die Reise von Sydney nach Melbourne legten wir mit der Bahn zurück. Hier angelangt, machte man uns die angenehme Eröffnung, daß die Abreise der „Wakool" um eine weitere Woche verschoben

worden sei; es war dies um 3 Uhr nachmittags des 5. Juli 1899, und im Hafen lag, wie wir wußten, die „Damaskus", ein der Aberdeenlinie gehöriger, minderwertiger Frachtdampfer, der von Australien um das Kap der guten Hoffnung herum nach London fährt. Da wir nun ohnehin schon zu viel Zeit in Australien zugebracht hatten, entschlossen wir uns kurz, mit der „Damaskus", die um 4 Uhr abfahren sollte, dieses Land zu verlassen. Das war aber nicht so einfach; wir hatten noch 50 Minuten bis zur Abfahrt des Schiffes, das draußen im Hafen lag. Unser großes Gepäck hatten wir schon in Sydney auf der „Wakool" verschifft, und last not least hatte das Zollhaus am Morgen Freund H.'s Koffer unter Verschluß genommen, da er keinen Zoll auf einige seidene Pajamas bezahlen wollte, die er bereits ein Jahr getragen hatte. Wir teilten uns nun in die Arbeit. H. jagte hinter seinen Effekten her, während ich im Hotel den Rest der Bagage eigenhändigst auf einen für 2 Pfund gemieteten Wagen lud, den ich dann selbst in gestrecktem Galopp zum Hafen fuhr, indem ich dem Kutscher ein weiteres Pfund geben mußte dafür, daß er mich seinen Gaul mit der Peitsche bearbeiten ließ. Nachdem wir an einer Ecke mit einem Postwagen sanft kollidiert hatten, verlief die Fahrt verhältnismäßig glatt, und ich erreichte den Hafen 3 Uhr 50 Minuten, hatte also noch 10 Minuten Zeit. Es hieß nun die Koffer aus dem Bagageraum der „Wakool", die der „Damaskus" glücklicherweise gegenüberlag, herauszuholen. Hier stieß ich aber auf Schwierigkeiten, da der Kapitän des ersteren Schiffes behauptete, von seinem Agenten keine Nachricht zu haben betreffs der Verschiebung der Abfahrt und der Herausgabe der Koffer. Nachdem ich den groben Irländer davon überzeugt hatte, daß ich ebensogut fluchen konnte wie er, gelangte ich ans Ziel meiner Wünsche, und durch Versprechen von großen Trinkgeldern erreichte ich es, daß die aus 15 Stück bestehende Bagage auf die „Damaskus" gebracht wurde, auf der Freund H. mit geschultertem Koffer in der letzten Minute anlangte.

Als der Dampfer den Hafen verließ und wir in Muße unsere sieben Sachen zählten, konstatierten wir, daß ein großer Lederkoffer mit Kleidern, ein Paletot, ein Regenschirm und zwei Dampferstühle zurückgeblieben waren. Wann wir diese Lieben wiedersehen werden, weiß der Himmel! Unsere ganze Jagdausrüstung aber war zur

Stelle, und das war die Hauptsache. Sehr auffällig war es, daß der Kapitän der „Damaskus" auf meine freundliche Bitte hin es rund ablehnte, auch nur eine Minute über die festgesetzte Abfahrtszeit hinaus zu warten, denn bei einer Reise von so langer Dauer konnte es für ein Frachtschiff unmöglich auf ein paar Minuten ankommen. Später sollte sich dieser Umstand auf recht originelle Weise aufklären.

Die ersten drei Tage hatten wir prachtvolles Wetter; am vierten und fünften Tage hingegen hohe See, und obgleich die „Damaskus" ganz seetüchtig zu sein schien, tanzte das nur 2000 Tonnen große Schiff in der unangenehmsten Weise, am Tage nur 100 Meilen zurücklegend. Am 10. Juli abends langten wir in Albany an, dem letzten Hafen, den das Schiff berührt, bevor es die lange Reise von 4488 Seemeilen nach Natal in Südafrika antritt.

Als wir am Morgen des 11. Juli Albany verließen, prophezeite der Kapitän Sturm für die nächsten Tage. Diese unangenehme Prophezeiung sollte sich nur zu sehr bewahrheiten. Wir hatten Albany erst eine halbe Stunde hinter uns, als die ersten Stöße des Sturmes von Süden her das Schiff packten. Je weiter wir in See gingen, desto schlechter wurde das Wetter. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken; man mußte sich beständig festhalten, um nicht aus der Koje geschleudert zu werden. Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr hatte der Sturm seine höchste Kraft erreicht. Die Maschine des Schiffes war zu schwach, und der Dampfer stand im günstigsten Falle still; manchmal wurde er sogar von den riesigen Wellen rückwärts geschleudert. Nachmittags wurde es stiller, und der Abend brachte einige ruhigere Stunden.

Seit zwei Tagen hatten H. und ich keinen Passagier — wir waren zu neun — mehr gesehen. Die Offiziere waren auf der Brücke, und so kam es uns vor, als ob wir den Dampfer für uns allein gechartert hätten. Abends um 11 Uhr kam der Kapitän ins Rauchzimmer und gestand uns, daß er selbst am Morgen seekrank gewesen sei; der erste Ingenieur war seit 36 Stunden arbeitsunfähig durch Seekrankheit, und der Arzt ließ sich während der ganzen Seereise überhaupt nicht blicken. Wenn selbst diese alten Seeleute unter dem Wetter zu leiden hatten, konnten wir uns gratulieren, daß dieser Leidenskelch an uns vorübergegangen war. Am 13. Juli klärte das

Wetter sich auf; die See blieb aber hoch und konnte sich nach dem heftigen Sturm gar nicht wieder beruhigen.

Die Gefahr liegt bei solchem Wetter hauptsächlich darin, daß die Schiffsschraube brechen kann. Während ein solches Unglück im Atlantischen, Mittelländischen oder Nordindischen Ozean nicht viel zu bedeuten hat, da die Chancen, von einem andern Dampfer gefunden zu werden, bei dem großen Schiffsverkehr gut sind, ist es hier im südlichen Indischen Ozean etwas ganz andres. Bricht hier die Schraube, und es ist nur eine vorhanden, so ist das Schiff auf Monate und Jahre hinaus, ja vielleicht für immer den Wellen preisgegeben; denn die Chancen, gefunden zu werden, sind äußerst gering. Die Segeltüchtigkeit der Dampfer ist unbedeutend; sie tragen genug Segel, um vor dem Winde zu fahren; das Manövrieren ist nicht möglich, und man ist so ganz vom Winde abhängig, wohin er bläst, dahin muß auch das Schiff sich wenden. Es fahren nur zwei Gesellschaften monatlich je einmal von Australien nach Südafrika, und zwar nehmen sie einen nördlichen Kurs bis zum 31. Grad, während die Schiffe, die vom Kap nach Australien fahren, einen ganz südlichen Kurs an den Kergueleninseln vorbei einschlagen.

Nach dem bösen Sturm hielt sich das Wetter ziemlich gut bis nach Natal, wo wir am 28. Juli anlangten, nachdem wir 23 Tage auf See waren, ohne unterwegs weder Land noch ein Schiff, noch Seemöven zu Gesicht bekommen zu haben. Als wir ca. 10 Tage in See waren, kam der Kapitän, welcher jetzt sehr liebenswürdig war, eines Abends zu mir und fragte mich, ob es mir nicht eigentümlich vorgekommen sei, daß er damals in Melbourne sich geweigert habe, auch nur eine Minute zu warten. Ich bejahte dies natürlich sofort, und nun folgte seine Erklärung. In dem feuerfesten Geldschrank des Schiffes befanden sich 200000 Pfund in englischen Sovereigns, die Australien für den bevorstehenden Burenkrieg nach Kapstadt schickte. Der Kapitän, dem zum ersten Male eine so große Summe Geldes anvertraut wurde, war sehr ängstlich, es könnte ihm ein Teil oder das Ganze gestohlen werden, da er die Verantwortung für den Betrag trug.

Als wir nun in Melbourne so stürmisch darauf bestanden, noch mitgenommen zu werden, argwöhnte der biedere Seemann sofort, wir hätten unser Auge auf die blanken Pfunde geworfen, die eben, als

wir an Bord kamen, in kleinen Holzkiſtchen verpackt, verladen wurden, und er ſuchte durch ſeine Weigerung, zu warten, uns zu veranlaſſen, von der Mitreiſe abzuſtehen. Zu ſeinem größten Bedauern fuhren wir dann doch mit, und er ſchilderte uns nun ganz reizend, wie er feſt davon überzeugt geweſen war, daß H. und ich zwei Räuber in großem Stil ſeien. Er hatte im Geiſte jedem von uns ſeine Rolle zugeteilt: ich, als der kleinere, ſollte den Plan ausgearbeitet haben, den H. dann mit ſeinen Bärenkräften zur Ausführung bringen ſollte. Er ließ uns Tag und Nacht von Matroſen bewachen, die Ordre hatten, uns ſofort zu ergreifen und kampfunfähig zu machen, wenn wir uns der Brücke, unter welcher der Geldſchrank ſtand, nähern würden. Ferner hatte er heimlich unſer Gepäck revidiert und zu ſeinem größten Schrecken nicht nur bei jedem von uns einen geladenen Revolver, ſondern auch alle unſere Gewehre und eine ganze Kiſte Patronen gefunden, und hielt unſere Behauptung, wir wollten in Afrika jagen, natürlich für eine Finte; außerdem glaubte er bemerkt zu haben, daß ich zur Zeit in Melbourne, als ich ihm in ſeiner Kabine unſer Paſſagegeld bezahlte, immerzu nach dem Geldſchrank geſchielt hätte, und als ich ihm dann gar den um einen Fuß größeren H. als meinen Freund vorſtellte, war ihm die Sache ſofort ganz klar, und er zog außer ſeinen Offizieren und Mannſchaften ſogar zwei Paſſagiere mit ins Vertrauen. Nach und nach haben wir denn einen etwas vertrauenerweckenderen Eindruck auf den braven Kapitän gemacht, bis er ſchließlich zum Gaudium des ganzen Schiffs mit ſeinem gehegten Verdacht losplatzte, bei welcher Gelegenheit wir armen Unſchuldsknaben überhaupt zum erſten Male von dem Vorhandenſein des Geldes auf dem Schiff hörten. Mit mehreren Glas Sekt mußte nun der Kapitän ſeinen furchtbaren Verdacht wieder gutmachen, worauf wir ihm dann großmütig verziehen.

Siebentes Kapitel.

Südafrika.

Als wir Australien verließen, war uns wohl bekannt, wo ungefähr Natal an der Ostküste Afrikas gelegen war, von der Hauptstadt dieser englischen Kolonie, Durban, wo das Schiff zuerst anlegen sollte, hatten wir noch nie gehört. Nachdem die „Damaskus" außerhalb des Hafens Anker geworfen hatte, wurden wir mit Körben, die vom Schiff auf den Landungstender vermittelst des Dampfkrans heruntergelassen wurden, gelandet. Diese Prozedur ist äußerst originell und deshalb nötig, weil die hier stets starke Dünung der See eine Annäherung des Tenders an den Dampfer nicht gestattet.

Bald waren wir an Land, und groß war unser Erstaunen, als wir uns nicht, wie wir erwartet, in einem von Kaffern und einigen Europäern bewohnten Dorfe befanden, sondern in einer ansehnlichen, hübsch gelegenen Stadt. Den Höhepunkt aber erreichte unsere Überraschung, als wir im Royal-Hotel ein Hotel fanden, das mit elektrischem Licht, Schellen, guter Bedienung und Verpflegung, Musik während des Diners und Sekt auf Eis allen Ansprüchen eines verwöhnten Europäers gerecht wird. Hier zum ersten Male, wie später noch so oft, wurde uns klar, wie weit Südafrika, von dem man in Europa nur wenig Vorteilhaftes weiß, allen andern exotischen Ländern und besonders dem vielgepriesenen Indien voraus ist.

Durban hat breite und gut gepflegte Straßen; es besitzt ein Theater, und die von stämmigen Zulus gezogenen Rhikshas laufen auf Gummirädern. Die Regierungs-, Post- und Bahngebäude, die alle, wie die Straßen, elektrisch beleuchtet sind, könnten sich überall in

Europa sehen lassen; kurz, Durban übertraf selbst unsere kühnsten Erwartungen bedeutend.

Wie in allen neuen Ländern, so sind natürlich auch in Natal die Preise sehr hoch. Wir hatten ja schon in Westaustralien auf diesem Gebiet einige Erfahrungen gemacht. In Südafrika aber existieren solche Preise, daß man sich darüber amüsieren kann. Einige Beispiele mögen folgen: In Japan kostet eine einfache Tour mit einer Rhikshas 20 Pfg., in China 10 Pfg., hier 50 Pfg.; in Australien kostet eine Brandy und Soda 50 Pf., hier 2 M.; eine Flasche Bier, in Australien für 50 Pfg. erhältlich, verzapft man hier nur gegen 2 M.; für eine Flasche trinkbaren Bordeaux muß man 10—12 M. anlegen, und Pommery wird nur für 20 M. feilgehalten. Alle übrigen zum Leben nötigen und unnötigen Sachen stehen im selben Verhältnis. Wir hätten uns gern einige Tage hier aufgehalten, sahen uns aber aus verschiedenen Gründen veranlaßt, schon am nächsten Tage nach unsrer Ankunft abends per Bahn nach Johannesburg aufzubrechen.

Die letzten Berichte, die uns in Australien noch erreicht hatten, über die Krisis, in der die südafrikanische Republik Transvaal und der Oranje-Freistaat sich befanden, waren sehr ernster Natur, und wir hatten geglaubt, bei unsrer Ankunft England im Kriege mit den Buren zu finden. Zu unsrer großen Freude war dies nicht der Fall, einige Herren aber, die am selben Tage von Johannesburg gekommen waren, versicherten uns, daß England am Montag dem Präsidenten sein Ultimatum vorlegen, und daß dieser dasselbe refüsieren würde, was gleichbedeutend mit Krieg sei. Die Buren würden dann den Fremden 24 Stunden zur Abreise von Prätoria und Johannesburg gewähren, und da heute Samstag war, durften wir keine Zeit verlieren, wollten wir etwas von dem heutzutage so berühmten Transvaal sehen. H., dem als ehemaligem Rough-Rider noch Kriegsblut in den Adern floß, meinte, es wäre auch nicht schlimm, wenn wir nicht mehr aus Transvaal herauskämen; denn er hatte seine Raufluft an den armen Spaniern nur zum Teil stillen können.

Von Durban führt eine für hiesige Verhältnisse sehr gute englische Eisenbahn bis zur Grenze von Transvaal und von hier aus weiter eine holländische bis Johannesburg. In Volksrust wird man von Transvaalbeamten einer komischseriösen Zollrevision

unterzogen. Jeder einzelne Koffer wird sorgfältig ausgepackt und gründlich bis in die kleinsten Details untersucht. Ich hatte einige 50 Zigarren in verschiedenen Kisten verteilt; sie wurden gezählt, dann brach der Beamte von jeder Kiste die Hälfte des Deckels ab, um zu verhindern, daß ich die Zigarren in einer Kiste vereinigen und dann in den Handel bringen könne. Zoll brauchte ich nicht zu bezahlen, da die gesetzlich stipulierte Anzahl von 51 nicht erreicht war. Nachdem diese Prozedur glücklich überstanden ist, wird jeder Reisende einzeln in ein Bureau geführt. Man kommt sich vor, als ginge man den letzten Gang; der Beamte schließt die Tür, verriegelt dieselbe und fragt, bevor er zudringlich wird, mit furchtbar finsterem Blick, ob man Feuerwaffen oder Diamanten bei sich trage. Wenn man dies verneint hat, beginnt er sich persönlich davon zu überzeugen. Der ganze Körper des Delinquenten wird einer regelrechten Massage von oben bis unten unterzogen, indem der Beamte bei jedem harten Gegenstand, den man in der Tasche hat, still hält und nach seiner Natur frägt. Ich mußte zwei Schwefeldöschen hervorziehen, die er auf seinen Inhalt prüfte. Er steckte dann noch seinen Zeigefinger, soweit es anging, in meine Stiefel, und ich war entlassen. Die Damen haben genau demselben Verfahren zu unterliegen, doch ist hier der Beamte weiblichen Geschlechts der delikaten Natur des Verfahrens wegen. Die Prozedur ist urkomisch, und ein jeder, der aus dem Geheimkabinett hervortritt, bricht in lautes Gelächter aus, was nur zu verständlich ist, da diese Massage über die Kleider an manchen Stellen des Körpers äußerst kitzlicher Natur ist.

Diamanten kosten enormen Zoll und der Import von Feuerwaffen ist nur durch Vermittlung der Regierung gestattet. Diese letztere Verfügung ist mir seit dem Raubzug von Dr. Jameson im Januar 1896 ganz verständlich; denn die Anzahl der Feuerwaffen, die der Bande Jamesons zur Verfügung stand, war erstaunlich. Die meisten davon waren durch Cecil Rhodes und Konsorten in Zinkkannen, die Petroleum enthalten sollten, und in Klavierkisten eingeschmuggelt worden.

Nach 27stündiger Eisenbahnfahrt langten wir in Johannesburg an. Der Zug fuhr in eine schöne Bahnhofshalle ein, eine weitere Überraschung für uns, und endlich stiegen wir in einem erstklassigen Hotel ab. Es war hier bedeutend kälter als in Durban, was darin

Johannesburg.

seinen Grund hat, daß Johannesburg 6000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Hier kostet das billigste Zimmer 20 M. pro Tag; der Brandy und Soda ist noch 50 Pfg. teurer wie in Durban, und das kleinste kurante Geldstück ist 3 Pence = 25 Pfg. Billiger wie 3 Pence ist nichts zu haben. Man kann z. B. nicht eine Freimarke zu 1 Pence kaufen, sondern nur drei auf einmal, da es kein Kleingeld gibt unter 3 Pence. Die Bewohner Johannesburgs versichern den Fremden aber, daß jetzt alles sehr billig sei, da bis vor kurzem noch 6 Pence die kleinste Münze war.

Infolge unsrer vorzüglichen Einführungsschreiben fanden wir in Johannesburg eine äußerst gastfreundliche Aufnahme. Das einzige Unterhaltungsthema bildete überall die politische Krisis zwischen England und Transvaal, und die Heißsporne der englischen Partei waren sehr enttäuscht, als Salisburys Ultimatum am Montag nicht anlangte und die Situation so nach wie vor unentschieden blieb. Das Geschäft stand auf allen Gebieten still; alles war nur und ausschließlich mit Politik beschäftigt, und jeden Morgen um 11 Uhr versammelte sich eine große Anzahl der führenden Uitlander im Randklub, um über die Neuigkeiten zu diskutieren und die armen Buren nach allen Regeln der Kunst herunterzumachen.

Nach einigen Tagen machten wir uns mit guten Empfehlungsbriefen von Johannesburg auf nach Prätoria, der Haupt- und Residenzstadt Transvaals, um womöglich dem alten Präsidenten Krüger einen Besuch abzustatten. Mit der Bahn erreicht man in drei Stunden Prätoria, beständig durch die Goldbergwerke, die meist auf dieser Route liegen, fahrend. Hier bereitete man uns im Klub einen sehr liebenswürdigen Empfang, und zwar waren es ganz besonders die Buren, von denen viele Mitglieder des englischen Klubs sind, die sich mit uns beschäftigten. Fremde unsres Stils, d. h. einfache, unparteiische Reisende, die weder ein finanzieller noch ein politischer Grund nach Prätoria bringt, gehören hier zu den Seltenheiten, und so liegt den Buren daran, diesen ihren Standpunkt in der politischen Krise klarzumachen und denselben zu vertreten.

Den Abend verlebten wir bis tief in den Morgen mit Engländern und Buren im besten Einvernehmen, und die diversen Reden, die der Sekt noch effektvoller machte, waren von großem Interesse für uns. Am nächsten Morgen sollten wir vom Präsidenten emp-

fangen werden, geführt von seinem Adjutanten Melt Mares. Dieser holte uns morgens 6 Uhr im Klub in seinem Wagen ab, und wir gelangten um 6½ Uhr nach einer kurzen Spazierfahrt am Privathause des Präsidenten an.

Krüger, der zwischen 8 und 9 Uhr abends zu Bett geht, steht um 4 Uhr morgens auf, empfängt dann bis 6 Uhr Rapport in Staatsangelegenheiten, und von 6—7 Uhr ist seine Empfangsstunde für Fremde. Wir betraten ein parterre gelegenes großes Zimmer; in dessen Hintergrund saß der Präsident, mächtige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife mit dickem Meerschaumkopf von sich gebend, in einem großen Sessel an einem eichenen Tisch, auf dem der obligate Kaffeetopf stand. Bei der Vorstellung stand der alte Herr auf und schüttelte uns die Hand, worauf gleich die Konversation begann, die sich lediglich auf unsere Reise und die Jagd beschränkte. Der Adjutant, der vorzüglich Englisch sprach, machte den Dolmetscher. Die Sprache der Buren ist Holländisch; jedoch sind viele Worte verdreht, weil das Holländisch mit etwas Französisch gemischt ist, wie die Buren selbst von in Afrika geborenen, aber ursprünglich aus Holland und Frankreich eingewanderten Kolonisatoren abstammen.

Nach zehn Minuten brachen wir auf; Ohm Paul stand wieder auf, dankte für unsern Besuch, wünschte uns fernerhin gute Reise, und bedauerte, uns in Transvaal keine Jagd mehr bieten zu können, da das Wild, wie er meinte, allenthalben bereits ausgerottet sei. Welches Unrecht die Engländer, die den alten Präsidenten gewöhnlich einen unzivilisierten großen Bauern nennen — von den Ausdrücken, aus dem Bereich der Tierwelt entnommen, gar nicht zu reden —, diesem Manne antun! Ich fand ihn nichts weniger wie das. Er war mit einem schwarzen Gehrock bekleidet und machte mit seiner riesigen Figur und dem weißen Barte einen äußerst ehrwürdigen Eindruck, ebenso wie wir in den andern Buren, mit denen wir zusammenkamen, keineswegs die halbwilden Menschen fanden, denen der Engländer die Existenzberechtigung abspricht, und die er bemüht ist, daheim in den Zeitungen als Barbaren und Menschenschinder hinzustellen. Dem Präsidenten wird eine große Willenskraft und Energie nachgesagt, die auch wohl unzweifelhaft ist, wenn man bedenkt, daß er sich selbst vor ca. 30 Jahren mit seinem Federmesser

den Daumen der linken Hand amputierte. Auf einem seiner großen Jagdzüge — Krüger ist einer der berühmtesten Elefanten- und Löwenjäger seiner Zeit — platzte der Lauf seiner Büchse und verwundete seinen Daumen, so daß eine Entzündung einsetzte. Um eine Blutvergiftung zu verhindern, und da niemand anders zur Stelle war, vollzog er die Amputation selbst und zwar mit Erfolg.

Nach unserm Besuche bei dem Staatsoberhaupt fuhren wir zum Exerzierplatz und sahen einige Batterien Artillerie auffahren. Diese Truppen erregten unsere größte Bewunderung. Mit Ausnahme der verschiedenen Uniformen konnte ich zwischen diesen Batterien und denen, die ich in Preußen zu sehen gewohnt bin, keinen Unterschied finden. Das Pferdematerial war vorzüglich und das Aussehen und die Haltung der Offiziere und Soldaten, soweit ich als Laie urteilen kann, musterhaft. Der Adjutant versicherte uns, daß fast sämtliche Kanonen die neuesten deutschen und französischen Modelle seien, und weiter noch zählte ich ein dutzend Maximgeschütze, so daß ich mich jetzt nicht mehr wunderte, daß England so lange mit seinem Ultimatum zögerte.

Im Laufe des Morgens besuchten wir die Tribünen der beiden Parlamente, des obern und des untern Hauses, in denen beiden Sitzungen abgehalten wurden, und waren erstaunt, zu sehen, daß dieses kleine Burenvolk Parlamentshäuser hat, die einer europäischen Residenz keine Schande machen würden. Es ist natürlich nicht möglich, sich in einigen Tagen ein Urteil über die politische Lage zu bilden. Die Buren, obgleich sie ja manche Gesetze haben, die der Korrektur dringend bedürfen, verdienen aber entschieden auf vielen Gebieten die Sympathie der zivilisierten Welt.

Die Republik Transvaal hat einen enormen Fehler in den Augen des nimmersatten John Bull, einen Fehler, den er ihm nie verzeihen wird und das ist der, daß Transvaal, das reichste Goldland der Erde, keine englische Kolonie ist, und dieser Umstand genügt, wie er ihm in so vielen andern Fällen genügt hat, um das Land auf die eine oder andere Weise unter seine Macht zu bringen. Das kleine Transvaal hat im vorigen Jahre mehr Gold an die Oberfläche gebracht wie die ganze übrige Welt zusammengenommen, nämlich 21 Millionen Pfund Sterling, und die Schicht, in der das Gold gefunden wird, ist 40 Meilen lang und wird bis jetzt nur zu einem ganz kleinen Bruchteil ausgebeutet.

Wir ſtatteten der Villagemine einen Beſuch ab und wurden durch einen Ingenieur in die Geheimniſſe einer Goldmine eingeweiht. Wir fuhren zunächſt bis 700 Fuß in den Schacht und gingen dann zu Fuß tiefer bis 900 Fuß. Die Mine war im Betrieb und in einem vorzüglichen Zuſtande; die Gänge ſind hoch und breit, die Geleiſe und Wagen von der beſten Konſtruktion, die Temperatur angenehm, und was mir beſonders imponierte, es war gar kein Staub vorhanden. Nachdem die Steinmaſſen, in denen ſich das Gold befindet, an die Oberfläche gebracht ſind, werden ſie in großen Dampfmörſern zermahlen, ſo lange, bis das Ganze zu Staub geworden iſt. Das Gold wird dann durch einen chemiſchen Prozeß in naſſem Zuſtande dem Staub entzogen und zu Barren geſchmolzen. Die Vermögen, die hier vor einigen Jahren verdient wurden, grenzen an das Unglaubliche. Die Erwerber ſind natürlich meiſt Parvenus; viele ſind deutſche Juden, und man findet in Johannesburg noch heutzutage die mit dem Reichtum des Parvenu eng verbundenen exotiſchen Ausſchreitungen in der Verausgabung des Geldes.

Ein Herr gab vor einiger Zeit ein Diner, das er in Eis verpackt von London kommen ließ und bezahlte dafür 60000 M., wurde aber bald von einem Konkurrenten weit überboten, der ſeinen Freunden ein Diner mit einem Koſtenaufwand von 120000 M. gab. Die Einladungen zu dieſen Abfütterungen ergehen monatelang vorher, damit die Damen ſich Kleider und Schmuck nach den neueſten Faſſons von Paris kommen laſſen können. Natürlich wird auch gründlich geſpielt. Im Randklub ſpielt man Pocker ohne Limite; es wurden vor zirka einem Jahre an einem Abend 94000 Pfund umgeſetzt, wovon ein Herr allein 24000 Pfund einbüßte. Die Vermögen gehen hier ſo ſchnell, wie ſie kommen, was natürlich ſeine Gründe auch darin hat, daß es hier nur ſehr wenig Abwechſlung im Leben gibt, ſo daß die Menſchen unwillkürlich auf Wein, Weib und Karten verfallen.

Trotz dieſes höchſt luxuriöſen und verſchwenderiſchen Lebens wird aber dafür geſorgt, daß die Zeitungen Europas und beſonders Englands den armen Uitlander als unter dem Joche der Burenregierung ſeufzend darſtellen. Ich finde es ganz natürlich, daß die Buren große Steuern auferlegen. Natürlich kommt dem Ausländer dieſe Beſteuerung bedeutend höher vor, da er als

der intelligentere mehr besitzt und infolgedessen von seinem Einkommen auch mehr Steuern bezahlt wie der mehr oder weniger stupide Bur, der jahrzehntelang auf seinem Golde herumgetrampelt ist, ohne es herauszuholen, bis sich schließlich die findigen Leute Europas und Amerikas der besten Goldminen bemächtigt haben.

Der Hauptstreitpunkt ist nun die Erwerbung der Bürgerrechte, die dem Uitlander so erschwert ist, daß er, obgleich er der Regierung den bei weitem größten Teil ihrer Einkünfte liefert, in dieser selbst nichts zu sagen hat. Das ist gewiß unrecht; der Bur aber sagt sich ganz richtig, daß, sobald er die von England für die Uitlanders geforderten Konzessionen macht, er bald ganz und gar vor die Tür gesetzt und ebenso wie aus Natal und der Kapkolonie, schließlich auch aus Transvaal vertrieben wird. Der Bur sagt, ihr kommt nicht nach Transvaal für euere Gesundheit, auch nicht für die schöne Aussicht, sondern nur, um Geld zu verdienen. Das Land, aus dem ihr es zieht, gehört uns; die Gesetze, die wir machen, müssen euch dienen, welche auch immer sie sein mögen. Es ist für uns kein Grund, nach drei, fünf oder sieben Jahren dem Ausländer die Bürgerrechte zuzugestehen, weil ein oder mehrere andere Länder das tun.

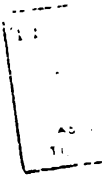
Ein weiterer böser Punkt ist das Dynamit; denn Transvaal hat Dynamitmonopol, ein Umstand, der den unentbehrlichen Sprengstoff sehr teuer macht und der Regierung natürlich viel Geld einbringt. Hat aber Transvaal nicht dasselbe Recht, Dynamit zu monopolisieren wie Frankreich und Österreich den Tabak, sagt der Bur? Ferner ist der Umstand, daß im Transvaalstaate alle Beamten mit nur wenig Ausnahmen bestechlich sind und deshalb für ihre Dienste Geldbeträge von oft ungeheuerer Höhe von dem Fremden, der etwas erreichen will, verlangen, für diesen sehr störend, abgesehen von den großen Geldopfern. Das Erpressungssystem ist in Transvaal an der Tagesordnung. Ich habe mich davon in Büchern und Banken überzeugt. Solche, wenn auch unerlaubte Mißstände sind aber noch immer keine Veranlassung, ein Volk zu bekriegen. Wenn England es sich zur Aufgabe machen will, das Bestechungssystem aus der Welt zu schaffen, so sollte es doch zunächst bei den ihm seit einiger Zeit künstlich eng befreundeten Vereinigten Staaten mit seinem Heilverfahren beginnen; denn welche Volksvertreter, die Buren oder die Yankees,

was die Bestechlichkeit betrifft, den Vogel abschießen, bleibt dahingestellt, beide sind jedenfalls Experten auf diesem Gebiet.

Ganz unzweifelhaft ist es dagegen, daß der Welt im großen und ganzen ein finanzieller und wirtschaftlicher Vorteil daraus erwachsen wird, sind die beiden Republiken Transvaal und Oranje erst einmal unter der auf kolonisatorischem Gebiete nicht antastbaren Flagge John Bulls; denn jeder, der Gelegenheit gehabt hat, die Welt, d. h. Englands Kolonien, zu besuchen, muß zugestehen, daß der Engländer ein Kolonisator ist, gegen den, mit Ausnahme des Holländers vielleicht, alle andern Nationen nur erbärmliche Stümper sind. Die Politik des heutzutage vielfach angefeindeten Englands, nämlich die der offenen Tür, von der keine andere Nation größeren Nutzen hat wie wir Deutsche, muß ganz anstandslos anerkannt werden.

Der Bur weiß, daß er von England nichts Gutes zu erwarten hat. Das hat ihm am besten der Raubzug Jamesons gezeigt, diese durch die Depesche des deutschen Kaisers besonders berühmte kleine Revolution, die den Namen Jamesons trägt, in Wirklichkeit aber ein von Cecil Rhodes und der „Chartered Company of South Africa" und ganz unzweifelhaft unter Mitwissenschaft der englischen Regierung (Chamberlain) systematisch und gut geplanter Raubzug war, der den Zweck hatte, die Burenregierung mit Waffengewalt zu stürzen oder wenigstens unter die Kontrolle Cecil Rhodes zu bringen. Den Mißerfolg haben die Buren einerseits ihrer Wachsamkeit, anderseits dem Umstande zu verdanken, daß Jameson drei Tage zu früh losschlug, bevor die Verschworenen in Prätoria und Johannesburg fertig waren. Anstatt die ganze Bande zu erschießen, ließ Krüger sie laufen, und sie wurden von einem englischen Gericht abgeurteilt, nachdem Rhodes und Jameson anstatt als Hochverräter, als Helden in England empfangen worden waren. In den Augen des hier in Transvaal ansässigen Engländers sind Rhodes und Jameson aber keineswegs Helden, und ich fand es erstaunlich, wie offen die meisten sich über diesen höchst interessanten Fall aussprachen. Sie nennen Jameson einen Big fool und Rhodes einen gewissenlosen Spekulanten und Schnapssäufer; die englischen Zeitungen servieren ihren geduldigen Lesern Rhodes als einen Mann, der sich aufgeopfert hat für die Königin und sein Vaterland, indem er neue Territorien unter die

Kapſtadt von Weſten aus geſehen.



britische Flagge brachte. Hierzulande weiß man aber, daß er sich in kurzer Zeit nebenbei ein Vermögen von 100 Millionen Mark zu erwerben verstanden hat.

Rhodes ist unzweifelhaft ein Genie und ein großer Organisator, das beweist, daß es ihm gelungen ist, alle die großen und kleinen Diamantminen in Kimberley und Umgegend unter einen Hut, nämlich den der „de Beers Consolidatet Mines" zu bringen. Das Land,

de Beers Diamond Mine in Kimberley.

das heute den Namen „Rhodesia" trägt, hat sein Scharfsinn und der starke Arm seines Bruders, des Obersten Rhodes, unter die britische Flagge gebracht. Letzterer machte einen Zug mit einigen hundert Freiwilligen durch das damals noch wenig bekannte Kaffernland und pflanzte allenthalben den Union Jack auf; natürlich konnte Rhodes weder als Privatmann noch als Chef der großen südafrikanischen Company das Land auf die Dauer halten und bot es dann großmütig der englischen Regierung an, die es militärisch besetzte, während er natürlich seinen Schnitt an den in dem Lande auf-

gefundenen und der Company persönlich gehörenden Goldminen machte.

Nachdem wir in Johannesburg noch einige Tage in reizender Gesellschaft zugebracht hatten, mußten wir uns auf den Weg nach Kimberley und Kapstadt machen; denn wir hatten mittlerweile unsern Plan auf jagdlichem Gebiet etwas geändert. Anstatt direkt nach Deutsch-Ostafrika zu fahren, veranlaßte uns ein Herr, zunächst unser Glück in Beira zu versuchen, und um zeitig dorthin zu gelangen, mußten wir am 11. August den Dampfer von Kapstadt erreichen. Nach einer ununterbrochenen Eisenbahnfahrt von zwei Nächten und einem Tag mit einer Bahn, die sowohl in Transvaal wie im Oranje-Freistaat durchaus den Anforderungen entspricht, die man hier stellen kann, langten wir früh morgens in Kimberley an.

Wir begaben uns sofort mit unsern Empfehlungsschreiben nach den „de Beers Consolidatet Mines“ und wurden hier zunächst in das Zimmer geführt, wo die Diamanten sortiert werden von den Käufern des Diamantsyndikats. Auf einem Tisch ausgebreitet lag die Ernte der letzten Woche im Werte von 1 400 000 M., und der Departementschef erklärte uns die verschiedenen Werte der Steine. Nachdem diese von dem Syndikat aufgekauft sind, gehen sie alle in ungeschliffenem Zustande nach Europa, und dort meist nach Antwerpen und Amsterdam. Hierauf besuchten wir die eigentliche Mine. Wir hatten keine Zeit in den Schacht zu fahren; man bekommt aber einen guten Begriff von der Mine auch auf der Oberfläche.

Die Diamanten werden bis zu 1300 Fuß unter der Erde ebenso wie das Gold in einer massiven Steinmasse gefunden, und letztere wird ebenso wie die Kohle an die Oberfläche geschafft. Hier werden die gesamten Steine der Luft und dem Licht ausgesetzt, was den Effekt hat, daß die Steinmasse, die nur unter der Erde massiv ist, morsch wird und in kleine Stücke zerbröckelt. Diese kleinen Stücke, aus denen die Diamanten durch den von Luft und Licht herbeigeführten Zersetzungsprozeß herausfallen, werden mitsamt den Diamanten vermittelst Röhren, durch die Wasser läuft, auf eine schiefe Ebene geleitet, die nach Art eines Spülbretts eiserne Rillen hat, welche mit Fett ausgefüllt sind. Diese schiefen Ebenen sind etwa 2 m lang und $1^1/_2$ m breit. Das Wasser, welches das kleine Geröll von Steinen und Diamanten mit sich führt, wird am oberen Ende auf die schiefe Ebene

gebracht und fließt langsam auf derselben ab, alle wertlosen Steine mit sich führend, während die losen Diamanten, groß und klein, schon an den oberen Rillen vom Fett festgehalten werden; nur selten kommt ein Diamant bis zur zweiten oder dritten Stufe. Nach einiger Zeit wird das Fett gesammelt, abgekocht, und die Diamanten sind frei. Die ganze Fabrik wird mit Dampf getrieben, und das Verfahren ist, obgleich das Material noch einige kleinere Prozeduren

Zulus.

durchzumachen hat, die ich hier nicht erwähnt habe, wie Reinigen usw., höchst einfach.

War der Besuch dieser größten Diamantmine schon höchst interessant, so stand die Besichtigung der sogenannten Compounds, die wir am Nachmittag unter Führung eines der Direktoren vornahmen, kaum an Interesse nach. In der Mine sind ca. 5000 Neger und ca. 1500 Europäer beschäftigt. Während es dem Europäer erlaubt ist, frei aus und ein zu gehen, d. h. nach Feierabend die Mine zu verlassen und sich zu seiner Wohnung zu begeben, werden die Neger, meist Zulus, die nicht dasselbe Vertrauen genießen, vom Tage an, wo sie Arbeit in der

Mine nehmen, bis zu ihrer Entlaſſung innerhalb des Minengebiets feſtgehalten, um zu vermeiden, daß ſie Diamanten ſtehlen und ausführen, was ſie meiſtens in der Art bewerkſtelligen, daß ſie dieſelben verſchlucken. Der Compound nun iſt weiter nichts als ein großes von Negern bewohntes Dorf, in dem alle ſchwarzen Arbeiter der Mine wohnen und von dem aus ſie jeden Morgen zur Arbeit und jeden Abend zurückgeführt werden. Das Dorf iſt mit einer hohen Mauer umgeben, über die es kein Entweichen gibt, und vor dieſelbe, etwa

Neger-Compound in de Beers Mine (oben die Schutznetze).

30—40 m weit, iſt auf halber Höhe der Mauer ein feines Drahtnetz geſpannt, um es den Negern unmöglich zu machen, die Diamanten über die Umfaſſung hinüberzuwerfen. In dieſem großen Gefängnis iſt alles zu haben, was zum Leben nötig iſt, und die Kaffern, von Natur aus äußerſt gutmütig und optimiſtiſch veranlagt, ſcheinen ſich ſehr wohl zu fühlen; denn ſie tanzen und ſingen und machen die komiſchſten Scherze und Sprünge.

Iſt die Zeit, zu welcher der Neger ſich kontraktlich als Minenarbeiter verpflichtet hat, abgelaufen, ſo wird er in einem großen

Raum, der beständig von Wächtern beaufsichtigt wird, untergebracht und bekommt riesige, von glattem Leder gefertigte Handschuhe angeschnallt und -gekettet, die keine Finger haben, und mit denen er unmöglich irgendeinen Gegenstand aufzuheben vermag. Hier verbleibt er während sechs Tage. Diese Quarantäne hat den Zweck, die etwa von dem Neger verschluckten Diamanten auf dem natürlichen Wege der Verdauung, die genau untersucht wird, wieder in den Besitz der Mine zu bringen.

Kapstadt.

Den Rekord im Diamantenverschlucken hat ein Zulu-Kaffer, der vor einigen Jahren nicht weniger als 54 Steine in dieser Quarantäne wieder das Licht der Welt erblicken ließ. Heutzutage aber, wo alle Arbeiter wissen, daß sie auf dem Verschluckungswege keine Chancen mehr haben, Diamanten auszuführen, werden nur noch ganz vereinzelte in der Quarantänestation gefunden. Im Hospital des Compounds sahen wir einen jungen Burschen, der sich selbst die Haut an der Wade des rechten Beines aufgeschnitten, einige Diamanten

hineingeschoben und die Wunde wieder vernäht hatte. Das Bein entzündete sich natürlich, und die Diamanten mußten durch Operation entfernt werden.

Nachdem wir den ganzen Tag in der Mine zugebracht hatten, setzten wir uns abends wieder auf die Bahn, um in weiteren zwei Nächten und einem Tag Kapstadt zu erreichen. Hier erfuhren wir, daß der Dampfer schon am 10. Juli abfuhr, und hatten so nur zwei Tage, um sämtliche Sachen, die zu einer dreimonatigen Jagdexpedition nötig sind, zusammenzukaufen. Dies war keine Kleinigkeit; es gelang uns aber, gerade vor Abfahrt des Schiffes unsere ganze Bagage, bestehend aus 70 Kisten und Koffern, an Bord zu bringen.

Der Steamer fuhr zuerst nach Port Elizabeth, wo er zwei Tage liegen blieb, und dann direkt nach Natal. Die Fahrt ist wunderbar schön ums Kap der guten Hoffnung herum; das Schiff fuhr bei herrlichem Wetter ganz dicht an der Küste entlang, die von einer ununterbrochenen Reihe von hohen Bergen gebildet wird. Wir hatten ein Regiment Infanterie von Liverpool an Bord, das an die Grenze von Transvaal ging, und verlebten bei den Klängen der vorzüglichen Militärkapelle viele vergnügte Stunden mit den Offizieren, die schon das Kriegsfieber hatten.

In Natal blieben wir drei Tage und dann ging's weiter direkt nach Beira in Portugiesisch-Ostafrika, unserm Ziel, von wo aus wir die erste Jagdexpedition ins Innere Afrikas unternehmen wollten. Es war dies auf eine Weise ein gewagtes Unternehmen, da Beira und Umgegend in dem Renommee steht, ganz besonders reich an dem bösen Tropenfieber zu sein. Von allen Seiten wurde uns abgeraten, hier zu jagen; da man aber in diesem Lande gute Chancen haben soll, einen Löwen zu erlegen, und da wir in Indien und Ceylon das Fieber nicht gefangen hatten, wollten wir wenigstens einen Versuch machen; denn im schlimmsten Falle konnten wir umkehren und sofort durch den Suezkanal in ein kaltes Klima fahren, die einzige Möglichkeit, um das Fieber, das meist zwei bis drei Jahre im Körper bleibt, wenn man's mal gefangen, wieder loszuwerden. Wir führen einige Pfund Chinin mit uns, das wir als Vorsichtsmaßregel jeden Abend nehmen, und außerdem eine komplette Apotheke. Alors nous verrons!

Achtes Kapitel.

Auf Jagd in Portugiesisch-Ostafrika. – Von Beira nach Aden.

Am Samstag, den 19. August 1899 waren wir morgens in Beira gelandet und glaubten, Montag morgens ins Innere des Landes aufbrechen zu können, hatten hier aber unsere Rechnung ohne die portugiesische Zollbehörde gemacht. Es gelang uns erst nach vieler Mühe und Arbeit, unsere ganze Aussteuer am Dienstag Nachmittag durch das Zollamt zu bringen, bei welcher Gelegenheit uns diese löbliche Behörde nicht weniger als 1115 M. Zoll auf Munition, Gewehre und Proviant berechnete. Ferner mußten wir uns zwei verschiedene Jagdscheine verschaffen, einen von der Mozambique- und einen zweiten von der Gorongoza-Company: zwei verschiedene Gesellschaften, die Landstrecken von der portugiesischen Regierung quasi gepachtet haben.

Wir nahmen einen Jagdschein II. Klasse, gültig für drei Monate, zu 300 M., der zum Abschuß alles Wildes berechtigt, mit Ausnahme der Elefanten, für die der Erlaubnisschein 600 M. extra kostet; ferner einen Schein III. Klasse zu 100 M., der nur zum Abschuß von Vögeln und Löwen berechtigt, und endlich drei Scheine zu je 20 M., die einen Waffenpaß darstellen. Außer diesen Scheinen prokurierten wir zwei weitere zu je 200 M. für das Gebiet der Gorongoza-Company, die ebenfalls zum Abschuß aller Tiere mit Ausnahme des Elefanten berechtigten. Dies sind gewiß hohe Preise für Jagdscheine; hätte ich es aber zu bestimmen, ich würde die Sätze verzehnfachen, denn man muß bedenken, was geboten wird an Wild, und außerdem würden die hohen Sätze den professionellen Jäger

fernhalten, der bereits manche Art von Wild ausgerottet hat und noch viele ausrotten wird für schnöden Lohn.

Die Rinderpest, diese furchtbare Viehseuche, der in kurzer Zeit sozusagen alles Rindvieh in Süd- und Südostafrika zum Opfer gefallen ist, hat auch unter dem Wild, besonders unter den Büffeln, so aufgeräumt, daß man heute schon einen Büffel unter die selteneren Tiere zählt, während vor einigen Jahren noch Herden von Tausenden und aber Tausenden das Land durchzogen.

Endlich war am Mittwoch morgen alles zur Abfahrt bereit. Am Bahnhof der Eisenbahn, die von Beira nach Salisbury führt, luden wir unsere aus 160 Stück bestehende Habe auf lange Wagen, die mit Eisenbahnschienen beladen waren, welch letztere ins Land transportiert wurden, um die Bahn von einer Schmalspurbahn in eine breitspurige umzubauen. Wir selbst nahmen Platz auf unsern Kisten und Kasten und mußten scharf Obacht geben, daß bei der schüttelnden Bewegung nichts herunterfiel. Am Tage vorher hatte ich beim Stationsvorsteher um einen Personenwagen petitioniert, der an einen Güterzug angehängt werden sollte; derselbe war aber nicht zur Stelle, und als ich versuchte, den Fahrpreis bis Fontesvilla, 59 km, der nicht weniger wie 1080 M. betrug, aus diesem Grunde etwas zu drücken, wurde ich von dem Portugiesen dahin beschieden, daß auf dieser Bahn alles I. Klasse sei; ob wir in einem Wagen führen oder auf einer offenen Lore, das mache keinen Unterschied.

Mit $1^1/_2$ Stunde Verspätung fuhren wir endlich los; doch das Fahren sollte nicht lange dauern: eine scharfe Kurve, und das Terrain noch obendrein etwas ansteigend, war zuviel für die kleine Maschine. Zweimal nahm der Zug einen großen Anlauf, blieb aber stets an derselben Stelle stecken, so daß wir dem Maschinisten, um Zeit zu sparen, vorschlugen, wir wollten alle drücken. Diese Proposition fand viel Anklang bei diesem Mann, und die Parole wurde an die 77 von uns engagierten Kaffern gegeben, herunterzuspringen und zu drücken, was denn auch den gewünschten Erfolg hatte, daß wir glatt über die tückische Stelle hinwegkamen. Der Maschinist hielt nun aber nicht stille, sondern amüsierte sich höchlichst darüber, wie die Kaffern nun alle nebenherlaufen mußten, bis endlich einer nach dem andern wieder auf den Zug gesprungen war, merkwürdigerweise, ohne daß dabei einer unter die Räder gelangte.

Unterwegs sahen wir zwei Antilopenböcke, auf welche die Bahnbeamten im Fahren um die Wette schossen, jedoch ohne Erfolg. Endlich, nach fünfstündiger Reise, langten wir in Fontesvilla an, einem Orte, an dem der Name das schönste ist; denn er besteht aus einem Dutzend aus Wellblech gebauter Buden, die durcheinander in einer sumpfigen Ebene stehen. Eine dieser Buden bezogen wir zur Nacht, nachdem wir unser Gepäck in zwei Teile geteilt hatten: einen, den wir mitnahmen, und einen andern, der in Fontesvilla zurückblieb, um später auf dem Pungwefluß ins Land geführt oder durch die Kaffern nach und nach geholt zu werden.

Der Umstand, welcher eine Jagdexpedition über Land in diesem Teile Afrikas so sehr beschwerlich, umständlich, ermüdend und kostspielig macht, ist der, daß das einzige Transportmittel der Schädel der Neger ist. Wagen gibt's in diesem Lande nicht, da es an Zugtieren fehlt; denn sämtliche Haustiere, wie Pferde, Esel und Ochsen, sterben hier in kurzer Zeit infolge der Stiche der giftigen Tsetse-Fliege. So muß man denn seine ganze Habe in 50 Pfund wiegende Kisten packen, die die Neger für 20 M. den Monat und freie Verpflegung auf dem Kopfe tragen. Dieses ist natürlich ein großer Kostenaufwand, denn wir rechnen, daß uns die Träger allein für zwei Monate ca. 4500 M. kosten werden.

Als Dolmetscher haben wir zwei Herren mit: Bill Upsher, Engländer und seit acht Jahren in diesem Land, ein wohlbekannter professioneller Jäger, ist 45 Jahre alt, jedoch durch das Fieber, das hier jeder bekommt, weit über seine Jahre hinaus gealtert; ferner A. Bowker, ebenfalls Engländer, den wir von Johannesburg mitgebracht haben, ein großer, starker Mensch, ebenfalls 45 Jahre alt, aber mit schneeweißen Haaren. In früheren Jahren Großgrundbesitzer und Straußenzüchter, hat er als solcher die Kaffernkriege in der Kapkolonie mitgemacht. Sein großer Hang zur Jagd aber hat ihn seine Finanzen vernachlässigen lassen, und heute ist er ein ziemlich verkommener, professioneller Jäger. A. Bowker und sein älterer Bruder Russel besitzen die schönste Kollektion von Jagdtrophäen in Südafrika, die wir in Johannesburg besichtigt hatten. Aus Tausenden von selbsterlegten Tieren haben die Brüder die besten ausgesucht und selbst meisterhaft ausgestopft. Beide stehen in dem Renommee, die feinsten Kugelschützen des Landes zu sein, und zwar

haben sie ihre Übung von den Kaffernkriegen her und wenden sie jetzt statt auf Menschen auf Tiere an. Upsher erhält 2000 M. und Bowker 1000 M. pro Monat.

Der Grund, warum Dolmetscher hierzulande ein großes Gehalt zu beanspruchen berechtigt sind, ist das Klima. Die meisten gehen am Fieber zugrunde, bevor sie das Land, das Volk und das Wild gründlich kennen, und die wenigen, die mit Erfolg die Gegend viele Jahre ausgekundschaftet haben, kann man an einer Hand aufzählen. Bei einem ersten Ausfluge in einem fremden Lande sind solche Leute deshalb unentbehrlich, weil man sich ja mit den Negern nicht verständlich machen kann; die Kaffernsprache an sich ist aber sehr leicht zu lernen, wie wir später an uns selbst erfahren sollten.

Nachdem wir in Fontesvilla übernachtet, brach unser kleiner Trupp am nächsten Morgen um 7 Uhr auf, 77 Schwarze und 4 Weiße stark. Wir folgten einem guten Fußpfad durch sechs bis zehn Fuß hohes Gras und Ried und wurden von den Negern über verschiedene kleine Flüsse getragen, bis wir gegen 1 Uhr, nachdem wir 18 km zurückgelegt hatten, Halt machten, um auf der rechten Seite des Pungweflusses zu frühstücken. Hier sahen wir zum ersten Male einen der großen Heuschreckenschwärme, der eine etwa vier Meilen lange, dunkle und sich schnell bewegende Wolke bildete. Uns erschien diese Wolke von Heuschrecken, da wir sie zum ersten Male sahen, schon sehr groß; ein alter englischer Missionar aber, der auf seinem Weg ins Innere mit uns frühstückte, versicherte uns, daß er häufig Schwärme von solcher Ausdehnung gesehen, daß sie eine halbe Stunde lang die Sonne verfinsterten. Wo diese Tiere hinfallen, richten sie eine vollkommene Zerstörung an, woraus es sich erklärt, daß man allenthalben ganz entlaubte Bäume sieht, und zwar sind dies von den Heuschrecken ihres süßen Laubes wegen bevorzugte Gehölze. Wenn die Schwärme hungrig sind, fallen sie auch auf die aus Rohr gebauten Hütten der Eingeborenen, in kurzer Zeit eine ganze Ansiedlung zerstörend. Des Nachts sitzen sie auf dem hohen Gras, welches sie nicht früher verlassen können, bis die Sonne ihre vom Tau durchnäßten Flügel getrocknet hat. Später sahen wir frühmorgens einige dieser Heuschreckenschwärme auf den langen Halmen sitzen. Sie boten den Anblick eines unabsehbar großen, rötlich-grünen Feldes dar.

Den Pungwefluß passierten wir vermittelst eines Kanoes und wollten nun auf der andern Seite weitermarschieren. Es stellte sich aber heraus, daß einige Träger eine größere Last wie 50 Pfund zu tragen hatten, und diese weigerten sich, weiterzugehen, bis die Bürde gleichmäßig verteilt war, und wir waren so gezwungen, das Zelt aufzuschlagen und hier zu übernachten.

Außer den zu schweren Lasten, die den Marsch unmöglich machten, hatten wir verschiedene Invaliden unter den Trägern, die der ärztlichen Hilfe bedurften und an Freund H. appellierten, der dieses Departement übernommen hatte. Drei der besten Leute litten an den bösen Ticks, das sind winzig kleine Läuse, die ihre Eier unter die Fußnägel legen und so eine ekelerregende Entzündung der Zehen hervorrufen. Bei einigen war das Leiden schon so weit vorgeschritten, daß nur noch die Hälfte und Viertel der Zehen vorhanden waren; diese wurden mit Federmessern und Karbol behandelt, welche Operationen den armen Teufeln die komischsten Töne entlockten. Andere litten an Leibkrämpfen infolge von zu reichlich genossenem Reis; der alte Upsher kannte aber diese Negerleiden: die Kaffern hoffen, man werde ihnen Alkohol enthaltende Medizin verabreichen, und man muß sie von diesem Glauben gleich das erstemal gründlich kurieren, indem man ihnen große Quantitäten von Rizinusöl und Karlsbader Salz verabfolgt, die unter unsern Augen genossen werden mußten. Von diesem Tage an haben wir keine Klagen mehr über Leibkrämpfe gehört.

Schon in diesem Lager, trotzdem es nur 18 km von der Bahn entfernt war, hörten wir die ganze Nacht die Löwen brüllen. Es sollten nach der Schätzung von Upsher und Bowker ein halbes Dutzend sein, und ich schlug vor, ihnen am nächsten Tage gleich zu Leibe zu rücken. Upsher jedoch befürchtete, daß bei längerem Aufenthalt in der Nähe von Fontesvilla zu viele Neger desertieren würden, da momentan bei der Eisenbahn große Nachfrage nach Arbeitskräften war. So ließen wir die Löwen zufrieden und marschierten weiter, von 7—1 Uhr 21 km zurücklegend. Unterwegs mußten wir den breiten Dingedingefluß überschreiten, was einen Aufenthalt von einer Stunde verursachte; denn alle Gepäckstücke mußten auf Kanoes verladen werden, und das erforderte große Vorsicht, da die Boote, die aus mächtigen ausgehöhlten Baumstämmen bestehen, leicht umkippen.

Dies passierte denn auch während des Übersetzens; Gott sei Dank waren aber weder Gewehre noch Gepäckstücke, sondern elf Neger im Boot, als es kenterte. Es war dies eine der komischsten Szenen, die ich im Negerleben zu beobachten Gelegenheit hatte, nämlich zu sehen, wie die schwarzen Kerle im Wasser mit Armen und Beinen aus Leibeskräften arbeiteten — Schwimmen konnte man es nicht nennen —, um das Ufer wieder zu erreichen. Die übrigen, an beiden Ufern stehenden Kaffern brachen in ein lautes Freudengeheul ob der unglücklichen Situation ihrer Kameraden aus und riefen ihnen in ihrer Sprache beständig Krokodil zu, um die Schwimmer noch mehr zu beängstigen. Alle elf landeten aber glücklich, und es bedurfte vieler Überredung, die Leute wieder dazu zu bewegen, zum zweiten Male in einem Kanoe Platz zu nehmen.

Nach diesem amüsanten Zwischenfall wurde am andern Ufer gefrühstückt, bei welcher Gelegenheit wir zwei Engländer trafen, die sich nach einer zweimonatigen Jagdtour auf dem Heimwege befanden. Nach der Information dieser Herren beschlossen wir, gleich weiter vorzurücken, da das Wild hier in der Nähe kürzlich viel beschossen worden war. 6 km vom Fluß wurde im hohen Gras, das seine Üppigkeit dem Sumpfboden verdankt, auf dem es wächst, Lager gemacht für die Nacht, wie wir glaubten, in Wirklichkeit aber für längere Zeit.

Schon in Beira selbst und mehr noch auf der Reise hatte Bowker sich sehr unpäßlich gefühlt, und als wir am nächsten Morgen einen kleinen Streifzug auf Zebras machen wollten, war er so krank, daß er sich nicht von seinem Lager erheben konnte. Obgleich er es anfangs nicht zugeben wollte, war es H. und mir gleich klar, daß er das Fieber hatte, denn alle Symptome, wie Schüttelfrost, mit großer Hitze abwechselnd, dazu noch Erbrechen, ließen darauf schließen. Dies war nun so schlimm noch nicht; denn Bowker war mehr oder weniger leicht durch einen andern Dolmetscher zu ersetzen, den wir uns von Beira verschreiben konnten. Welches war aber unsere Lage, als unser Jagdleiter Upsher am Morgen nach dem Birschgang buchstäblich vom Fieber gepackt zusammenbrach und ins Zelt getragen werden mußte? Auch er hatte sich nicht wohlgefühlt, seit wir Fontesvilla verlassen hatten; ein zäher, alter Schotte aber, seit Jahren an mehr oder weniger heftige Fieberanfälle gewöhnt, wollte er nicht nachgeben, um nun

beim ersten längeren Marsche durch die offenbar von Miasmen strotzenden Sümpfe zusammenzubrechen. Er erklärte nun selbst, sofort zurück zu müssen, nicht nur nach Beira, sondern in die Heimat, nach England, wenn wir ihn nicht nach einigen Tagen an Ort und Stelle begraben wollten. Da wir hierzu wenig Lust hatten, planten wir den Rückzug für nächsten Morgen; zunächst sandten wir Expreßboten mit Telegrammen zurück nach Fontesvilla, um in möglichst kurzer Zeit einen neuen zuverlässigen Dolmetscher mit einem zweiten Mann zu beschaffen; denn ohne Kenntnis der Sprache und des Landes konnten H. und ich uns nicht von der Stelle bewegen, und wir waren entschlossen, das einmal Begonnene zu Ende zu führen und, wenn nicht zu Ende, so doch so lange, bis die bösen unsichtbaren Sumpfgeister auch über uns den Sieg davongetragen und uns zum Rückzug gezwungen haben würden.

H. behauptete, er bekäme das Fieber nicht, da er einer der wenigen war, die von der tückischen Krankheit während des spanisch-amerikanischen Krieges in Kuba verschont geblieben waren, und ich traute dem Glück, das mir bis jetzt auf der langen Reise hold gewesen; zudem sind wir beide in vorzüglicher Kondition; denn die vier Monate, zur Hälfte auf See und zur Hälfte in dem kalten Klima Australiens, haben unsere in Ceylon und Indien durch die Hitze etwas dezimierten Kräfte wieder auf die Höhe gebracht. Am Morgen des 25. August verließ H. mit Upsher und Bowker, letztere beiden auf Tragbahren, das Lager, denn es war beschlossen worden, daß einer von uns mit zurückgehen sollte nach Beira, um die neuen Engagements zu machen, während der andere — und das war ich — im Lager zurückblieb. Mit Aufwendung seiner letzten Kräfte hielt der alte Upsher den 80 Kaffern eine lange Rede, ihnen erklärend, daß er krank sei und zurück müsse, und daß sie fernerhin mich als „Boß" zu betrachten hätten. Er forderte sie auf und riet ihnen, mir Gehorsam zu leisten, da ich zu Hause ein mächtiger „Chief" sei und außerdem sehr reich, Besitzer von wenigstens 50 Stück Rindvieh. Letzteres ist in den Augen der Neger ein riesiges Vermögen, da es ja hierzulande seit der Rinderpest kaum noch Vieh gibt. Die Kerle stimmten mit lautem Gebrüll den Worten ihres alten Herrn zu, zumal er ihnen versicherte, daß ich so viel Wild schießen würde, daß sie alle in Fett rollen könnten. Hiervon war ich selbst gar nicht so

fest überzeugt, ich hielt mich aber während dieser Pauke musterhaft ernst, aus dem Grunde, da ich kein Wort von der Kaffernsprache verstand.

Ich blieb nun allein zurück mit 60 Kaffern, während die übrigen 20 mit zurückgingen, um den Rest des Proviants heranzuschaffen. Ein amüsanter Zwischenfall ereignete sich noch in der Gestalt, daß Jack, der Häuptling der Kaffern, in der Nacht eine Flasche Genever gestohlen und ausgetrunken hatte mit dem Erfolg, daß er bei Sonnenaufgang schwer betrunken war und, mit Messer und Axt bewaffnet, Kriegstänze aufführte zum Gaudium seiner Rassebrüder und nicht zum wenigsten zu unserm eigenen. Upsher aber faßte die Sache von der ernsten Seite auf, verboxte den Kerl à la England tüchtig und ließ ihn dann zur Ernüchterung einige Male im Fluß untertunken; denn er sollte mit nach Fontesvilla gehen. Sein Rausch muß aber ein dauerhafter gewesen sein, denn ich fand Meister Jack, als ich von meinem Birschgang zurückkam, im Lager mit furchtbarem Katzenjammer und sehr zerknirscht vor. Heute bin ich ganz froh, daß er sich betrunken hat, denn er sucht durch vermehrten Fleiß sein Unrecht wieder gutzumachen.

Zu meinem ersten Birschgang bewaffnete ich mich mit drei Doppelbüchsen, nämlich Kaliber 10,500, Expreß und 11 mm, denn ein eventuelles Rencontre mit Büffel oder Löwen hatte ich allein auszufechten, da die Neger nicht schießen können und beim Anblick von Büffel oder Löwen auf die Bäume klettern sollen. Nachdem ich in dem hohen, stark betauten Grase durch und durch naß geworden, kam ich auf eine große Heide, die hier und da von Büschen und der schönen hochstämmigen Palme bewachsen war, und sah hier bald ein Rudel Zebras, etwa 60—100 Stück. Ich birschte drei Stunden lang, bald einen kleinen Strauch, bald den Stamm einer hohen Palme als Deckung benutzend, hinter diesem Rudel her, ohne aber näher als 300 m heranzukommen. Endlich gab ich auf diese Distanz mehrere Schüsse ab; mit welchem Resultat, weiß ich nicht; kurz: die ganze Herde jagte in wilden Sätzen davon.

Die Temperatur betrug 30° R. im Schatten; ich hatte wahnsinnige Kopfschmerzen, und der Rückweg zum Zelt wurde mir, da ich noch nicht in Training war, um große Märsche in dieser Hitze zu machen, sehr, sehr sauer. Ich war mit solchem Eifer hinter der

Herde hergebirscht, daß ich nicht bemerkt hatte, wie ich mich zwei Stunden Marsch selbst auf dem direktesten Wege vom Zelt entfernt hatte. Als ich endlich um 1 Uhr wieder anlangte, war ich ziemlich fertig mit der Welt, mußte mich gleich hinlegen und glaubte nicht anders, als daß das Fieber mich schon gepackt hätte. Dieses wäre sehr fatal gewesen, da ich ganz allein war und mich nicht verständlich machen konnte, und ich war sehr froh, am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang nach erquickendem Schlafe in bester Gesundheit aufzuwachen, so daß ich gleich nach dem Frühstück, das aus Frankfurter Würstchen mit geräucherten Zwiebeln und einer Flasche „Château Margaux" bestand, wiederum mit geschulterter Büchse ausziehen konnte.

Auf der Heide traf ich bald wieder das Zebrarudel, jetzt wohl 200 Köpfe stark, und da es höchste Zeit war, daß ich Wild mit nach Hause brachte, um mein Renommee als Jäger bei den Kaffern zu wahren, entwarf ich einen Schlachtplan in der Art, daß ich den zehn Negern, die ich bei mir hatte, durch Gestikulationen klarzumachen versuchte, wie sie mir das Rudel in die Büchse treiben könnten. Ich faßte nun, nachdem ich in weitem Bogen herumgegangen oder vielmehr gekrochen war, in einem Gehölz Posten, während die Neger, die sich besser anstellten, als ich erwartet hatte, mir wirklich die Zebras bis auf 150 Schritt heranbrachten. Ich hoffte sie noch näher zu bekommen und wartete mit Schießen, als plötzlich die ganze Gesellschaft im Galopp das Weite suchte. Ich ließ nun beide Kugeln der 500-Büchse fahren mit dem Resultat, daß ein Zebra, durchs Rückgrat geschossen, liegen blieb. Nachdem die Kaffern den Kopf und die Decke für mich abgezogen hatten, schnitten sie das ganze Tier in Stücke und nahmen alles mit ins Lager, wo sie gestern so viel gegessen haben, daß ich einige die ganze Nacht stöhnen hörte. Trotzdem hatte ich heute morgen keine Klagen über Leibkrämpfe — die erste Dosis Rizinus und Karlsbader hatte also anscheinend gute Nachwirkung.

Heute erlegte ich auf die gleiche Weise noch ein Zebra, eine alte Stute. Leider sind die diversen Antilopen, deren Namen ich noch nicht kenne, so scheu, daß keine Kugel anzubringen ist. Sobald ich einen ordentlichen Dolmetscher zur Verfügung habe, sollen diese auch getrieben werden. Inzwischen lebe ich in Frieden und Eintracht mit

meinen Kaffern und den Dutzenden verschiedener Sorten von Ungeziefer, die mir aber, dank des vorzüglichen Moskitonetzes, in das ich mich jeden Abend vorsichtig einpacke, des Nachts nicht viel anhaben können.

Heute erlegte ich mein erstes Gnu. Das Tier schlief auf der Heide und wurde erst hoch, als ich auf 60 m heran war. Ich gab beide Kugeln 11 mm ab; zu meinem größten Erstaunen aber ging das Gnu in großen Sätzen ab, um erst nach 300 m zusammenzubrechen. Die eine Kugel saß Blatt und war nicht durchgegangen, während die andere eine Hand unter dem Rückgrat durchgeschlagen hatte, und ich begreife nicht, wie das Tier mit diesen Schüssen noch so weit hat flüchten können. Der Bock, so groß wie ein starker Hirsch, hatte nur ein geringes Gehörn, war aber ganz vorzüglich an Wildbret, so daß er eine stattliche Zugabe zu den Konserven in der Feldküche bildete, die Hassan, ein Türke, unter sich hat.

In Hassan haben wir einen guten Griff getan. Ein Koch ist sehr wichtig bei Expeditionen dieser Art; denn eine große Hauptsache, um dem ungesunden Klima erfolgreich Widerstand zu leisten, ist es, den Körper gut und hinreichend zu ernähren. Während der Durst stets gefördert wird, wird der Appetit durch die Hitze und die oft übergroßen Anstrengungen stark beeinträchtigt, und es bedarf eines guten und reinlichen Koches, der es versteht, Variationen aufzutischen, um körperlich auf der Höhe zu bleiben. Hassan, ein mohammedanischer Somaliländer, ist ein ganz patenter Kerl, der den Kochlöffel mit ebensoviel Geschick schwingt wie sein großer Namensvetter sein krummes Sarazenenschwert.

Heute hatte ich Gelegenheit, eine Kugel auf einen rabenschwarzen Keiler abzugeben; leider kam er aber nicht zur Strecke, trotzdem wir seine starke Schweißspur zwei Stunden lang verfolgten. Bei dieser Gelegenheit fand ich bewahrheitet, was mir verschiedene Jäger, die diese Gegend kennen, versichert hatten, nämlich daß ein Kaffer die Schweißspur eines verwundeten Stückes Wild besser aufnehmen kann wie ein Schweißhund. Es erregte mein größtes Erstaunen, zu sehen, wie die Neger auf vier bis fünf Schritt Entfernung einen kleinen Tropfen Schweiß in dem wild durcheinanderliegenden Grase ausmachten, während ich selbst aus nächster Nähe kaum den Schweiß erkennen konnte.

Später am Tage erlegte ich wiederum das anscheinend obligatorisch gewordene Zebra, einen großen alten Hengst. Bei dieser Gelegenheit hätte ich beinahe einen Unfall gehabt. Das Zebra war auf meinen Schuß im Feuer zusammengebrochen und blieb regungslos liegen,

Zebra (Hippotigris transvaalensis *Exart.*).

worauf ich mich, alle Neger zurücklassend, in Trab setzte, um die übrigen Zebras, die um einen kleinen Hügel flüchteten, abzuschneiden. Das gelang mir auch, und ich gab noch drei Schüsse ab, ohne aber ein zweites Zebra zur Strecke zu bringen. Ich kehrte nun zu meinem erlegten Tiere zurück, und zwar mit geschulterter und nicht geladener

Büchse; letzteres aus dem Grunde, weil ich keine Patronen mehr bei mir hatte. Von hinten an das vermeintlich tote Tier herangelangt, gab ich ihm einen Tritt, und groß waren mein Schrecken und Staunen, als das Tier hochging, sich umdrehte und auf mich zukam. Ich wurde also tatsächlich, so unglaublich das klingen mag, von einem Zebra, das nicht mehr bedeutet wie ein Esel, angenommen, und, o Schmach, ich nahm Reißaus mit erstaunlicher Schnelligkeit; denn ohne Patronen in der Büchse wollte ich nicht den Kampf mit dem schönen Gebiß des gestreiften Esels und weniger noch mit seinen Hufen aufnehmen. Ich hielt nicht eher inne, bis ich meine Kaffern, die laut brüllten vor Vergnügen, erreicht hatte, um dann mit einem von Patronen strotzenden Gürtel und mit geladener und gespannter Büchse meinem Angreifer nochmals gegenüberzutreten. Ich sah nun, daß das Tier bald wieder zusammengebrochen war. Bei meiner Annäherung aber ging der zähe Hengst wiederum hoch, allerdings um, sofort ins Gehirn getroffen, endgültig den Kampf aufzugeben. Aus dem an sich ganz gegenstandslosen Zwischenfall habe ich die gute Lehre gezogen, nicht mehr ohne Patronengürtel auf ein angeschossenes Stück Wild loszugehen.

1. September 1899. Morgen früh werden es acht Tage, daß Freund H. fort ist, und noch immer ist keine Spur von ihm zu sehen. Wenn ich nur wüßte, wohin, wäre ich längst mit dem Lager aufgebrochen; jedoch was Richtung angeht, weiß ich nur, daß wir von Osten gekommen sind, und ob es jetzt nach Nord, Süd oder West gehen soll, ist mir ganz unbekannt.

Heute morgen war ich pünktlich um 6 Uhr wieder auf meiner großen Heide, auf der ich mit der Zeit jeden Baum und Strauch kenne. Auf dem Wege dahin wurde ich, da es besonders stark getaut hatte, noch mehr naß wie gewöhnlich. Solchen Tau wie hierzulande habe ich noch nirgends gesehen; von den Bäumen, unter denen das Zelt steht, fällt er am frühen Morgen wie ein regelmäßiger Landregen herab; jeder Grashalm hängt schwer von Tropfen und ist so viel nasser wie nach dem stärksten Regen. Der Tau erzeugt eine solche Feuchtigkeit, daß selbst die Sachen im Zelt am Morgen alle naß sind. Die Gewehre sind alle verrostet, obgleich es seit unserm Start noch nicht geregnet hat. Die Kleider, die ich morgens anziehen will, muß ich abends mit ins Bett nehmen.

Als selbstverständliche Zugabe zu dieser großen Feuchtigkeit habe ich jeden Morgen Rheumatismus, der aber im Laufe des Tages bei 30° R. wieder von dannen zieht. Heute morgen glaubte ich, für kurze Zeit eine neue Erfindung gemacht zu haben, um auf dem Wege durch das Gras nicht so naß zu werden, indem ich meine zehn Kaffern mit Riedstöcken bewaffnete und sie das Gras vor mir her quasi dreschen ließ, um die Tropfen abzuschütteln. Den Leuten, die ein äußerst kindlich frohes Gemüt haben, kam dies aber so komisch vor, daß sie in ein lautes Freudengeheul ausbrachen und mir das Wild auf Meilen verscheuchten. Als ich ihnen begreiflich zu machen suchte, sie sollten still sein, glaubten sie mit Dreschen aufhören zu sollen, und so ging's denn weiter durch das Rohr in seinem Originalzustande.

Auf der Heide sah ich heute besonders große Rudel Wild; da ihnen aber durch Birschen nicht beizukommen war, arrangierte ich wieder ein Treiben auf einem etwa 3000 Morgen großen Terrain, bei dem ich, in einem Palmenstrauch sitzend, die Schützen und die zehn Kaffern, Kriegslieder singend, die Treiber repräsentierten. Als schließlich das ganze Rudel Wild, das aus etwa 30 Zebras, 60 Gnus, 20 Wasserböcken und einigen Sauen bestand, durch die Treiber ging, wünschte ich die ganze afrikanische Jagd zum Teufel und mich selbst in ein zivilisiertes Land; aber nur so lange, bis mich einer der Neger belehrte, hinter einer Anhöhe stehe ein großes Rudel Gnus, und sofort wurde ein neues Treiben veranstaltet, wobei sich die Schwarzen ganz geschickt anstellten. Das Rudel ging aber schließlich auf 400 m an mir vorbei, und ich ließ es unbeschossen.

Während der einsamen Mahlzeiten im Zelt amüsiere ich mich damit, meine beiden Leibkaffern Meat und Potato, wie ich sie getauft habe, zu Oberkellnern abzurichten. Meat heißt der eine, da es seine Pflicht ist, das Fleisch auf den Tisch zu bringen; Potato der andere, nicht nur weil er die Kartoffeln herbeischleppt, sondern weil er wirklich einem Erdapfel gleicht. Beide sind augenscheinlich sehr stolz auf ihre Namen.

Alle Neger, mit denen man direkt zu tun hat, haben extra Namen. Wir haben einen Jack, Sixpence, Shilling, Store, Kimberley, England, By-and-By, Jim, Brandy, und der einzige Hund, der mir in Beira von einem deutschen Herrn geschenkt wurde, und dem es

obliegt, uns des Nachts rechtzeitig durch Bellen von dem etwaigen Besuch von Löwen in Kenntnis zu setzen, führt den Namen „Bebel". Meat und Potato suche ich beizubringen, von der linken Seite zu servieren, was ihnen gar nicht in den Kopf will, da die Neger aus einem guten Grunde alle Nahrungsmittel nur mit der Rechten berühren. Für jede einzelne Arbeit wird ein besonderer Kaffer angestellt. Black habe ich in das Geheimnis des Schuheschmierens eingeweiht; Bed macht das Bett; Bath füllt die Badewanne zweimal täglich mit Wasser, nachdem er Würmer und Pflanzenteile daraus entfernt; Kimberley putzt mit solchem Eifer Gewehre, daß bald keine Politur mehr auf den Läufen sein wird; Paint streicht die Decken der erlegten Tiere mit Arsenikseife an; die Gebrüder Wood schleppen das Holz für die Küche heran, während Wash bemüht ist, die Wäsche in Fetzen zu waschen. Endlich, am 2. September, nach achttägiger Abwesenheit, langte H. mit Pollard, dem zweiten Mann, im Lager an, während der neue Jagdleiter Poulin erst in einigen Tagen folgen soll.

Am 2. und 3. September jagten wir auf der großen Ebene, wo H. zwei Zebras und einen Wasserbock erlegte, während ich den Führer spielte. Am 4. September brachen wir unter Poulins Führung auf und schlugen 10 km nördlich wiederum das Lager auf.

Unser neuer Jagdleiter ist ein Franzose und erfreut sich eines guten Renommees als Jäger. Er ist eine der Existenzen, wie man sie hier in Afrika so viel trifft. Aus irgendeinem besonderen Grunde hat er die Belle France verlassen und sich in kurzer Zeit durch Übernahme von Transporten nach Rhodesia ein großes Vermögen erworben, dieses aber nach seiner Rückkehr nach Frankreich in Paris an der Börse ebenso rasch wieder verloren. Wieder nach Beira zurückgekehrt, erwarb er sich als Partner des bedeutendsten Kontraktors des Landes ein zweites Vermögen, das ihm aber buchstäblich von einem seiner Angestellten gestohlen wurde, nachdem dieser nicht nur die Bücher, sondern auch das ganze Geschäftshaus säuberlich abgebrannt hatte. Nun verdingt er sich als Dolmetscher, da er der Kaffernsprache vollkommen mächtig ist. Pollard ist Engländer, hat in Cambridge lange Jahre Medizin studiert, ist aber jetzt hier unten ansässig und erwirbt sich seinen Lebensunterhalt durch Jagen, indem er das Wildbret an die Eisenbahnbeamten und die Gehörne an Händler verkauft.

Am Nachmittag desselben Tages, nachdem wir vergeblich auf Büffel und Gnus gebirscht, sahen wir von einem kleinen Hügel aus ein Nilpferd in einem großen Tümpel nach Art der Walfische Wasser springbrunnenartig in die Höhe schleudern. Wir gingen gleich auf den Tümpel, der von hohem Gras umgeben war, zu und fanden hier einen Kranz von sieben bis zehn Nilpferden, die alle Minuten einen Teil ihres Kopfes auf der Oberfläche sehen ließen, Luft schöpfend, um gleich darauf wieder unterzutauchen. Ich begann nun, auf die Köpfe dieser Riesenbestien, die nicht weiter wie 40 Schritt von mir entfernt waren, Kugel auf Kugel abzugeben, anfangs immer zu hoch schießend, da das Wasser täuscht und die untergehende Sonne gerade mir gegenüberstand. Nachdem ich etwa 20 Kugeln abgegeben, hatte ich drei Tiere, die ich mir nacheinander ausgesucht, verschiedentlich getroffen. Sie hatten blutige Köpfe, schlugen Purzelbäume im Morastwasser und kamen alle halbe Minute an die Oberfläche: ein Zeichen, daß sie verwundet waren. Besonders eines von den Beschossenen kam mit einem blutüberströmten Kopfe mehrmals in der Minute aus dem Wasser heraus, laut pustend. Ich brachte es aber nicht fertig, eine Kugel zwischen Auge und Ohr ins Gehirn zu setzen; denn ein solcher Schuß verursacht den sofortigen Tod des Tieres, und es sinkt dann auf den Boden des Wassers, um erst nach langer Zeit, manchmal nach zwei, manchmal erst nach sechs Stunden, auf der Oberfläche zu schwimmen. Das Sinken des toten Flußpferdes erklärt sich daraus, daß sein spezifisches Gewicht größer ist wie seine Wasserverdrängung. Wenn der Kadaver aber anschwillt, was hier in der Hitze sehr rasch geht, so treiben die Gase den Körper bald an die Oberfläche.

Die Dunkelheit war mittlerweile hereingebrochen, und ich mußte die Kanonade aufgeben, fest davon überzeugt, tags darauf wenigstens zwei der Riesen auf dem Wasser schwimmend zu finden. Am nächsten Morgen zogen wir alle zusammen aus, fanden aber zu meiner größten Enttäuschung kein totes Flußpferd vor, vielmehr hatten die Tiere alle den Tümpel während der Nacht verlassen und den Weg zum Uremmafluß eingeschlagen, einige starke Schweißspuren hinterlassend. Wir folgten diesen mehrere Stunden lang, aber leider ohne Erfolg. Wie aus der vorstehenden kleinen Schilderung hervorgeht, ist die Jagd auf diese Tiere, die dem Menschen durch ihre Größe,

Ungeschlachtheit und Häßlichkeit allerdings imponieren, ebenso ungefährlich wie die Hasentreibjagd. Trifft man die Tiere in einem Wassertümpel, so sind sie meist verloren, vorausgesetzt, daß der Jäger Zeit hat, die Tiere zu beschießen, was in meinem Falle der einbrechenden Dunkelheit wegen ja nicht zutraf.

Die Nilpferde nehmen, im Wasser beschossen, selten Zuflucht zum Lande, fühlen sich vielmehr nur im Wasser sicher. Hier greifen sie aber, von einem Boote aus beschossen, dieses manchmal, aber dann sehr erfolgreich an, indem sie das Fahrzeug zum Kentern bringen oder mit den vorstehenden Vorderzähnen Löcher in den Kiel des Bootes stoßen. Trifft man die Tiere in einem Flusse, so ist die Jagd schwieriger; denn sie suchen dann unter Wasser das Weite, und selbst getötet, nimmt sie der Strom mit sich, und sie sind dann nur schwer zur Strecke zu bringen. In diesem Teile Afrikas gehört das Nilpferd zu dem am meisten vorkommenden Wild. In der Tat sieht man allenthalben Fährten der Tiere, die sie auf ihren nächtlichen Streifzügen an Land zurücklassen. Bei Tage trifft man sie höchst selten an Land. Sie betreten es nur unter dem Schutze der Nacht, um dann ungeheure Quantitäten des saftigen Sumpfgrases zu verzehren.

Am Nachmittag schossen wir nur vier Perlhühner für die Küche, fanden aber sonst kein Wild, da das Gras durch den in diesem Jahre außergewöhnlich stark gefallenen Regen während der sonst trockenen Sommermonate noch zu hoch und grün war. Am 5. September marschierten wir den ganzen Tag und legten 23 km zurück, machten am 7. September weitere 10 km und schlugen dann Lager auf für längere Zeit; denn wir befanden uns in einer großen Ebene, gebildet aus dem Boden eines Sees, der in der Regenzeit voller Wasser ist. Hier sieht man das Wild zu Tausenden und aber Tausenden zusammen, meist Zebras, Gnus und Wasserböcke. H. brachte einen schönen Wasserbock und drei Ricken als Negerfutter vom ersten Birschgang mit, während ich, mich nicht wohl fühlend, im Zelt zurückgeblieben war. Am folgenden Tage erlegte ich einen Wasserbock und drei Gnus, während H. mit sieben Köpfen, darunter eine Hyäne, heimkehrte. Wir schossen beide sehr schlecht, was ich darauf zurückführe, daß durch die Anstrengungen des Birschens bei der großen Hitze die Hand unsicher wird. Es dauert eine geraume

Zeit, bis der Jäger ſich klar gemacht hat, daß alle die Tauſende ihn hier umgebender Tiere wirklich wilde Tiere ſind; denn es drängt

Waſſerbock (Kobus ellipsiprymnus Ogilb. aff.).

ſich unwillkürlich der Gedanke auf, daß man es hier mit zahmen Herden von Rindvieh und Schafen zu tun hat. Erſt dann, wenn man verſucht, alle Vorſichtsmaßregeln gebrauchend, ſich an die großen

Rudel heranzubirschen, was ohne jede Deckung sehr schwierig ist, und die Tiere sich dann auf 400—500 Schritt alle zusammen in Bewegung setzen, dann weiß man, daß die Tiere wild und gar zu wild sind. Meist ist es das Zebra, das, immer wachsam, das Signal zur Flucht gibt. Die ganze Herde läuft dann etwa 1 km weit und bleibt, grasend und sich umschauend, wieder stehen, und so kann man den ganzen Tag hinterher und neben ihnen herlaufen, dann und wann einen Schuß auf 300 m anbringend. Im Anfang hat diese Jagdweise natürlich ihren Reiz, ich glaube aber, nicht für die Dauer.

Von allen Tieren ist das Gnu oder Wildebeest das beweglichste, mutwilligste, ungeschickteste und absonderlichste, ebensowohl was sein Aussehen als was sein Gebaren und seine Gewohnheiten anlangt. Die Natur hat es in einer ihrer Launen gestaltet, und es ist kaum möglich, seine ungeschickten Gebärden ohne Lachen zu betrachten; nach allen Richtungen hin sich schwingend und beugend, das zottige Haupt zwischen die schlanken und muskelkräftigen Glieder herabgebogen, den langen schwarzen Schwanz dem Winde preisgebend, macht dieses possenhafte Tier gleichzeitig einen ebenso wilden wie lächerlichen Eindruck. Plötzlich steht es still, gibt sich den Anschein, als ob es sich verteidigen wolle, und legt das stolze Haupt zum Stoße zurecht; sein Auge scheint Blitze zu sprühen, und sein Grunzen, das an das Brüllen des Löwen erinnert, erschallt mit Kraft und Ausdruck; dann plötzlich wieder peitscht es die Seiten mit dem langen Schwanze, springt, bäumt und dreht sich, fällt auf die Fesselgelenke nieder, erhebt sich und saust einen Augenblick später über die Ebene dahin, daß der Staub hinter ihm in Wolken aufwirbelt. Das Tier erinnert sehr an den Büffel, ist aber bei einer durchschnittlichen Gesamtlänge von 3 m und einer Höhe von 1,30 m bedeutend kleiner und weniger massiv. Die Farbe seines Kleides ist ein dunkles Aschgrau. Das Tier steht wie die Hyäne am Widerrist bedeutend höher wie hinten, hat eine starke Ramsnase, eine lange Mähne und macht so trotz seiner großen Gutmütigkeit einen unternehmenden, wenn nicht gefährlichen Eindruck.

Nicht so häufig, aber noch immerhin zu Hunderten zusammen ist der Wasserbock in den Herden, die die Ebenen beleben, vertreten. Dieser, ein stattliches, fast hirschgroßes Tier von 2 m Gesamtlänge bei 1,10 m Kreuzhöhe, trägt ein reiches, auffallend

grobes, grau gefärbtes Kleid. Das Weibchen iſt blaſſer und zarter gebaut; die Hörner, die nur der Bock trägt — zum Unterſchied vom Wildebeeſt —, ſind kräftig. Sie erreichen, der Krümmung nach gemeſſen,

Blaues Gnu (Connochaetes reichei *Noack*).

eine Länge von 80 cm und ſind bis nahe zur Spitze meiſtens ſtark und ſcharfkantig geringelt. Ungeachtet ſeiner faſt plumpen Geſtalt macht der Waſſerbock einen guten Eindruck auf den Jäger. Seine Augen ſind lebhaft, ausdrucksvoll, Selbſtändigkeit des Weſens, ja faſt Wildheit widerſpiegelnd, ſeine Bewegungen verhältnismäßig

zierlich. Solange er weidet, sieht er etwas unbehilflich aus; erregt aber, nimmt er etwas Stattliches und Würdevolles an; besonders wenn er den Kopf hebt, gewinnt er ein lebhaftes und geistvolles Aussehen.

Tags darauf hatte Freund H. einen interessanten Jagdtag. Er sah in unmittelbarer Nähe der Wildherden auf der Ebene, wo wir uns noch immer befinden, drei Löwen, anscheinend in Friede und Eintracht mit den andern Tieren lebend, einherziehen. Die Löwen wechselten langsam dem Walde zu, und H. versuchte sofort, sie abzuschneiden, was aber nicht gelang; vielmehr hatten ihn die Tiere eräugt und setzten sich in einen kurzen Handgalopp. Vor dem Walde angelangt, machten sie Halt, sich umschauend, und H. ließ jetzt eine Kugel aus seinem 303 Lee Metford-Gewehr auf 400 Schritt fahren, da dies seine letzte Chance war in Anbetracht der Dichtigkeit des Waldes, der auf seinem Boden mit sechs Fuß hohem Gras bewachsen war. Die Kugel schlug zu kurz ein, und die Löwen waren im Gras verschwunden. Bald darauf stieß er auf sechs Elands, die größte Antilope der Welt, die hier nur noch selten angetroffen wird; mehrere Schüsse brachten aber auch keines dieser Tiere zur Strecke. Ich erlegte nur ein Wildebeest und verlor verschiedene, freute mich aber, daß wir wenigstens im Löwenterrain waren; denn nun haben wir einige von den Bestien gesehen, die nachts durch ihr Brüllen unsere Ruhe stören.

Vergangene Nacht wurde ich aus festem Schlafe unsanft durch H. geweckt, indem er mir zurief: „Es müssen Löwen im Lager sein!" und wenige Sekunden darauf stand ich bereits im Negligé mit geladener Büchse vor dem Zelt; um uns herum veranstalteten die verschiedensten Tiere, hauptsächlich Hyänen und Schakale, ein grausig-schönes Konzert. „Bebel" heulte fürchterlich, von Löwen war aber nichts zu sehen. Bald kamen viele Kaffern herbei, die aussagten, ein Rudel Hyänen und Schakale habe einen Angriff auf die Felle gemacht, die wir in einer kleinen selbstgebauten Hütte ganz in der Nähe unsres Zeltes untergebracht hatten. Bald darauf kam „Bebel" selbst heran, blutüberströmt und mit einer klaffenden Wunde am Halse. Der brave Hund hatte sich gegen die wilden Tiere zur Wehr gesetzt und befand sich nun in einem kläglichen Zustande. Wir wuschen seine Wunde sofort mit Karbol aus, waren aber der Meinung, daß

wir das arme Tier tags darauf erschießen müßten. Desto größer war unsere Freude, als Freund „Bebel" sich am Morgen ziemlich wohl fühlte und sogar gehacktes Fleisch nicht verschmähte. Wir legten ihm einen feinen Verband an, den er sich aber bald abkratzte. Solange die Insekten durch das Karbol abgehalten werden, ist die Möglichkeit noch da, den lieben Hund am Leben zu erhalten.

Von jetzt an hatten wir natürlich unser Hauptinteresse den Löwen zugewandt. Wir sahen sie aber in den nächsten Tagen nicht und mußten uns mit Gnus und Zebras begnügen, die wir, um die Kaffern zu füttern, erlegten. Am 13. September waren wir vier Weiße, mit Feuerzeug bewaffnet, in verschiedene Richtungen gegangen, um allenthalben das hohe Gras anzuzünden, mit der Absicht, das Land klar zu machen, um später bei unserm Rückzug mehr Aussicht zu haben. Bei dieser Gelegenheit stieß Pollard, der nicht einmal ein Gewehr in der Hand hatte, auf fünf Löwen, die im hohen Grase geschlafen haben mußten, und alle suchten eiligst das Weite, bevor er nur schießen konnte.

Nachdem wir überall auf 10 km in der Runde das Gras angezündet hatten, brachen wir das Lager wieder ab und marschierten 7 km zurück, bis zum Uremmafluß, um die bis jetzt erbeuteten Felle und Gehörne auf dem Wasserwege nach Fontesvilla zu befördern. Das Niederbrennen des Grases ist hier nicht nur eine Notwendigkeit, um erfolgreich jagen zu können, sondern auch ein probates Mittel, um das Wild künstlich auf die abgebrannte Fläche zu ziehen, da es das bald sprießende junge Gras besonders liebt, und da, wo das meiste Wild ist, hält sich natürlich auch der Löwe auf.

In unserm nächsten, 10 km entfernten Lager fanden wir nur wenig Wild und brachen bald wieder auf, um am 17. September nach weiteren 9 km am Ufer des Uremma Halt zu machen. Hierzu waren wir gezwungen, da nunmehr weder die Kaffern noch unser Jagdleiter Bescheid wußten, wo das nächste Wasser war, und dieses, bevor wir weiter gingen, ausgekundschaftet werden mußte.

Die Jagd auf Wildebeest und Wasserböcke war auch hier sehr ergiebig; ferner erlegte ich hier meine erste Hyäne. Auf meinem Birschgang sah ich auf etwa 30 Schritt ein großes, gelbliches Tier durch das Gras setzen und glaubte, als ich schoß, es sei eine Löwin. Auf den ersten Schuß machte das Tier vollkommen Kehrt und brach

nach dem zweiten zusammen, worauf ich konstatierte, daß es eine alte männliche Hyäne war. Diese hier vorkommende Hyäne ist nicht gestreift wie die indische, sondern ihr fahlgelbes Kleid ist dunkelgrau gefleckt. Vorne steht sie bedeutend höher wie hinten, und das ganze Tier macht einen ekelerregenden Eindruck mit seinem überall zerschundenen Fell und dem ruppigen Kamm auf Hals und Widerrist.

Trotz ihres boshaften wilden Blickes ist die Hyäne ein feiges Tier, das stets dem Menschen aus dem Wege geht und selbst verwundet ihn nicht annimmt. Sie nährt sich ausschließlich von Aas, das der Löwe übrig läßt; besonders die Knochen sind ihre Lieblingsspeise, woraus es sich erklärt, daß man hier allenthalben schneeweiße Losung findet. Es sind die kalkhaltigen Knochen, welche die Hyäne mit ihrem herrlichen Gebiß zermalmt hat. Für mich ist dieses Tier von allen wilden Tieren das unsympathischste. Nicht nur, daß sie Nacht für Nacht unsern Schlaf stört durch ihre schauderhaft lachende Stimme, die den müden Jäger tatsächlich zur Verzweiflung bringen kann, sondern auch der Anblick und ferner der Geruch der Tiere ist geradezu schauderhaft. Ich freute mich, durch das Erlegen dieser Hyäne die nächtlichen Ruhestörer um ein Exemplar verringert zu haben; es werden aber noch genug da sein, um uns auch fernerhin schlaflose Nächte zu bereiten.

An den folgenden Tagen ergänzten H. und ich unsere Kollektion von Wildebeest und Wasserböcken; auf Zebras schossen wir nicht mehr; Büffel und Löwen bekamen wir nicht zu Gesicht, obgleich ich gestern auf dem Birschgang einen der ersteren in meiner unmittelbaren Nähe grunzen hörte. Ich fand auch frische Losung, der König der Tiere hatte sich aber zeitig entfernt. Endlich, am 19. September, kehrte H. abends sehr spät mit einem Büffelkopfe zurück, den er, ohne einen nennenswerten Zwischenfall erlebt zu haben, aus einer großen Herde herausgeschossen hatte. Es sollte noch einer tot daliegen, und ich brach deshalb früh morgens nach der Stelle auf, um die Chance, einen Löwen über dem Kadaver zu erlegen, wahrzunehmen.

Nach dreistündigem Marsch stieß ich auf einen Büffel, der schon zum größten Teil aufgefressen war, die Hörner aber noch hatte, und so war dieses also der gesuchte zweite Büffel, den H. erlegt. Als ich mich näherte, gingen einige Dutzend der hier zu Tausenden vertretenen Aasvögel, meist Geier, auf — ein Zeichen, daß der Löwe

nicht da war; denn er speist allein an seinem Tisch, und die Vögel kreisen dann hoch über ihm, um erst auf das Aas niederzustoßen, wenn er sich gesättigt und zum Kaffee das Wasser aufgesucht hat. Ich gab nun meine Büchse einem Kaffer, zog mein Messer heraus und bückte mich gerade, um dem Büffel die Hörner und den Kopf abzuschneiden, da plötzlich springt von links nach rechts ein mächtiger Löwe auf etwa 12 Schritt an mir vorüber und ist verschwunden, noch ehe ich mich meiner Büchse, die der Kaffer natürlich beim Anblick des Löwen hingeworfen hatte, um sein Heil seinen Beinen anzuvertrauen, bemächtigen konnte. Ich ging nun vorsichtig in der Richtung, aus welcher der Löwe gekommen war, und fand bald einen frisch getöteten Wasserbock, an dem der Löwe eben seinen Hunger gestillt hatte. Das war also eine verpaßte Chance. Abends kehrte ich zu derselben Stelle zurück, aber nur, um zu konstatieren, daß der Löwe zurückgekommen und die Überreste des Wasserbocks in das hohe Gras geschleppt hatte, während von dem Büffel nur noch einige der größten Knochen übrig waren. Insofern war der Birschgang aber von Erfolg gekrönt, als wir Wasser gefunden hatten; wir beschlossen, unser Lager in der Nähe desselben unter herrlichen Bäumen aufzuschlagen; denn jetzt standen unsere Zelte in einer sonnigen Ebene, wo die Hitze kaum zu ertragen war.

Von diesem neuen Lager aus hatte H. gleich am ersten Tage das Glück, auf Löwen zu stoßen, und zwar auf ein ganzes Rudel von 6—8 Stück zusammen. Er hatte die Tiere im hohen Grase überrascht und so schnell wie möglich sieben Schüsse hintereinander aus seinem Repetiergewehr Lee Metford auf einen männlichen Löwen abgegeben, der denn auch mehrmals zusammenbrach und fürchterlich heulte, ohne Miene zu machen, meinen Freund zu attackieren. Darauf hatte er das Tier in dem nahezu undurchdringlichen Grase verloren und nicht mehr finden können, obgleich anzunehmen war, daß der Löwe in der Nähe verendet lag. Bald darauf fand er die Höhle, in der die Löwenfamilie wohnte, ein idyllischer Platz in der Nähe eines kleinen Wassertümpels. Endlich sind wir dem Ziele unsrer Wünsche nahegerückt, denn die Höhle liegt nur 1 km von unserm Zelt. Wir hätten uns also keinen besseren Platz wählen können.

Am folgenden Tage zog H. mit Poulin wieder nach dem Löwen-

schauplatz; sie kehrten aber am Abend zurück, ohne weder das verwundete Tier noch die andern gesehen zu haben, während ich in einer andern Richtung gegangen war, aber nur mit Wasserböcken heimkehrte. Pollard war seit einer Woche krank; das Fieber hatte ihn schlimm gepackt, und so war ich gezwungen, allein meiner Wege zu trollen, was aber jetzt, wo ich schon eine Menge von der Kaffernsprache gelernt habe, ganz gut geht. Als H. auch am dritten Tage seinen Löwen nicht fand, war meine Chance gekommen, die Löwen an ihrem Bau aufzusuchen, und zwar fand ich gleich am Morgen schon H.s toten Löwen, nur 200 Schritt vom Anschuß. Die Natur hat mich mit einer besonders feinen Nase versehen, vielleicht als Gegenwert für die schlechten Ohren; denn mit hoher Nase machte ich, einem immer stärker werdenden Verwesungsgeruch folgend, bald den Löwen aus, den ich dann leider von Ameisen schon so angefressen fand, daß die Decke wohl kaum noch zu verwerten ist. Ich ließ ihn trotzdem abziehen, denn die Klauen und das schöne Gebiß haben ja stets ihren Wert. Schade nur um die schöne Decke und die herrliche Mähne. Auf alle Fälle war die Ehre unsrer Expedition so gerettet und das Löweneis gebrochen. Jetzt werden wir so lange hier bleiben, bis die ganze Familie in unsrer Schußliste figuriert.

Nachdem ich die Trophäen dem glücklichen Schützen, der heute Ruhetag im Zelt machte, zugeschickt, ging ich weiter, um die übrigen Löwen, in deren Gesellschaft der tote sich befunden, zu suchen, fand sie jedoch nicht, hatte dafür aber die Genugtuung, meine Schußliste am heutigen Tage um drei weitere Arten Wild zu bereichern, nämlich um eine Suala-Antilope, ein Zierböckchen oder Oribi und ein Warzenschwein. Die Suala ist eine der zierlichsten Erscheinungen unter den Antilopen des inneren Afrika. Das Tier übertrifft unsern Damhirsch etwas an Größe, ist aber bedeutend zierlicher gebaut und hat ein wunderbar geformtes Gehörn, das im wesentlichen die regelmäßige Form einer Harfe beibehält und ganz erstaunlich groß ist im Verhältnis zu dem kleinen Kopf des Tieres. Leider gehören die Suala schon zu dem selteneren Wilde hierzulande; denn es wird ihnen ihres vorzüglichen Wildbrets wegen von Schwarz und Weiß mit Vorliebe nachgestellt.

Das Zierböckchen oder Oribi steht der Suala an Zierlichkeit und Grazie nicht nach; es unterscheidet sich aber wesentlich von allen

andern Antilopen, unter denen es den Platz des Liliputaners einnimmt. Der Oribi hat ganz kleine, etwas nach vorn gebogene Hörner in der Größe und Form eines kleinen Federhalters. Sein Körper ist äußerst schmal und zierlich, und da seine Decke genau die Farbe des dürren Grases hat, gibt es wohl kein Tier, das schwieriger zur Strecke zu bringen ist wie gerade die kleinen Oribis.

Während die meisten Tiere und besonders die Antilopen dem Menschen ausweichen, wo sie können, scheint dieser kleine Bock gar keine Furcht vor seinem Erzfeinde zu haben. Es ist zu possierlich, zu sehen, wie das kleine Böckchen sich auf 100 Schritt keck hinstellt und den Jäger anäugt und selbst dann noch stehen bleibt, wenn die erste Kugel dicht neben ihm in die Erde gefahren ist. Wirklich reizend ist die Art und Weise seiner Flucht, wenn es aufgeschreckt oder gestört wird. Es flüchtet mit der größten Schnelligkeit dahin, springt dann plötzlich meterhoch in die Luft, wird von neuem flüchtig und macht nochmals einen Luftsprung, wahrscheinlich in der Absicht, seine nächste Umgebung besser zu überschauen; denn es ist zu klein, als daß es über das Gras wegäugen könnte. Manchmal, besonders wenn es irgendeinen verdächtigen Gegenstand bei dem Sprunge entdeckt hat, schnellt das Zierböckchen mehrere Male nacheinander auf, und dann will es auch dem unbefangenen Auge erscheinen, als ob es ein mit Schwingen begabtes Geschöpf wäre und die Kraft habe, in der Luft schwebend sich zu erhalten. Hat man das Zierböckchen mit der Kugel verwundet, so darf man seiner Beute sicher sein; denn das zarte Geschöpf verträgt bei weitem keinen so starken Schuß wie seine Stammverwandten. Gewöhnlich versucht es, wenn es

Zierböckchen (Ourebia hastata *Ptrs.*).

sich schwer verwundet fühlt, sich im langen Grase so gut wie möglich zu verstecken. Es kriecht hier leise weiter bis zu einem Busche, einem großen Steine, einem Ameisenhügel, duckt sich dort und sieht dem Verenden entgegen. Beim Nachgehen findet man es meistens an solchen Stellen liegen; übersieht man aber das noch nicht verendete Tier, so springt es auf und flieht mit möglichster Schnelle weiter.

Den denkbar größten Gegensatz zu diesem reizenden Geschöpf bildet das Warzenschwein, das plumpste und häßlichste aller Borstentiere, die ja ohnehin nicht mit vielen Reizen von Mutter Natur bedacht worden sind. Von ganz riesigen Dimensionen sind seine Gewehre, vor denen jeder Jäger auf der Hut ist, wenn er eine der vielen Höhlen passiert, welche die Warzenschweine in die Erde graben.

Heute morgen wurde um $3^1/_4$ Uhr im Lager Alarm geblasen, und um 4 Uhr rückte ich aus, um mich auf dem Löwenbau, der sich in der Nähe der Stelle befindet, wo wir den verendeten Löwen fanden, auf Anstand zu setzen. Poulin und ich blieben hier bis $6^1/_4$ Uhr sitzen und hatten während der ganzen Zeit ein wahres Konzert brüllender Löwen um uns herum. Wir hatten die zehn Neger, die uns begleiteten, etwa 100 m weiter unter dichtes Gestrüpp geschickt, während ich auf dem Löwenbau selbst, einem malerischen Platz in der Nähe eines kleinen, klaren Baches, des Löwen Trinkwasser, auf die Ankunft meiner Beute wartete. Nach einer halben Stunde aber schon kamen sämtliche Neger zurück zu uns, da sie die Löwen in ihrer unmittelbaren Nähe gehört hatten, und suchten nun Schutz bei unsern Büchsen.

Nach einem sehr kühlen Morgen gaben gegen $6^1/_4$ Uhr die Sonnenstrahlen die erste Wärme von sich, und dies ist die Zeit, wo die Löwen meist in der Nähe ihres Baues langsam auf und ab schreiten, um ihr taunasses Kleid zu trocknen, bevor sie sich zum Verdauungsschlafe hinlegen. Kaum hatten wir uns 100 Schritt von unserm Anstand entfernt, als ich auf 260 m eine Löwin auf der mit einigem dichten Gestrüpp hier und da bewachsenen Ebene einherschreiten sah. Die Löwin, die von links nach rechts ging, hatte uns eräugt und verschwand nun hinter einem der Büsche, in dessen Richtung ich so schnell wie möglich voranlief; als ich 50 Schritt gemacht, erschien die Löwin wieder, und zwar hatte sie sich umgedreht und ging in schnellem Schritt zurück in der Richtung, aus der sie gekommen. Da

die Distanz sich jeden Augenblick vergrößerte, entschloß ich mich, zu schießen, in der Hoffnung, das Tier zu verwunden und so zu veranlassen, uns anzunehmen, bei welcher Gelegenheit ich sie zu stoppen hoffte. Ich ließ eine hohle Kugel aus der 500-Expreßbüchse auf 210 Schritt fahren und traf das Tier auf die linke Hinterkeule. Noch ehe die Rauchwolke sich verzogen, war die Löwin für eine Sekunde hinter einem zweiten Busch verschwunden, um dann in großen Sätzen das Weite zu suchen. Ich konnte mit bloßem Auge die Stelle auf dem Löwen sehen, wo die Kugel aufgeschlagen, da der Schweiß nun reichlich floß. Ich suchte das Tier abzuschneiden und gab auf 300 bezw. 400 m noch zwei weitere Schüsse ab, weniger mit der Aussicht, das Tier zu treffen, als vielmehr die Aufmerksamkeit der Bestie auf mich zu ziehen; aber ohne Erfolg. Wir folgten der starken Schweißspur $1^1/_2$ km weit durch das dürre, mittelhohe Gras, bis dieselbe sich in dem zehn Fuß hohen und für den Menschen fast undurchdringlichen Ried verlor. Dem angeschweißten Tier in dieses Ried zu folgen, war sowohl zwecklos wie zu gefährlich, da man in dem dichten Gewächs, selbst wenn man auf das Wild stößt, die Büchse nicht hoch bringen kann und so die Chancen des Löwen, die bei einer Attacke in der Ebene gegen moderne Doppelbüchsen verhältnismäßig gering sind, hier im Gestrüpp ganz auf seiner Seite sein würden.

Wir mußten das Tier nun aufgeben, da die Kugel, die in der Hinterkeule saß, wohl kaum eine Verblutung verursachen würde, zumal es eine Hohlkugel war, während eine solide auf die große Distanz mehr Zerstörung angerichtet haben würde. Auf dem Anstand war die Hohlkugel vorzuziehen, da ich hier, auf höchstens 60 Schritt schießend, mit dieser einen besseren Erfolg erzielt hätte als mit der meist durchschlagenden soliden Bleikugel. Den Anstand verlassend, hätte ich aber die Hohlkugel durch eine solide ersetzen sollen, hierzu war jedoch keine Zeit, als ich den Löwen zu Gesicht bekam.

Wir marschierten nun den ganzen Tag, um das Land zu rekognoszieren und einen Platz auszusuchen, wo wir das nächste Lager aufschlagen könnten. Dann kehrte ich am Abend gegen 5 Uhr an die Stelle zurück, wo ich auf den Löwen geschossen; wir fanden aber keine Spur von ihm und machten uns auf den Heimweg mit ge-

schulterter Büchse, als ich plötzlich auf 250 Schritt dieselbe Löwin, die ich am Morgen beschossen, in großen Sätzen, aber auf drei Läufen, dem Ried zusteuern sah. Ich feuerte meine beiden Schüsse 11 mm ab, ohne zu treffen, und so kehrte ich ohne Resultat heim. Ich scheine kein Glück mit den wilden Tieren zu haben, denn in Ceylon suchte der schwerverwundete Bär und heute die Löwin das Weite, anstatt zu attackieren, in welch letzterem Falle vielleicht beide heute in meiner Schußliste stehen würden.

Noch vor zwei Monaten schoß ein Herr in Fontesvilla aus dieser Distanz auf eine Löwin, verwundete sie, und das Tier nahm sofort an, in diesem Falle zum Unglück des Schützen, da sein Repetiergewehr versagte und das Tier auf ihn sprang, ihm Brust und Arme zerfleischend. Ein Neger warf seine Axt nach dem Löwen und veranlaßte diesen dadurch, auf ihn zu springen, worauf der Jäger das Tier über dem Neger totschoß. Beide sind, wenn auch etwas verunziert, mit dem Leben davongekommen.

Freund H. hatte heute wieder einmal Bärenduſel auf Löwen. Als er mit der Absicht, die immer noch nicht gefundenen Nilpferdtümpel zu suchen, eine große Heide durchquerte, sah er auf etwa 1000 m drei Löwen, die dabei waren, ein von ihnen zerrissenes Gnu zu verzehren. Nachdem er seine Büchse ordentlich revidiert und den Gürtel mit Patronen umgeschnallt, ging er auf das friedliche Ensemble los, denn es war keine Chance, bei dem niedrigen Grase und ohne jede Deckung die Löwen anzubirschen. Er hoffte aber, die Tiere würden mit ihrem vielfach gepriesenen Mut aushalten und ihre Mahlzeit gegen einen Angriff verteidigen. Die Löwen hielten bald im Fressen inne und äugten meinen Freund an, der mit ruhigen, aber langen Schritten gerade auf den Schauplatz zuging. Als er sich auf 400 m genähert hatte, machten die drei Löwen einige Sprünge und flüchteten, einen ruhigen Trab ansetzend, die beiden Löwinnen voran, gefolgt von dem männlichen Mitglied der Familie. Kaum aber hatten sie einige hundert Schritte gemacht, da kehrte der Löwe allein um und lief nach seiner Beute zurück, während die beiden Löwinnen bald im hohen Grase verschwunden waren. Bei seinem Gnu angelangt, setzte sich der Löwe breit und den Kopf H. zugewandt neben das Aas hin und verblieb in dieser Stellung, auch als H. sich bis auf 80 Schritt genähert hatte, nur dann und wann mit dem be-

quasteten Schweife hin und her schlagend. Nun kniete H. nieder und schoß mit seiner Kaliber 500-Büchse. Der Löwe überschlug sich und blieb bereits nach dem zweiten Schuß regungslos liegen. Die erste Kugel, eine Hohlkugel, hatte das Herz getroffen, während die zweite durch die Lungen gegangen war und das Rückgrat zerschmettert hatte. Dies ist eine Episode, wie sie sich im Jägerleben nicht interessanter und imposanter gedacht werden kann. Freund H. war natürlich selig, und ich freute mich, daß aus ihm, der vor acht Monaten noch nie ein Stück Wild erlegt hatte, heute bereits ein kaltblütiger Löwenjäger geworden war.

24. September. Heute morgen waren wir um 4 Uhr wieder an dem Löwenbau, ohne jedoch etwas zu Gesicht zu bekommen. Ich hatte ein Zebra in der Nähe der Löwenburg erlegt und dasselbe mit Zweigen bedeckt, um die Aasvögel abzuhalten. Der Löwe kam aber nicht zu dem Zebra, als wir am andern Morgen wiederum um 4 Uhr zur Stelle waren. Statt dessen sah ich fünf Elefanten auf etwa 400 m ganz unerwartet über die Heide wechseln. Es waren zwei große und drei kleine; die Tiere hatten uns aber anscheinend bereits gewittert, denn sie gingen in verschärftem Tempo vor, was der Elefant im allgemeinen nur dann tut, wenn er gestört worden ist. Es hatte nun keinen Zweck, sofort hinter den Riesen herzulaufen, zumal ich, und zwar heute zum ersten Male, die Elefantenbüchse zu Hause gelassen hatte und mit meinen Bleipatronen nichts hätte ausrichten können. Deshalb wurde beschlossen, zunächst zum Lager zurückzukehren, ein kleines Zelt und Proviant für acht Tage mitzunehmen und der Elefantenfährte zu folgen, bis wir die Elefanten eingeholt hätten.

Ich verließ, von Poulin und zehn Negern begleitet, welch letztere alle ganz leicht bepackt waren, um 10 Uhr wieder das Zelt und nahm die Fährte der Elefanten, die in dem verbrannten Grase leicht zu verfolgen war, auf. Die Elefanten machten die unglaublichsten Krümmungen und Umwege in ihrem Marsch, abwechselnd nach Nord, Süd, Ost und West durch das hier zum Teil aus hohem Grase und zum Teil aus dichtem Gebüsch bestehende Land streifend. Die Sonne brannte furchtbar an diesem Tage, und als wir nach dreistündigem, anstrengendem Marsch Halt machten, erklärten die Kaffern, sich eine Stunde ausruhen zu müssen. Wir waren in einem großen Bogen

gegangen und befanden uns nach zurückgelegten 12 km nicht mehr wie 3 km vom Lager, unserm Ausgangspunkte, entfernt.

Da die Neger wirklich ermüdet aussahen nach dem harten Marsche, bei der großen Hitze und unbedingt Wasser zu sich nehmen mußten, schlugen wir den direkten Weg zum alten Lager ein, da hier das uns am nächsten liegende Wasser war, in der Absicht, am Nachmittag zu dieser Stelle zurückzukehren und bis Sonnenuntergang der Fährte weiter zu folgen. Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir sahen, daß der direkte Weg zum Zelt zugleich auch die Elefantenfährte war, die wir geglaubt hatten, verlassen zu müssen? Die Spur war bis gegen 800 Schritt von unsern Zelten leicht verfolgbar. Wir frühstückten schnell und nahmen dann die Fährte wieder auf. Leider war dieselbe aber in dem zehn Fuß hohen Ried und Gras nicht zu verfolgen, und so wurde ich gezwungen, die Elefanten aufzugeben. Es klingt fast unglaublich, daß man der Fährte, die fünf Elefanten gemacht, nicht folgen kann. Ich habe mich aber selbst davon überzeugt; denn man kann sich denken, daß ich sehr gerne eines der großen Tiere, die beide weit sichtbares starkes Elfenbein trugen, erlegt hätte.

Gegen 7 Uhr abends kehrten wir nach zehneinhalbstündigem Marsch ins Zelt zurück, und Poulin, der zwei Jahre in der Fremdenlegion gedient hatte, meinte, es sei der anstrengendste Tag, den er während seiner zehnjährigen Tätigkeit in Afrika zu verzeichnen hatte. Am nächsten Morgen war er zu müde, um ausgehen zu können; so mußte ich wieder allein hinaus, kehrte aber nach vergeblicher Suche nach den Löwen nur mit einem Zierböckchen zurück. H. war für einige Tage mit einem kleinen Zelt hinter einer Büffelherde her gegangen, deshalb verließ auch ich am andern Morgen wieder das Hauptlager, um die Nilpferdtümpel, die in der Gegend vorhanden sein sollten, endlich ausfindig zu machen. Ich marschierte sieben Stunden, bis ich eine kleine Negeransiedlung erreichte, wo ich für einen Tag Lager machte. Auf dem Wege erlegte ich eine Kuhantilope.

Am Abend traf ich mit einem Negerkönig, der auf einer Inspektionsreise das Negerdorf besuchte, in dem ich mich befand, ein Arrangement, wonach er uns zu den Nilpferdtümpeln führen und als Gegenwert für seine Dienste eine wollene Decke im Werte von 8 M. empfangen sollte. Das erste, wonach seine Majestät

frug, war Whisky. Da ich aber nur eine Flasche mit hatte, beschied ich ihn, daß wir nie Whisky, sondern nur Tee tränken. Er gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern bestand darauf, einen Trunk aus einer der auf dem Tische stehenden Flaschen, in denen kalter Tee war, zu erhalten und war dann sehr enttäuscht, als es wirklich

Lichtensteins Kuhantilope (Bubalis lichtensteini *Ptrs.*).

nur dünner Tee war und schnitt die komischsten Grimassen, als er die ihm ganz neue Flüssigkeit verschluckte. Am Abend fragte er wieder nach Whisky; er bedurfte desselben aber gar nicht mehr, denn der König sowohl wie seine beiden schwarzen Minister hatten sich bereits an Palmwein schwer betrunken; dieser Palmwein, der aus dem Saft der Palmenstämme bereitet wird, wirkt, in genügend großen Quantitäten genossen, stark berauschend.

Gegen 9 Uhr abends waren alle Neger des Dorfes und auch meine Träger schwer betrunken, und sie begannen nun ihre Tänze in der Art, daß sie sich alle im Kreise aufstellten, in dessen Mitte einer nach dem andern die unglaublichsten Sprünge machte, während die übrigen im Takte der Musik, die auf einer großen Trommel von Büffelhaut und zwei leeren Kisten gemacht wird, in die Hände klatschten. Diese ohrenbetäubenden Aufführungen dauerten bis gegen 2 Uhr morgens, und ans Schlafen war nicht zu denken. Trotzdem war der König aber zeitig zur Stelle, und ich trat unter seiner Führung den Weg zu seiner Residenz, wo er seinen Harem hatte, an. Bekleidet war unser königlicher Führer mit einem Schurzfell und einem alten, zerrissenen, schwarzen Rock, der, nach seinem Schnitt zu urteilen, einst bessere Zeiten auf den Schultern eines Engländers gesehen hatte. Für mich war dieser Souverän von mehr Wert wie mancher andere; denn er war brauchbar, trug meine Büchse und Jagdtasche, und mehr noch, führte mich am Nachmittag an einen großen Tümpel heran, in dem ich wirklich mehrere Nilpferde sah. Ich schoß auf eines, das den Kopf nur wenige Zentimeter über Wasser hatte, traf es auch, ob an der richtigen Stelle, ist fraglich. Ich schoß auf dieses Nilpferd mit einer soliden Bleikugel Kaliber 500 und bald darauf auf ein zweites mit dem Kaliber 10-Gewehr. Auf diesen zweiten Schuß hin sprang anscheinend aus dem Kopf des Nilpferdes ein kleiner, springbrunnartiger Strahl heraus, und ich glaubte, daß seine Farbe rot und weiß war. Der Neger, der sich im Grase versteckt gehalten hatte, behauptete, ich habe das Tier gut getroffen, und der hervorquellende Strahl sei Blut und Gehirn, also rot und weiß gewesen. Ich schenkte ihm aber nicht allzuviel Glauben und begab mich bald darauf, da ich nunmehr kein Nilpferd mehr sah, zu meinem Zelt, da die andern Tiere sich höchstwahrscheinlich unter Wasser zu einem andern Tümpel geflüchtet hatten.

Das richtige Gewehr für Nilpferde ist das Lee Metford, das 6 mm-Geschoß mit Nickel- oder Stahlkugel, oder auch die 11 mm-Doppelbüchse; kurz, ein kleinkalibriges Gewehr, mit dem man sicher zielen kann. Das Kaliber 10-Kugelgewehr mit einer Stahlkugel tut dieselben Dienste, vielleicht noch besser, der Vorteil des kleinen Kalibers aber gegenüber dem großen ist der bedeutend sicherere Schuß. Das Kaliber 10 ist gut, um die Tiere in den Hals zu schießen, wenn

sie sich hoch genug über dem Wasser zeigen. Das kommt aber nur sehr selten vor; meist zeigen sie sich nur ganz kurze Zeit, aber lange genug, um einen Schuß mit einem kleinkalibrigen Gewehr gut anzubringen, während ein Schnappschuß aus der schweren Donnerbüchse immerhin sehr schwierig ist. Es handelt sich darum, das Gehirn des Tieres zu treffen, und zwar genügt die kleinste Kugel, wenn sie nur wirklich bis zum Gehirn vordringt.

29. September. Heute morgen war ich zeitig auf den Beinen und hatte das große Vergnügen, an der Stelle, wo ich auf das Nil-

Wie ich am Morgen das Nilpferd fand.

pferd mit der schweren Büchse geschossen hatte, ein großes, totes Tier auf dem Wasser schwimmen zu sehen. Nachdem aus Palmenblättern ein starkes Seil konstruiert war, gingen sämtliche zur Verfügung stehende Neger zusammen ins Wasser und erreichten bald schwimmend das 30—40 m vom Lande entfernte Tier; das Wasser ist hier voll von Krokodilen, die einen Neger als Leckerbissen betrachten, weshalb eine Menge Leute zusammen ins Wasser gehen, möglichst viel Skandal machend, um die Krokodile zu verscheuchen. Bald hatten wir das Tier an Land; es war ein mittelgroßes Männchen, sehr gut von Körper, aber nur mit mittelgroßen Zähnen. Ich ließ nun den ganzen

Kopf vom Rumpf trennen und die Füße am Knie abschneiden, um diese Teile als Trophäen mit nach Hause zu nehmen. Die Kugel war genau an der richtigen Stelle zwischen Ohr und Auge ins Gehirn gedrungen und hatte den sofortigen Tod herbeigeführt.

Der Schuß ist ein Glücksschuß zu nennen, den ich vielleicht nie wieder machen kann; denn die Schwere oder besser Klobigkeit der Büchse, das nur 12×7 cm große Ziel, nämlich das Gehirn, bei 50 Schritt Distanz, dazu noch auf dem Wasserspiegel befindlich: unter diesen summierten Umständen ist es selten, daß man ein Flußpferd mit einem Schuß zur Strecke bringt. Von den andern Tieren, auf deren eins ich den ersten Schuß abgegeben, sah ich nichts mehr, sie schienen alle durch die Schüsse verscheucht zu sein.

Die Neger, die das für uns Weiße ungenießbare Fleisch des Flußpferdes seines tranigen Geschmackes wegen besonders lieben, schnitten das große, etwa 1000 kg wiegende Tier in Stücke und brachten diese alle in ihr kleines Dorf, wo der König dann das Material sehr gerecht unter die aus allen Himmelsgegenden herbeigeströmten Untertanen verteilte. Wenn man bedenkt, welchen großen Wert das Fleisch für den armen Neger hat, so ist es bewunderungswürdig, wie friedlich und ruhig die Verteilung vonstatten geht. Ein jeder nimmt das ihm zugedachte Stück ohne Murren in Empfang; es entsteht kein Wortwechsel oder gar Streit unter ihnen, wie das unter gleichen Umständen unter den Weißen sicher der Fall wäre. In der Hinsicht des Teilens zeigen die Neger einen äußerst guten Charakter. Alles, auch der kleinste Bissen wird redlich geteilt. An einem fortgeworfenen Zigarrenende z. B. rauchen alle abwechselnd, bis nichts mehr da ist. Das Fleisch des Nilpferdes wird von den Eingeborenen in lange Stränge geschnitten und in die Bäume zum Trocknen aufgehängt, eine Methode, die einen Aufenthalt in der Nähe dieser Bäume mit Wind für einen Europäer unmöglich macht.

Am folgenden Tage ging ich nicht mehr auf die Nilpferdjagd, um Freund H., dem ich Nachricht geschickt hatte, eine Chance auf dieses Wild zu geben, sondern ging durch den Wald und erlegte auf dem Birschgang eine Kuhantilope und einen Riedbock. Der Riedbock ist eine hier äußerst selten vorkommende Antilope; denn das erlegte Exemplar ist das einzige, das wir auf unsrer ganzen Tour gesehen. Das Renommee, welches dieser Bock hat, nämlich ein

Das Flußpferd wird ans Land gezogen.

äußerst zähes Leben zu haben, fand auch ich bestätigt; denn nach dem Schuß ging er in großen Sätzen ab, und ich glaubte, ihn gefehlt zu haben. Der Zufall, daß ich in der Nähe frühstückte, ließ mich das Wild finden; denn die Aasvögel kreisten hoch in der Luft, und als ich hinzukam, fand ich den kleinen Bock bereits zu Dreiviertel verspeist. Die Kugel war durch ihn durchgeschlagen, und doch war er noch 500 m weit im schwierigen Gelände geflüchtet.

Buschbock (Tragelaphus roualeyni Gord. Cumm. aff.).

Am 6. Oktober trat ich den Rückweg nach dem Hauptzelt an und traf unterwegs H. mit Pollard, dem ich die nötige Auskunft über die Nilpferde gab. Von ihm vernahm ich, was sich inzwischen in unserm Hauptlager zugetragen. Während ich auf der Nilpferdjagd war, hatte H. eine Büffelherde verfolgt, im Lager nur Hassan, den Koch, Jack, den Negerhäuptling, und einen kleinen Jungen zurücklassend. In der Nacht, wo keiner von uns im Lager war, statteten vier Löwen diesem einen Besuch ab, marschierten über Kisten und Kasten und um das große Zelt, in das die armen drei Schwarzen sich geflüchtet hatten. H. hatte Hassan einen Revolver zurückgelassen, dessen fünf Schüsse der brave Koch auf die Tiere abfeuerte, worauf sie das Weite suchten. Wir haben in jeder Nacht, seitdem wir in diesem Lager sind, von

dem aus H. seine zwei Löwen erlegte, Löwen-, Hyänen- und Schakalkonzerte gehabt, die dem müden Jäger viele Stunden seines wohlverdienten Schlafes rauben. Bis ins Lager kommt die Löwengesellschaft, aber natürlich wenn keiner von uns anwesend ist! Wir hätten ganz sicher die Tiere bei dieser Gelegenheit gut beschießen können, denn der Mond war ziemlich klar. Die große Anzahl der Löwen — Freund H. sah neun an einem Tage — erklärt sich wohl daraus, daß die Tiere dem Schützen folgen, da ihnen alle die Tiere, die wir krank schießen und nicht zur Strecke bringen, zur Beute fallen. H. sah die neun Löwen, einen hinter dem andern, über die Heide wechseln. Es gelang ihm jedoch nicht, sie abzuschneiden, da sie ihn bemerkt hatten, und als er auf sie zuging, ihr Tempo verschärften, um bald in wilder Flucht das hohe Gras zu erreichen.

Als wir in das alte Lager kamen, konstatierte ich mit Freuden, daß „England", einer der Negerführer, mit 28 Säcken Reis angelangt war, und daß so die Hungersnot, die zwölf Tage in unserm Lager unter den Negern herrschte, ihr Ende erreicht hatte. Die Neger hatten während dieser Zeit buchstäblich von nichts anderm gelebt wie von dem Wildbret der von uns erlegten Tiere; als Zutat hatten sie nicht einmal Salz, denn auch dieses war uns vor der Zeit ausgegangen. Wir hatten mit einem Portugiesen einen Kontrakt gemacht, wonach er uns 30 Säcke Reis mit seinem Boot den Pungwefluß hinaufführen sollte. Des niedrigen Wasserstandes wegen war er aber schon gleich hinter Fontesvilla, und 140 km von uns entfernt, stecken geblieben, und es dauerte vier Tage, bis uns die Nachricht erreichte. Wir mußten nun unsere Neger nach Fontesvilla schicken, die den Reis in neun Tagen bis zu unserm Lager trugen.

In das Erlegen von Wildbret für die Neger hatten H. und ich uns in der Weise geteilt, daß einen Tag er, den andern ich drei große Tiere, wie Wasserbock oder Gnu, in der Nähe des Lagers erlegten, bevor wir die Birsche begannen. Wir schossen natürlich auch weibliches Wild, kurz, alles, was uns vor die Büchse kam; denn man wollte sich immer möglichst rasch dieser wenig sportsmanischen Pflicht entledigen. Auch unsere Küche muß täglich mit Wild versorgt werden, da man der Konserven bald überdrüssig wird. Wir essen hauptsächlich die Leber und die Nieren der jungen Böcke. Die kleinen Oribis liefern vorzüglichen Braten, und ferner gibt es Flugwild in

Menge, z. B. Perlhühner in großen Ketten, die man des Abends leicht von den Bäumen schießen kann; ferner sind stets wilde Gänse und Enten sowohl wie Feldhühner, Wachteln und Bekassinen zu finden. Meist schießen wir aber nur auf großes Wild, da ein solcher Schuß mehr Quantität liefert, während das häufige Schießen auf kleines Wild das Land zu sehr beunruhigt.

Am 6. Oktober verließ ich das alte Lager wieder und ging zwei Tage an den Pungwefluß, ohne jedoch Löwen oder Büffel anzutreffen. Ins Hauptlager zurückgekehrt, fand ich H. bereits vor, und zwar hatte er kein Nilpferd erlegt an der Stelle, wo ich das meinige fand, dafür aber ein Rhinozeros, ein äußerst großer Zufall. Diese Tiere treten hier nur ganz selten auf; in den letzten zehn Jahren sind, soweit mir bekannt, nur drei erlegt worden, so daß H. von ganz ungewöhnlichem Glück begünstigt zu sein scheint. Er fand das Rhinozeros allein unter einem Baume schlafend; als er sich näherte, ging es hoch, und H. jagte ihm auf 17 Schritt eine Kugel 500-Expreß durch den Leib. Das Tier stürmte voran, brach aber schon nach 40 Schritten, zum zweiten Mal, diesmal aufs Blatt geschossen, zusammen. Eine dieser Kugeln hatte das Herz getroffen, die weiteren vier Schüsse, die H. nun noch der Sicherheit halber aus seiner Lee Metford-Büchse abgab, waren also nicht mehr nötig.

Das afrikanische Rhinozeros hat zwei Hörner, die eins vor dem andern stehen, und von denen das äußerste fast immer das größte ist. Es hat eine einfache Haut ohne Falten im Gegensatz zu seinen indischen Brüdern. Das Fell ist aber immerhin noch dick genug. Es soll noch ein Rhinozeros in der dortigen Gegend sich aufhalten, und ich gedenke mich bald hinter dieses herzumachen. Wir trennten uns deshalb wieder; H. ging nach einer Richtung, wo noch niemand von uns war, während ich mich mit Poulin und einem kleinen Zelt in die Löwengegend begab.

10. Oktober. Heute morgen war ich um 4 Uhr wieder an dem alten Löwenbau, ohne die Bestien zu Gesicht zu bekommen, obgleich sie die ganze Nacht hindurch gebrüllt hatten. Ich hatte nun heute nachmittag das kleine Zelt in unmittelbarer Nähe der Löwenvilla aufgeschlagen, mit der Absicht, bei grauendem Morgen dem Geheul der Tiere zu folgen, um endlich einen Löwen zur Strecke zu bringen. Seit 14 Tagen bereits habe ich alles andere Wild mehr oder weniger

vernachlässigt und alle Chancen auf Löwen wahrgenommen, aber ohne Resultat. Ich habe aber ausgesuchtes Pech und kann trotz aller Mühe und Anstrengung nicht zu Schuß kommen, während H. die Tiere alle in die Büchse laufen. Es ist ein Glück, daß wenigstens einer von uns Anlauf hat, denn mit zwei Löwen, drei Büffeln und einem Rhinozeros, die H. alle zur Strecke gebracht hat, ist die Jagdexpedition schon als sehr erfolgreich zu betrachten.

Letzte Nacht hörten wir nur wenig von den Löwen, und der dreistündige Birschgang am Morgen war resultatlos. Ich wurde es überdrüssig, stets auf demselben Platz zu jagen, und machte mich am Nachmittag auf den Weg, um der Rhinozerosfährte zu folgen, d. h. ich kehrte zu den Negerhütten zurück, in deren Nähe ich das Flußpferd erlegt und wo H. das Rhinozeros zur Strecke gebracht hatte. Um $2^1/_2$ Uhr nachmittags verließ ich das Hauptlager, an der Spitze von 22 Negern marschierend, mit mir selbst und der Welt unzufrieden, da es mit den Löwen nicht voran wollte, und ahnte nicht, daß ich noch am selben Tage, wenn auch nicht reichlich, so doch in ansehnlichem Maße für mein Pech am Morgen und an den vorigen Tagen entschädigt werden sollte.

Wir waren etwa zwei Stunden lang marschiert, als ich mit meinem Glase in einer Entfernung von etwa 1000 m ein großes gelbes Tier sich in dem mittelhohen Grase bewegen sah. Ich gab sofort das Zeichen: Down, worauf alles niederkniete, und der Neger, der meine Büchse trug, zeigte, als er das Tier auch sah, eine sichtbare Aufregung; ich konnte aber sein Kauderwelsch nicht verstehen und machte mich dann, da Poulin weit zurück war, allein auf mit meiner 500-Doppelbüchse, um mich den Tieren — ich sah nun mehrere — zu nähern. Ein kleiner Palmenstrauch bot mir etwas Deckung, um mich in gebückter Haltung und zum Teil auf Händen und Knien durch die Dornen zu schlängeln. Ich trabte so etwa 800 m weit, ungesehen von dem erstrebten Wild, und erreichte bald den Strauch, vollkommen außer Atem natürlich, mit 140 Pulsen pro Minute, nicht vor Aufregung, die ist längst überwunden, nein durch das Laufen bei 40 ° R. in der Sonne. Da ich in diesem Zustande keinen sichern Schuß abgeben konnte, blieb ich einige Minuten liegen, ohne Kenntnis, ob die Tiere noch an demselben Platze waren oder bereits das Weite gesucht hatten, und kroch dann auf den Knien hinter dem Busch hervor, um

zu ſehen, daß ein mächtiges Stück Wild mit ſtarkem Gehörn mich auf 130 m, ganz ſpitz ſtehend, anäugte. In kniender Stellung ſchlug ich ſofort, aber langſam, die Büchſe an, den linken Arm auf das linke Knie ſtützend, eine Stellung, die ich ſtets, wenn möglich, einnehme, da der Schuß ſicherer iſt, fand aber, daß jeder Pulsſchlag Viſier, Korn und Wild aus der Richtung brachte. Ich blieb deshalb einige Minuten in dieſer Stellung, ohne zu drücken, und ließ endlich, auf die Bruſt des Tieres zielend, den linken Lauf fahren. Wenn's gilt, alles durch den erſten Schuß zu gewinnen, ziehe ich den linken Lauf dem rechten, beſonders bei einem ſchweren Kaliber, wie das 500-Expreß, vor, da der Zeigefinger beim Abdrücken des erſten Laufes das Gewehr meiſt etwas aus der Richtung bringt, während beim Abſchießen des linken Laufes die Richtung der Kraft des Zeigefingers lediglich auf die Schulter zu und weniger nach der Seite geht. Das Stück, auf das ich ſchoß, brach zuſammen, und im gleichen Moment ſetzte ein andres in wilder Flucht auf etwa 160 m an mir vorüber. Ich hatte noch eine Kugel im rechten Lauf, die ich auf dieſes abgab, etwa zwei Fuß vor die Bruſt haltend, und zu meinem großen Erſtaunen brach auch dieſes zuſammen, machte ſich aber, offenbar in

Elenantilope (Taurotragus triangularis *Ethr.*), weiblich.

der Hinterpartie gelähmt, wieder auf. Das Wild konnte jedoch nur langsam vorwärtskommen, so daß ich es bald einholte und mit einem Blattschuß zur Strecke brachte. Ich sah nun, daß der erste Schuß, eine solide Bleikugel, beide Hinterläufe am Knie zerschmettert hatte,

Elenantilope (Taurotragus triangularis *Gthr.*), männlich.

und es bewegte sich mit Hilfe der Vorderläufe und der beiden Reste der Hinterläufe vorwärts. Es war nun, wo das eine Stück erlegt war, an der Zeit, sich nach dem andern umzusehen, da ich nicht wußte, ob der erste Schuß wirklich tödlich gewesen war. Ich fand das Wild aber verendet mit einer Kugel, die durch die Gurgel gegangen war und das Rückgrat am Schulterblatt zerschmettert hatte.

Als Poulin nach einer halben Stunde auf den Schauplatz kam, erfuhr ich erst den Namen desselben, Elen, hierzulande ein sehr seltenes Wild, seit sechs Wochen das zweite Mal, daß wir es antreffen, auf das ich coup double gemacht hatte.

Die Elen sind so groß wie ein gutes Pferd und haben gerade aufgerichtete korkenzieherartig geformte Hörner. Ich hatte einen jungen Bock mit kurzen, dicken und eine alte Kuh mit langen, dünnen Hörnern zur Strecke gebracht. Die Decke dieses Wildes, das eine Gesamtlänge von 4 m hat, ist ganz glatt und kurzhaarig und hat einen schönen hellgrauen Ton, der etwas ins Gelblich-graue und Rostrote überläuft. Von allen Antilopen Afrikas stellt der Jäger ihr am meisten nach; denn sie ist die wertvollste ihres Gehörnes und vorzüglichen Wildbrets, sowie ihrer Decke wegen, und da nimmt es nicht wunder, daß dieses herrliche Wild sozusagen schon ausgerottet ist, abgesehen davon, daß die Rinderpest unter ihnen furchtbar aufgeräumt hat.

Nachdem die Köpfe abgeschnitten waren, marschierte ich weiter, erlegte noch ein Hartebeest und verlor ein andres, dem ich nicht folgen konnte, da die Dunkelheit nun rapide hereinbrach. Wir langten um $7^1/_2$ Uhr abends an unserm Ziele an, nachdem wir an diesem Tage seit 4 Uhr morgens auf den Beinen waren und 30 km zum Teil durch hohes Gras und Dornen, was doppelt ermüdet, zurückgelegt hatten. Am nächsten Morgen mußte Poulin im Lager bleiben, um die Decken der Elen zu besorgen, während ich einen kleinen Birschgang machte, auf dem ich einen Oribibock erlegte.

Am Morgen sandte ich zwei Neger aus, um die Rhinozerosfährte ausfindig zu machen. Sie kamen aber am Abend zurück mit der Nachricht, daß sie keinerlei Fährten gefunden hätten. Da diese Leute nun höchst unzuverlässig sind und häufig falsch rapportieren aus Angst vor den wilden Tieren, beschloß ich, mich selbst auf die Fährte zu begeben, um sicher zu sein. Ich ging zunächst, morgens 6 Uhr ausmarschierend, an die Stelle, wo H. sein Rhinozeros erlegt, und fand hier auch eine Fährte, größer wie die des erlegten Tieres. Wir verloren dieselbe aber endgültig im hohen Grase, und ich gab das Rhinozeros auf, zumal einige Tage vorher einige Neger für den portugiesischen Distriktkommandanten eines dieser Tiere erlegt hatten, und die aufgefundene Fährte war unzweifelhaft von diesem Tier und deren

Verfolgung zwecklos. Den portugiesischen Beamten werde ich in Beira sofort dem Gouverneur melden, da er einige couragierte Neger mit Martini- und Manlicher-Gewehren, die für die Polizei bestimmt sind, ausgerüstet hat, mit denen die Kerle auf alles schießen, mit Vorliebe natürlich auf Rhinozeros, Elefanten und Flußpferde und sonstiges großes Wild, deren Köpfe und Häute und andere nutzbaren Teile der Portugiese dann verkauft. Diese Neger haben natürlich keine Jagdscheine und verderben uns, die wir 300 M. für einen Schein bezahlen, die Jagd. Das beste Mittel ist, wenn man solche Neger antrifft, sie zu stellen und ihnen die Gewehre zu konfiszieren oder kaputzuschlagen; denn der Portugiese muß letztere dann aus seiner eigenen Tasche ersetzen, da dieselben zum Inventar der Regierung gehören, und man schädigt ihn so am meisten. Am Abend langte ich nach einem besonders langen Marsch wieder an den Hütten an, wo der König wohnt, und wo ich das Flußpferd erlegt hatte.

Am nächsten Morgen ging ich wieder an den Wassertümpel heran, sah aber nur das Baby-Flußpferd, das seinen kleinen rosa Kopf unbefangen über Wasser haltend, sich augenscheinlich nach seinem armen Vater umsah, den ich vor 14 Tagen erlegt hatte. Der Herr des Hauses, das große Nilpferd, das ich letztes Mal gesehen, war nicht zu sprechen, und ich brach bald auf, um in andern Tümpeln nach Flußpferden zu suchen, fand aber nichts. Dafür erlegte ich einen sehr starken Hartebeestbock mit besonders schönen Hörnern. Am nächsten Tage verließ ich das Gebiet und ging zurück auf meinen alten Birschplatz, nämlich das Löwenlager. Ich hörte in der Nacht nur einen Löwen in der Ferne brüllen, fand aber bei Tagesgrauen auf einem vorsichtig ausgeführten Birschgang keinen zu Hause, obgleich ich am Abend zuvor eine große Antilope als Köder in der Nähe des Löwenheims erlegt hatte. Das Tier war von Hyänen und Schakalen vollständig aufgefressen worden.

Auf dem Heimweg zum Hauptzelt schoß ich einen Buschbock, eine ebenfalls seltene Antilope. Dieser kleine Bock ist von den Negern sehr gefürchtet und soll verwundet wirklich gefährlich sein und zum Unterschied von seinen Rassegenossen den Menschen mit seinen spitzen, kleinen Hörnern annehmen und ihm scheußliche Wunden beibringen. Die Löwen hatten augenscheinlich ihre Wohnung gewechselt, und so beschlossen Hutchinson und ich, das Lager, in dem wir über

vier Wochen gewesen, zu verlassen und langsam den Rückzug anzutreten.

Wir machten am ersten Marschtage 31 km durch schlechtes Terrain und hatten einen äußerst beschwerlichen Marsch bei der großen Hitze. Wir gelangten aber an unser Ziel. Auf dem Wege erlegte ich eine schwere männliche Hyäne. Am folgenden Tage marschierten wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang 30 km, meist dem Uremmafluß folgend, an dessen Ufern während der Mittagszeit sich eine große Anzahl von Krokodilen sonnte. Ich erlegte an diesem Tage zwei, beide mit dem ersten Schuß tödlich treffend. Sie waren beide von einer mittleren Größe, $9^1/_2$ bezw. $7^1/_2$ Fuß messend.

An diesem Tage waren wir zum ersten Male seit Beginn unsrer Jagd gezwungen, einige Neger exemplarisch zu strafen. Auf dem Marsche nämlich war Jack, der Häuptling, mit sechs andern Negern weit zurückgeblieben. Sie hatten unsere Patronen gegen Palmenwein verhandelt und sich schwer betrunken. Als Jack endlich mit vier Stunden Verspätung anlangte, wurde ihm sein Unrecht zunächst vorgehalten; er sah es auch gleich ein, und dann wurde er von uns mit einem Bambusstock und einem Gewehrkolben gehörig bearbeitet. Hätte man einem Europäer eine solche Behandlung zuteil werden lassen, so würde dieser ernste Folgen davongetragen haben. Die Neger können aber doppelte Dosen vertragen. Nachdem Jack genug hatte, wurde er beauftragt, die andern Verbrecher an die Bäume zu binden und ihnen ihre verdienten Prügel zu verabfolgen. Die andern Teufel stellten sich freiwillig in einer Reihe auf, wurden dann an Bäumen angebunden und mit einem langen, schmalen Streifen von Flußpferdhaut, Shambock genannt, bearbeitet. Die Strafe hatte die gewünschte Wirkung; denn am Nachmittage sowohl wie an den darauffolgenden Marschtagen befanden wir uns in vorzüglicher Ordnung und kamen bedeutend schneller vorwärts als zuvor.

17. Oktober. Als wir heute morgen zirka eine Stunde unterwegs waren, fanden wir eine frische Fährte von etwa 20 Büffeln, die ich sofort aufnahm, um endlich eines dieser Tiere zur Strecke zu bringen. Schon nach 10 Minuten fand ich die Herde in dem Flußbette eines kleinen ausgetrockneten Flusses so eng aneinander liegen, daß es schwer war, mit dem Glase einen guten Bullen auszusuchen. Ich birschte mich bis auf 70 Schritt an die Tiere heran und sah nun,

daß der große Bulle, den ich mir zum Ziele gesetzt, mittlerweile hochgeworden war und mir gerade ins Gesicht äugte, vollkommen spitz stehend. Er mußte mich bemerkt haben, und es galt nun, keine Zeit zu verlieren; ich schoß deshalb mit dem Kaliber 500, auf die Brust des Büffels zielend. Des leidigen Pulverdampfes wegen konnte ich den zweiten Schuß erst dann anbringen, nachdem ich aus dem hohen Grase aufgestanden und in das Flußbett gesprungen war. Ich feuerte dann auch noch den ersten Lauf des Kaliber 10-Gewehres ab, und die Herde war verschwunden. Als ich zur Stelle kam, fand ich keinen Büffel, wohl aber zwei starke Schweißfährten vor. Es hieß nun dieser folgen und das angeschweißte Tier zur Strecke bringen — eine Jagd, die von vielen erfahrenen Jägern für die gefährlichste von allen angesehen wird.

Das Terrain, in das die Herde geflüchtet war, bestand aus acht Fuß hohem Gras, einigen Palmensträuchern und Dornen; Gestrüpp, so dicht, daß man nur 5—8 Schritt weit sehen konnte. In diesem Terrain liegt die Gefahr für den Jäger; denn der Büffel hat die Gewohnheit, einige Meter zurückzugehen, etwas seitwärts von der Fährte, auf welcher er kam, um dann den Jäger, der seiner Spur folgt, von der Seite anzufallen, so schnell, daß ein Schuß gar nicht anzubringen ist. Die beiden Schweißfährten trennten sich bald von der Fährte der übrigen Herde, und so nahm ich zunächst eine derselben auf, um bald einen starken Bullen auf 50 Schritt im hohen Grase stehen zu sehen. Ich sah nur die mächtigen Hörner und einen Teil des Kopfes und schoß eine Kugel, etwa einen Fuß tiefer und nach rechts haltend. Der Büffel erhielt die Kugel, machte dann einen Satz und war im hohen Grase verschwunden. Wir folgten ihm weiter. Georg, der einzige Neger von den 80, die wir mitführen, der genug Courage hat, einer Fährte zu folgen, ging voraus, dann kam ich mit dem Kaliber 10-Gewehr, und mir folgte auf 20 Schritt Pollard mit meiner 500-Büchse in der Hand und dem Befehl, nur dann zu schießen, wenn direkte Gefahr vorhanden war.

Nach etwa 15 Minuten sehr langsamen und vorsichtigen Marsches hörte Georg ein Geräusch, ganz in der Nähe in einem Dornenstrauch. Er bückte sich, griff mich in demselben Moment schon beim Arm, auf eine dunkle Stelle im Gestrüpp deutend, machte dann einen großen Satz rückwärts und war wie ein Eichhörnchen hoch oben in einem

Baum, ebenso wie alle andern Neger, die mir gefolgt waren. Ich sah auf etwa 2 m Entfernung sich etwas bewegen, glaubte, der Büffel liege an der Erde und schoß meine Büchse ab. Wie schon zweimal zuvor, gingen die beiden Schüsse des Gewehres zugleich los, und es gab mir, da ich in einer halbgebückten Stellung war, einen solchen Stoß, daß ich rückwärts, über einen Palmenstrauch stolpernd, beinahe zu Fall gekommen wäre. Hätte mich der Büffel jetzt angenommen — er war nur 2 m von mir entfernt — und es wäre Pollard, der zehn Schritte nach links im Anschlag stand, nicht gelungen, das Tier mit einem Schuß zu töten, so standen meine Aktien tief. Ganz gegen alle Regel nahm das Tier aber nicht an, sondern flüchtete. Georg, der viel bessere Augen hat wie ich, erklärte nun, der Büffel habe im Gestrüpp gestanden, und ich hatte so, da ich ihn liegend glaubte, nur zwischen die Läufe desselben geschossen. Pollard riet nun ganz entschieden, dem verwundeten Tiere nicht wieder so nahe zu kommen, da die Gefahr zu groß sei. Der Büffel gab uns aber auch keine Gelegenheit mehr dazu, da wir ihn nicht wieder fanden.

Ich ging nun zu der Stelle des Anschusses zurück und nahm die zweite Fährte auf, nach derselben zu urteilen, auch von einem schweren Bullen herrührend. Dieser hatte nicht den Weg durch das dichte Gestrüpp und Gras eingeschlagen, sondern war in den Wald gelaufen und ließ uns hier wohl zehnmal bis auf 25 Schritt an sich herankommen, um dann wieder einige Sätze zu machen, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekamen. Ich folgte diesem Tier drei Stunden lang bis um 1 Uhr mittags, eine sehr schwierige Jagd bei dem schlechten Terrain, der großen Hitze und mit der schweren Büchse. Dann wurde gefrühstückt, und da ich nun noch vier Stunden Marsches vom Lager entfernt war, konnte ich am Mittag nicht weitersuchen, kehrte aber am nächsten Morgen wieder an die Stelle zurück. Da ich viele Aasvögel kreisen sah, setzte ich mich unter einen Baum, um zu sehen, wo sie niederstoßen würden, in der Hoffnung, so einen toten Büffel zu finden. Die Tiere kreisten aber lange und verschwanden dann. War dies schon eine große Enttäuschung, zwei große Büffel zu verlieren, so hatte der heutige Tag eine noch weit größere für mich in petto, und zwar auf dem Gebiete der Gesundheit.

Zwei Monate hatten sowohl Hutchinson wie ich uns, in diesem

ungesundesten aller Klimas jagend, vollkommen wohl gefühlt, bis mich heute plötzlich das gefürchtete Fieber mit aller Gewalt zu packen bekam. Wie angeflogen, bemächtigte sich meiner eine furchtbare trockene Hitze, und der Rückweg zum Zelt, den ich nach Sonnenuntergang machte, wurde mir recht sauer. Dort angelangt, zeigte mir das Fieberthermometer eine Temperatur von 40° C. Ich hatte also gleich eine gute Dosis erwischt. Ich nahm eine Menge Phenazetin, Chinin und andere Fiebermittel, die wir stets mit uns führten, und brachte so die Temperatur am folgenden Tag auf 39° C. Ich befand mich in einer Lage wie Herkules am Scheidewege. Sollte ich mich sofort nach Fontesvilla tragen lassen, 50 km, und hier die Bahn nach Beira benutzen oder aber abwarten und zusehen, ob das Fieber bald vorüber sein würde und dann meine Löwen und Büffel weiter jagen? Während das erste das gescheiteste war, war das zweite das verlockendste; also blieb ich hier.

20. Oktober. Gestern blieb die Temperatur stets noch über 38° C., heute morgen ist sie aber schon auf 38° gefallen. Eine kleine Besserung ist also da; es fragt sich nur, wie lange wird's dauern, bis ein neuer Anfall sich einstellt, denn von dem Moment an, wo das Fieber einmal im Körper Platz gegriffen, bekommt man es immer wieder in allen Ländern, wo das Malariafieber zu Hause ist. Hier sitze ich nun schon fünf Tage ganz allein; denn H. ist für eine Woche in eine andere Richtung vom Hauptzelt aus aufgebrochen, und Pollard ist den ganzen Tag auf Jagd, Fährten suchend und um Fleisch für die Neger zu schießen. Heute nachmittag entschloß ich mich, den Rückzug anzutreten; denn ich betrachte mich für besiegt von den unsichtbaren Geistern des Sumpffiebers. Aus diesen mache ich mir nichts, aber das Land verlassen müssen, ohne weder einen Löwen noch einen Büffel zur Strecke gebracht zu haben, das ist die größte jagdliche Enttäuschung, die ich je gehabt. Immerhin ist die Ehre unsrer Tour durch H., dem Diana für hiesige Gegend ganz besonders hold gewesen, gerettet. Die vier Neger, die ich ohne Bagage mit mir führte, um die beiden Büffelköpfe zu tragen, die ich im Geiste schon erlegt, tragen nun mich, nachdem ich aus meinem Bett eine Maschila, d. h. eine Tragbahre, konstruiert habe. Es ist hierzulande nichts Außergewöhnliches, daß die Jäger so heimgetragen werden. Die, denen das blüht, sind aber noch lange nicht so schlimm

vom Schicksal geschlagen wie die, welche ein warmes Grab im hohen Grase in diesem bösen Lande gefunden haben.

Am Abend langte ich im Hauptlager an und fand zu meinem größten Erstaunen Freund H., den ich meilenweit fort auf der Elefantenfährte glaubte, hier vor. Er hatte das Lager überhaupt gar nicht verlassen, da auch er sich nicht wohlfühlte. So beschlossen wir denn, sofort den Rückweg anzutreten, um am 28. Oktober das nach Norden fahrende Schiff in Beira zu erreichen. Ich verbrachte eine der schlimmsten Nächte meines Lebens und ließ mich am nächsten Tage von acht Negern die noch restierenden 42 km nach Fontesvilla zurücktragen. Merkwürdigerweise ließ am Abend bereits das Fieber nach, obgleich ich acht Stunden durch die Sonne getragen worden war, und Sonne ist bekanntlich das Allerschlimmste für die Fieberkranken. Ich hatte die furchtbaren Kopf- und Nierenschmerzen, die eine unvermeidliche Zugabe des hiesigen Malariafiebers sind, verloren und fühlte mich wieder vollkommen wohl. Nach einer vorzüglichen Nacht konnte ich am nächsten Morgen seit fünf Tagen zum ersten Male wieder etwas essen, so daß wir, da es H. nun auch wieder gut ging, überlegten, ob wir nicht doch weiter jagen sollten in den Sheringomabergen. Es hatte aber die ganze Nacht stark geregnet; Pollard war schon schwer fieberkrank, und da es der Beginn der Regensaison war und somit nur eine Frage von Tagen, daß ich das Fieber wiederbekommen würde, setzten wir uns auf die Bahn und erreichten nach neunstündiger Fahrt auf einer offenen Lore Beira. Hier wurden, ob unsres guten Jagdresultats, mit den Herren, die wir kannten, einige größere und kleinere Feste gefeiert, mit solch gutem Erfolg, daß von Fieber gar nicht mehr die Rede war.

Nachdem wir alle unsere Trophäen persönlich eingepackt und nach London geschickt, benutzten wir den Dampfer „Kanzler" von der „Deutsch-Ostafrika-Linie", um die Reise nach dem Norden anzutreten. Von Beira aus ging der Kurs zunächst nach Mozambique, der Stadt an der Küste der portugiesischen Kolonien, nach welcher der Name der großen Gesellschaft, die das ganze Land gepachtet hat, nämlich der

„Mozambique Company", gewählt ist. Die Stadt selbst bietet nichts Interessantes; sie ist vielmehr, wie alle von den Portugiesen bewohnten Orte, tot, ohne Leben, ohne Handel und Verkehr.

Der nächste Hafen, den wir berührten, war Majunga auf der Insel Madagaskar, aus der die Franzosen sich vergeblich bemühen eine gute Kolonie zu machen. Majunga ist ein elendes Nest, so daß jeder froh war, als der Dampfer wieder die Anker lichtete und aus dem heißen Hafen ausfuhr, um Nossi-Bé, einen kleinen Hafen, 150 Seemeilen nördlich von Majunga, ebenfalls auf Madagaskar, anzulaufen. So uninteressant Mozambique und Majunga gewesen, so hübsch ist Nossi-Bé gelegen. Der Dampfer fährt in eine große Bucht ein, die rings von hohen grünen Bergen umgeben ist. In einer Ecke versteckt liegt das Örtchen, meist von Negern bewohnt; aber auch einige schöne Kreolen kamen zum Vorschein, die schönsten aller Menschen, ein Volksstamm, den ich in New Orleans so viel zu bewundern Gelegenheit gehabt, und den ich eng in mein Herz geschlossen habe.

Nach zweitägiger Reise fuhr der Dampfer dann in den Hafen von Dar-es-Salâm ein, und ich setzte den Fuß zum ersten Male in einer deutschen Kolonie ans Land. Dar-es-Salâm macht einen recht guten Eindruck. Es ist ja nur eine ganz kleine Niederlassung, ein unbedeutendes Städtchen, aber sehr reinlich, mit guten Straßen und hübschen, weißen Gebäuden. Ein ganz anderes Bild von Leben bietet sich dem Reisenden dagegen bei der Annäherung von Sansibar, das Deutschland in den späten achtziger Jahren gegen Helgoland an England abgetreten hat.

Wir befinden uns hier in einer typisch-orientalischen Stadt von etwa 100000 Einwohnern, die zum guten Teil Indier sind, welche hier Handel treiben in den Produkten der Insel und denen des nahegelegenen Festlandes von Afrika. Die Umgebung von Sansibar ist reizend und erinnert sehr an Ceylon mit seinen tropischen Blumen und Palmen. Von Sansibar geht die Reise wieder zum Festlande, und zwar nach Tanga, ebenfalls in Deutsch-Ostafrika gelegen. Tanga besteht nur aus einigen Häusern, und es wohnen hier nur wenige Europäer. Wenn die Bahn, die heute schon 40 km ins Land fährt, fertig ist, wird Tanga hoffentlich an Bedeutung, die ihm heute noch vollkommen fehlt, gewinnen. Von Tanga fährt der Dampfer direkt

nach Aden, eine achttägige Reise, meist an der Küste entlang, die an einzelnen Stellen, wie z. B. am Kap Guardafui, sehr schön ist.

In Aden verließen wir das Schiff, ich mit der Absicht, eine mehrmonatige Jagdtour in Somaliland zu machen, Freund H., um mir bei den Vorbereitungen hierzu behilflich zu sein; er konnte nicht mitkommen, da seine Familie ihn in Kairo erwartete. Ich wollte das vorzügliche Training, in dem ich mich von der portugiesischen Jagdexpedition her noch befand, ausnützen, um in dem sonnigen Somaliland, wo Löwen und Panther zusammen in ein und demselben Revier leben, mein Heil nochmals auf diese Tiere sowie auf Rhinozerosse zu versuchen. Zu meiner größten Enttäuschung erfuhr ich nun in Aden von den englischen Behörden, daß die Regierung seit acht Monaten keine Erlaubnis mehr erteilt hat zur Jagd, da in Somaliland ein neuer Mahdi einen Aufstand gegen die Engländer ins Leben gerufen und reisende Sportsleute allein nicht sicher genug im Lande verweilen konnten; ferner, daß Aden neuerdings unter dem Vizekönig von Indien und das afrikanische Somaliland mit einem Obersten als Gouverneur, der in Berbera wohnt, unter dem Auswärtigen Amt in London stehe. Ich wollte nichts unversucht lassen und petitionierte an diesen Gouverneur um Erlaubnis zur Ausübung der Jagd, und da eine Antwort zufolge der mangelhaften Schiffsverbindung zwischen Aden und Berbera zehn Tage auf sich warten lassen würde, beschloß ich, diese Zeit anstatt in dem heißen Aden, von dem selbst der nicht verwöhnte Engländer sagt: „its hell on earth", mit H. in Kairo zu verbringen. Nach zweitägigem Aufenthalt in einem miserabeln Hotel benutzten wir den guten P.- and O.-Dampfer „Himalaja" und fuhren nach Suez, um von hier Kairo mit seinem unvergleichlichen „Shepheards Hotel" zu erreichen.

Nach so langer Zeit wieder einmal unter wirklicher Zivilisation zu atmen, in eine Oper zu gehen, einen Ball mitzumachen, kurz, alle die Genüsse durchzukosten, die Kairo zu bieten imstande ist, das war eine Freude. Bald erreichte mich die Nachricht, daß ich in Somaliland nicht jagen könne, und so machte ich denn sofort per Draht Arrangements, um wieder nach Indien, und zwar wiederum in die Zentralprovinzen, zu gehen, wo wir im März die kleine Jagdtour gemacht. Alles klappte nach Wunsch, und die Abschiedsstunde nahte, die Stunde, wo ich mich von meinen treuen Reise-

gefährten und dem lieben Kairo trennen mußte, um beides mit dem verpönten Indien zu vertauschen. Ich erinnere mich nicht seit meiner Schulzeit, wenn die Ferien vorüber und es hieß, den weichen Stuhl zu Hause und den Sattel mit der harten Schulbank zu vertauschen, mich so niedergeschlagen gefühlt zu haben. Endlich, nach wiederholten Anstrengungen, siegte der Jäger mit der Aussicht, einen Bengaltiger zur Strecke zu bringen, in mir, und ich erreichte nach elftägiger, tödlich langweiliger Fahrt am 16. Dezember Bombay.

Neuntes Kapitel.

Auf Tigerjagd in Indien. – Zweite Jagd auf Ceylon.

Dank der gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Ausrüstung einer kleinen Jagdexpedition konnte ich schon zwei Tage nach Ankunft Bombay verlassen, alles Nötige — und diesmal nichts Unnötiges — mit mir führend. Mein engagierter Mann, Mr. Snuggs, derselbe, mit dem H. und ich im Monat März zehn Tage auf Jagd waren, hatte alles vorher arrangiert, so daß wir am Morgen des 20. Dezember bereits Harda verließen, um 17 km landeinwärts unsere Zelte zu finden.

Die kleine Karawane bestand aus fünf zweispännigen Ochsenwagen, siebzehn Indiern, zwei Ponies, einer milchgebenden Kuh mit Kalb, zwei Ziegen, einem Schaf, einem Hund, Mr. Snuggs und mir. Der Weg und die Landschaft waren mir vom letzten Ausflug her noch frisch in der Erinnerung. Wir trafen unterwegs einige kleine Arten Antilopen, und zwar an demselben Platz wie vor acht Monaten, und auch diesmal konnte ich nicht an sie heran, trotz der guten Absicht, etwas für die Feldküche zu erlegen. Nachdem ich am nächsten Morgen die üblichen Salaams mit dem Haupt-Shikari Budsing und den Treibern ausgetauscht, ging's in den Wald, den ich zu meiner Freude bereits heute so weit entlaubt fand, wie er im Monat März gewesen. Es ist in diesem Jahre außergewöhnlich wenig Regen gefallen, die Flüsse sind ausgetrocknet, die Bäume durch den Wassermangel entlaubt, und allenthalben in Indien ist die Hungersnot eingezogen, da kein Getreide gewachsen. Wie ich höre, soll diese Hungersnot die schlimmste des Jahrhunderts sein.

2 km vom Lager entfernt fand ich am Morgen bereits eine frische Tigerfährte. Die vier Treiben brachten aber kein Wild in die Front. Im ersten Treiben nach dem Frühstück, das hier aus Eiern, Sardinen, kaltem Fleisch und Tee und nicht, wie in der Eifel, aus Kaviar, Gänseleber und Sekt besteht — ich hatte vielleicht zehn Minuten angesessen —, sah ich ein Tier langsam, spitz auf mich zukommen. In dem dichten Gebüsch, das aus Bäumen, Sträuchern und etwa zwei Fuß hohem dürren Gras bestand, hielt ich das Tier zunächst für ein großes Schwein; bald ließ mich seine zierliche Gangart auf ein weibliches Stück Rehwild schließen. Sein massiver Körper änderte aber wieder meine Meinung, und ich glaubte, einen Bären vor mir zu haben. Mittlerweile war ich hinter dem Baume, wo ich Posten gefaßt, hervorgetreten, um ein besseres Schußfeld zu haben, und berührte bei dieser Gelegenheit ein trockenes Blatt. Dieses Geräusch ließ das Tier, das ich immer noch nicht mit Sicherheit erkannt, sichern, und nunmehr sah ich, daß vor mir statt einer Sau, Reh oder Bär ein prächtiger Bengaltiger stand. Im Moment, wo ich anschlug, machte der Tiger einen Satz und eine kleine Wendung, um dann breit an mir vorüberzuflüchten. Als ich ihn auf 30 Schritt zwischen zwei Bäumen hatte, eben seine Umrisse durch das dürre Gras sehend, ließ ich fahren. Im Moment, wo ich losdrückte, wußte ich, daß ich zu hoch geschossen. Der Tiger ging nun in großen Sätzen ab, und ich feuerte die zweite Kugel dahin, wo ich das Gras in Bewegung sah. Wenige Sekunden darauf sah ich ihn über den Kamm des Berges, an dessen Abhang ich stand, hinwegsetzen.

Als das Treiben vorüber war, kam ein Indier ganz aus meiner Nähe hergelaufen. Er hatte von einem Baume aus alles beobachtet und behauptete, ich habe den Tiger mit dem zweiten Schuß hoch in der Schulter getroffen; so machte ich mich denn an das Werk, der Fährte zu folgen, die ich bis auf des Berges Rücken genau kannte; dann wußte auch der Indier nichts zu berichten. Ich fand wenig Hilfe bei meinem Zug den Berg hinab, weder der alte Snuggs, dem ich das seines Alters wegen ja auch nicht übelnehmen kann, noch irgendeiner der Schwarzen machte auch nur Miene, mit mir der Fährte zu folgen. Die ganze Bande folgte langsam, 60 Schritt zurückbleibend, während ich bei einer eventuellen Attacke, auf meine gute Büchse bauend, vorsichtig voranging. Als ich nach $1^1/_2$ Stunden

keinen Schweiß fand, gab ich die Suche, zu der ich nicht nur nicht encouragiert, sondern von der ich abgehalten wurde, auf, fest überzeugt, daß der Treiber mir eine Schnurre erzählt mit seinem hohen Blattschuß. Insofern war der Vorfall für mich lehrreich, daß ich sah, ich müßte auch in Zukunft die Nachsuche nach einem verwundeten Tiere allein aufnehmen. Verwundet und verfolgt ist ja unzweifelhaft das wilde Tier sehr gefährlich, aber auch nur dann, wie dieser Vorfall wieder gezeigt; denn der Tiger hatte mich, als er abschwenkte, eräugt, nahm aber trotzdem Reißaus, wie alle andern Tiere des Waldes.

Eigentlich soll man einen verwundeten Tiger nur auf einem Elefanten verfolgen, denn hat das verwundete und wütende Tier sich in das hohe Gras geflüchtet, so hat der Jäger, ihm folgend, verhältnismäßig wenig Chancen bei einer eventuellen Attacke, da der Tiger sich dann meist mit einem Sprung auf seinen Feind wirft, bevor dieser noch die Büchse hat heben können. Den Berg hinab konnte ich wenigstens 20 Schritt weit sehen, denn ich würde Bedenken tragen, einem frisch verwundeten Tiger ins hohe Gras zu folgen. Bei solchen Gelegenheiten ereignen sich die meisten Unglücksfälle auf der Tigerjagd, und da die Kunst nicht darin liegt, aufgefressen zu werden, sondern vielmehr darin, das Tier, ohne selbst Schaden zu nehmen, zur Strecke zu bringen, so ist es meiner Ansicht nach zwecklos, sich zu großen Gefahren auszusetzen resp. seine Chancen, im Kampfe zu gewinnen, allzusehr zu verringern. Trotzdem war ich sehr enttäuscht über den Mut der Indier bei Verfolgung eines vermeintlich verwundeten Tigers; denn selbst unter den auf bedeutend niedrigerer Stufe stehenden Kaffern Südafrikas hatten wir zwei, die sich, an unsere linke Schulter anlehnend oder mit einem Stock über die Schulter wegzeigend, uns die Spur des gesuchten Wildes ausmachten. Wir Europäer können ja nicht ein Zehntel sehen, was solch ein Waldeingeborener sieht, und müssen uns, wenn die Spur nicht ganz deutlich sichtbar ist, vollkommen auf die Schwarzen verlassen; encouragieren will man die Leute auch nicht; denn passiert etwas, so hat man kein reines Gewissen. So habe ich mir denn vorgenommen, den nächsten Tiger auf dem Fleck totzuschießen; dann fallen alle Gefahren für Schwarz und Weiß fort. Meine erste Bekanntschaft mit Felis tigris ist ja nun gemacht, und zwar haben wir uns zu Fuß getroffen, bei

welcher Gelegenheit ich zufrieden war, zu konstatieren, daß die Nerven, auf die der Schütze in solchen Fällen hauptsächlich bauen muß, seit den Jagden in Südafrika noch keinen Abbruch gelitten haben. Bei der Nachsuche nach diesem Tiger kletterte ich auch auf einen Baum, um Umschau zu halten, und überzeugte mich bei dieser Gelegenheit davon, daß man aus einer Höhe von etwa zehn Fuß über der Erde bedeutend bessere Übersicht hat, da das zwei bis drei Fuß hohe Gras dann kein Hindernis mehr bietet.

Mein alter Jagdleiter wollte mich immer schon auf die Madjan, d. i. ein Hochsitz, setzen, da es aber zehn Minuten dauert, bis der Sitz genügend im Baum befestigt ist, und es nie ohne viel Geplapper auf Seiten der Indier abgeht, wollte ich bis jetzt nicht heran. Im nächsten Treiben versuchte ich aber die Madjan zum ersten Male auf Treibjagd und sah nur zu bald die großen Vorzüge derselben. Ein guter Keiler kam, trotzdem er meinen und meiner Zigarre vollen Wind hatte, gerade auf mich zu: eine Kühnheit, die er mit dem Leben büßen mußte. Das Wild, das natürlich in den Bäumen keinen Feind vermutet, kommt anscheinend ganz nahe heran an den Baum, in dem der grüngekleidete Jäger sitzt. Dieser hat Überblick, und er kann rauchen nach Herzenslust, ohne befürchten zu müssen, seiner Schußliste dadurch Abbruch zu tun.

22. Dezember. Heute habe ich in allen vier Treiben in der Madjan gesessen und wieder mit Erfolg. Ein geweihter Samburhirsch trollte ahnungslos an mir vorüber, obwohl er wieder meinen ganzen Wind hatte, und er bot mir einen vorzüglichen Schuß. Über Anlauf kann ich mich bis jetzt wohl nicht beklagen, aber über manches andere. Die Annahme, daß eine Jagd mit Treibern, von deren Sprache man weder ein Wort versteht noch sprechen kann, dazu mit einem 60 Jahre alten Engländer als Manager, der in den 40 Jahren seines Aufenthaltes in Indien buchstäblich von Kopf zu Fuß ausgetrocknet ist, ein Vergnügen ist, beruht auf Irrtum. Zunächst nimmt der Indier nur zwei Mahlzeiten am Tage ein: morgens und abends, und zwar sucht er die Morgenmahlzeit möglichst weit in den Tag hineinzuschieben, da er erstmals am Abend viel gegessen hat und zweitens nicht zu früh am Nachmittag hungrig werden will. So habe ich morgens die größte Last, die Leute auf den Weg zu bringen, um so mehr, da sie dann eine große Mahlzeit genossen und nach derselben,

wie alle Wesen, schläfrig sind; es ist der Verdauungsprozeß. Habe ich sie glücklich im Wald, so muß ich zuerst dem Haupt-Shikari Tag für Tag klarmachen, daß er mit nur einer Büchse in der Front keine 2—3 km langen Treiben mit Erfolg machen kann, ferner, daß das Wild nicht gegen den Wind läuft und endlich, wenn ich ihm von Rückwechsel spreche, wird er so konfus, daß ich wieder von vorn anfangen muß. Endlich geht's los; mit Löwengebrüll gehen die 80—100 Kerle, alle mit Speeren und kleinen Äxten bewaffnet, voran, dann und wann sich hinsetzend, um sich über Gott und alle Welt zu unterhalten, eine Friedenspfeife zu rauchen und dann mit doppeltem Gebrüll wieder aufzuspringen.

Heute habe ich schon einige Fortschritte gemacht mit diesen Treibern auf dem Gebiete des Brüllens. Es ist ihnen erlaubt, im Anfang des Treibens so viel zu schreien wie sie wollen; dann dürfen sie aber nur mit den Stöcken gegen die Bäume schlagen; denn mit dem Höllenlärm, den die Kerle machen, verderben sie natürlich alle nächsten Treiben auf zwei Meilen in der Runde. Habe ich ein Stück Wild erlegt, so ist es noch lange nicht zur Strecke. Die Indier gehören Dutzenden von verschiedenen Sekten an, Casts, die alle verschiedene Religions- und andere Gebräuche haben. So darf der eine z. B. niemals eine Sau auch nur berühren; der andere nur dann, wenn der Hals durchschnitten; der dritte darf sie berühren; dann darf der vierte aber davon nichts essen, und über diesen Erörterungen vergeht eine halbe Stunde, bis sich zwei oder vier Mann gefunden haben, die alle zu einer unparteiischen Sekte gehören, so daß sie alle die Sau oder den Hirsch anfassen und essen dürfen. Ich komme mir dann vor wie ein professioneller Fleischjäger, verliere meine Ruhe und vergreife mich am Nächststehenden wie gestern zum Beispiel; von Afrika her hat man noch guten Schwung im Arm.

Unzweifelhaft aber ist dieses dort so probate Mittel hier ganz unangebracht; die Leute kennen keine körperlichen Strafen; denn während meine tatkräftige Erziehung in Afrika dahin gewirkt hätte, daß alle Leute flott und mit Energie arbeiteten, sah mich dieser arme Teufel wie ein erschrecktes Reh an. Panik herrschte unter den anderen, und des Abends erklärten sie dem alten Snuggs, sich nicht ins Lager zu wagen; denn sie haben große Furcht vor mir. Seitdem ich ihnen ein großes Schwein und einen halben Hirsch zu

essen gegeben, sind wir aber wieder gute Freunde. Dem Gezüchtigten schenkte ich 1 Rupie = 1,20 M., d. i. gleichbedeutend mit acht Tagen Gehalt als Treiber.

Weihnachtsabend. Gestern habe ich den ganzen Tag bei großer Hitze getrieben; es wurde auch viel Wild ausgemacht; leider kam aber kein Stück in die Front. Während des Frühstücks lief ein Sumpfluchs an mir vorüber, den ich dann flüchtig im Hochwald mit der Kugel erlegte, — der einzige Schuß, den ich am Tage hatte. Getrieben wurde womöglich noch schlechter als gestern, so daß ich mich heute entschloß, morgen weiter vorzugehen, zumal da kein Tiger einen der ausgebundenen Büffel, Bodas genannt, getötet hatte, bis zum nächsten Wasser, das 17 km entfernt liegt. Der Wassermangel, so vorteilhaft er ja für die Jagd ist, da das Wild sich eben nur da, wo Wasser vorhanden ist, aufhalten kann, macht mir viel Sorge, da wir im Lager viel Wasser nötig haben für die Ochsen und Ponies, und die kleinen Brunnen, von denen die Indier leben, bald leer sein würden, im Falle ich diese in Anspruch nehme.

Auf dem Birschgang heute nachmittag sah ich eine frische Pantherfährte; auch sonst sind die Aussichten hier nicht schlecht, da ein Tiger vorgestern noch in einem nahegelegenen kleinen Dorfe eine Kuh fortgeschleppt hat. Heute begnügte ich mich wiederum mit einer Wildkatze und den üblichen Vögeln, die täglich für die Küche geschossen werden müssen. Das Weihnachts-Galadiner, das aus ganz unerlaubten Genüssen bestehen soll, habe ich auf morgen abend verschoben, in der Hoffnung, auf Tiger zu Schuß zu kommen, und dann wird doppelt gefeiert. Hätte ich nur einen jungen Mann als Jagdleiter, einen mit etwas mehr Energie als mein 60jähriger Freund Snuggs, dann könnte ich mit den vorzüglichen Ochsen, die andauernd 5—6 km pro Stunde mit schwer beladenem Wagen zurücklegen, und den beiden ausdauernden Ponies ganz Indien durchkreuzen. Der alte Onkel hat aber steife Knie, und wie alle Leute, die lange in Indien gelebt haben, hat auch er sich so an die Langsamkeit der Indier gewöhnt, daß er sie ganz natürlich findet. Die Sonne scheint den Hirnkasten der Weißen, die lange in diesem Lande leben, ganz auszutrocknen; die Energie schmilzt bald; was bleibt da noch von einem Manne übrig! Es heißt aber aushalten; vielleicht ist Christkindchen morgen gnädig und bringt mir einen schönen Tiger vor die Büchse, das einzige

Weihnachtsgeschenk, das ich mir wünsche sowohl wie zu erwarten habe. Ganz in der Nähe soll ein abnorm starker Hirsch stehen, dem ich morgen früh bei Tagesgrauen einen Besuch abzustatten gedenke; hoffen wir, daß der Hirsch keine Ente ist!

26. Dezember. Mit dem erwarteten Weihnachtsgeschenk war es nichts; denn heute ist der zweite Weihnachtstag zur Neige gegangen, und es ist weder etwas zur Strecke gebracht noch beschossen worden. Gestern morgen war ich eine Stunde vor Tagesgrauen in den Bergen; es war bitter kalt. Ich sah auch mindestens ein Dutzend Hirsche, von denen manche sehr schöne Geweihe trugen. Ein rationeller Birschgang ist aber hierzulande ganz unausführbar des trockenen Laubes wegen, das allenthalben die Erde bedeckt, und das hier nicht nur durch die große Hitze am Tage, sondern auch durch das vollkommene Fehlen von nächtlichem Tau viel trockener ist, als ich es irgendwo anders gefunden habe, und so beim Schreiten so viel Geräusch macht, daß alle Tiere schon auf Hunderte von Metern auf den sich nähernden Jäger aufmerksam werden. Die Treiben, die ich hierauf veranstaltete, waren einfach unmöglich. In der Tat habe ich noch nie eine solche Jagd mitgemacht, und ich hoffe, nie wieder eine solche mitzumachen wie gestern und heute. Die fünfzig Treiber bestanden fast ausschließlich aus alten, abgemagerten Männern und minderjährigen Jungen; erstere eigensinnig wie die Maulesel und letztere bemüht, in des Großvaters Fußstapfen zu treten.

Heute hatten wir den Berg, d. h. das Terrain, vorgenommen, in dem erfahrungsgemäß Tiger und Bär wohnen. Zahlreiche Fährten lassen auf Sambur und große Schweine schließen. Das Resultat war aber, daß ich kein Stück Wild zu Gesicht bekam, trotzdem ich meinen alten Freund Snuggs mit unzarter Hand von seinem hohen Roß heruntergehoben und unter die Treiber gesteckt habe. Man denke sich, daß ein Treiben zweieinhalb Stunden dauerte, und zwar von 12—2½ Uhr, und dann war es gar kein Treiben, da die Treiber, wie sie sagten, sich in die entgegengesetzte Richtung von mir hin verlaufen hatten. Während dieser ganzen Zeit saß ich hungrig, wie der nicht erscheinende Bär, auf meiner Anstreicherstellage im Baum, wohl herunter, aber dann nicht weiter könnend, da ich keinen Weg wußte. Die Sonne brannte mit ihrer indischen Berühmtheit auf mein Haupt, und wenn das so weitergeht, so ist es nur eine Frage von

Tagen, daß ich das Fieber wiederbekomme. Wäre ich heute in Südafrika gewesen und hätte statt Indier Kaffern vor mir gehabt, so wäre der Shambock im großen Bogen geschwungen worden. Seit einigen Jahren ist aber die Prügelstrafe verpönt und gesetzlich verboten, — ein Gesetz, das ja vom menschlichen Standpunkt aus sehr schön ist, aber durchaus ungeeignet, um einen Indier erfolgreich zu erziehen oder zu bestrafen.

Man kann sich keinen Begriff machen, wie dumm diese Menschen sind! So habe ich gestern morgen einen von ihnen ausgeschickt, um Eier zu kaufen, ihm 1 Rupie gegeben mit der Weisung, so viel Eier wie möglich mitzubringen, etwa dreißig. Am Abend kam er erst spät zurück und erzählte von der großen Reise, die er gemacht, ohne das Thema Eier auch nur zu berühren. Als ich ihn fragte, wo er den gekauften Artikel denn habe, händigte er mir freudestrahlend den Rupie wieder ein mit der Erklärung, er habe nur 20 Eier finden können, und da habe er gar keine gekauft. Auf Befragen meinte er, auf die Idee, weniger wie 30 Eier zu kaufen und sich das Geld wechseln zu lassen, sei er nicht gekommen. Im Laufe des heutigen Tages, 27. Dezember, stellte sich heraus, daß gestern, als die Treiber zweieinhalb Stunden verloren waren, ein Bär durch die Treiberlinie gegangen war, und daß daraufhin sämtliche Treiber ihm nachgelaufen waren, um ihn mir vor die Büchse zu bringen, ohne dabei zu bedenken, daß das Tier in der entgegengesetzten Richtung von mir lief. Ich halte die Indier, wenigstens die hiesigen Bergbewohner, für die dümmsten Menschen der Welt. Das muß man aber nur keinem Engländer sagen, denn er glaubt, der Indier habe bereits eine große Menge von seiner Intelligenz übernommen. Auch heute habe ich nur einen Sumpfluchs zur Strecke bringen können, ohne einen Schuß auf irgendein andres Stück Wild gehabt zu haben, da sämtliche Treiben durch kopfloses Verhalten der Treiber verdorben waren.

Die einzige Abwechslung, die man auf dem einsamen Stand hat, sind die zahlreichen Affen aller Größen, die zu Hunderten von einem Baum zum andern springen oder auch in großen Lançaden über die Erde setzen. Einer von ihnen sprang heute auf den Baum herauf, in dem meine Madjan befestigt war, und landete dicht neben mir auf dem Sitz. Als der arme Kerl mich erblickte, bekam er einen

solchen Schrecken, daß er sich rücklings zur Erde fallen ließ, um im nächsten Moment auf einem andern Baum zu sitzen, starr vor Erstaunen, was ich wohl sein könnte. Bald rief er laut seine Kollegen heran, buchstäblich nach mir mit der einen Hand zeigend. Es fand eine lange Unterhaltung zwischen ihnen statt, dessen Resultat war, daß sie sich mit lautem Geschnatter auf und davon machten, offenbar im unklaren, ob ich einer von ihnen oder nur ein deformiertes Blatt sei. Auch die Pfauen, anscheinend sehr neugierige Tiere, sind amüsant. So setzte sich einer, kaum 2 m von mir entfernt, in den Baum, mich lange anäugend, bevor er mich als Mensch erkannte, um dann mit lautem Flügelschlag abzustreichen. Man muß natürlich bei solchen Gelegenheiten keine Wimper rühren, sonst ist man gleich erkannt, und die Tiere sind sofort auf und davon.

Heute schreiben wir bereits den 3. Januar des ersten Jahres im neuen Jahrhundert, in das ich hier draußen in meinen Bergen hineingeraten bin, ohne viel davon zu merken. In der Neujahrsnacht — es war gerade 12 Uhr — heulte der Hund besonders laut, hierzu aber nicht durch das Läuten der Neujahrsglocken, sondern durch den Besuch einiger Hyänen im Lager veranlaßt. Am 31. Dezember erlegte ich einen geweihten Sambur, und ein Tiger kam bis auf 30 Schritt an meinen Stand, jedoch ohne daß ich ihn sehen konnte. Er blieb längere Zeit unter dem Baume stehen, auf dem der alte Shikari Butsing Platz genommen, und nahm dann seinen Kurs in der entgegengesetzten Richtung von mir. Wir hatten das Tier bereits in dem Treiben, das diesem vorausging, avisiert bekommen, da die Affen einen Höllenlärm machten, ein ganz untrügliches Zeichen, daß Tiger und Panther ganz in der Nähe waren. Die Affen sind die Polizisten des Waldes. Sobald die klugen Tiere die Gefahr für sie alle im Anzug sehen, springen sie, laut Vorsicht rufend, von einem Baum zum andern, um ihre Kollegen, die noch zu ebener Erde sein sollten und alle die andern Tiere des Waldes vor der Gefahr, überfallen zu werden, zu warnen. Bei dem Schuß auf den Hirsch kam zum ersten Male der große Nachteil des Sitzens in einer Madjan zur Geltung, nämlich der, daß man in seiner Bewegung äußerst behindert ist, nach rechts zu schießen. Der Hirsch kam in voller Fahrt heran, auf zehn Schritt bei mir vorbeiflüchtend, ohne daß ich hätte schießen können. Ich mußte mich zunächst auf meiner

Madjan vollkommen herumdrehen, d. h. die Beine auf die andere Seite bringen. Dieſe Prozedur ſollte in dieſem Falle mein Glück ſein, denn der Hirſch blieb neugierig ſtehen, nicht wiſſend, was das

Samburhirſch (Rusa leschenaulti *Cur.*).

Manöver in dem Baum bedeute, um dann, als er mich erkannt hatte, in großen Sätzen das Weite zu ſuchen. Die Kugel aber, die ich ihm nachſandte, war tödlich. Tags darauf fehlte ich aus dem Grunde, daß ich mich nicht raſch genug herumdrehen konnte, eine

Hyäne und einen Keiler — da diese Tiere nicht so dumm waren, meinen Positionswechsel zu beobachten. So sank denn die Madjan tief in meiner Achtung; doch wir werden noch mehr davon hören.

Der Neujahrsmorgen fand mich um 7 Uhr im Wald. Im ersten Treiben schoß ich einen guten Keiler, den ich mir aus einem daherstürmenden Rudel von etwa 40 Sauen aussuchte. Der Keiler ging nach dem Schuß weiter. Ich hörte aber, daß er fiel und, in den letzten Zügen liegend, mit den Läufen das dürre Laub drosch. Zugleich hörte ich auch, und zwar längere Zeit, eine Art keuchenden Tones, und ich hielt dies, obgleich ich es nie zuvor von einer Sau vernahm, für die letzten Atemzüge des verendenden Keilers. Als das Treiben vorüber war, wurde ich aber von dem aufgeregt herbeieilenden Shikari eines besseren belehrt, nämlich, daß die Sau tot und die eigentümlichen Töne von zwei sich lockenden Bären, die durch meinen Schuß erschreckt worden waren, herrührten. Beim Sammelplatz angelangt, fand ich die Treiber zum größten Teil ob dieses Bärenkonzertes wie die Krammetsvögel in den Bäumen sitzend und nahm deshalb den Vorschlag des Shikaris, die Bären zu treiben, nicht an; denn wenn die Leute schon jetzt in meiner und meiner Gewehre Nähe in den Bäumen saßen, da war wenig Aussicht vorhanden, daß sie mir die Tiere zutreiben würden. So beschloß ich denn, begleitet von dem Haupt-Shikari, Meister Petz und Frau Gemahlin persönlich einen Neujahrsbesuch abzustatten. Wir gingen sehr vorsichtig, ich voraus und der Indier hinter mir mit zwei Speeren bewaffnet, auf den Laut, den die Bären noch immer erschallen ließen, zu. Es war aber, wie gewöhnlich, des geräuschvollen, trockenen Laubes wegen sehr schwer vorwärts zu kommen. Bald hörten wir einen Bären laut nach links abgehen, und ich lief zurück, einem sandigen Fußpfad folgend, auf dem man geräuschloser vorankommen konnte, und zwar mit Erfolg. Ich sah bald eine schwarze Masse durch das zwei Fuß hohe Gras spitz auf mich zukommen. Es war ein Bär, und ich ließ aus kniender Stellung eine Kugel 500 Expreß fahren. Der Bär, der augenscheinlich nicht wußte, woher die Kugel kam, machte eine scharfe Wendung nach links, lief den Berg hinab und war bald aus meinen Augen verschwunden. Ich stürmte nun hinter ihm her, um die zweite Kugel abzugeben, sah ihn aber nicht eher,

als bis das Tier, nachdem es den Berg hinab und durch das Tal gelaufen, auf der andern Seite wieder den Berg hinauflief, und zwar jetzt breit. Ich zielte gut und ruhig und brachte das Tier mit der nächsten Kugel ins Rollen den Berg hinab. In seine Nähe gelangt und meiner Beute ganz sicher, gab ich keinen weiteren Schuß ab, in der Hoffnung, der Bär würde, der Gewohnheit seiner Rasse gemäß, laut klagen, um dann den alten Bären, herangelockt durch seines Sohnes Leid, auch zu erlegen; denn ich sah nun, daß dieser Bär ein ganz junges Tier war. Er war aber tapfer und verschied ohne Murren. Mittlerweile benachrichtigte mich der Shikari, daß der alte Bär davongelaufen, und veranlaßte mich, dem kleinen Bären den Fangschuß zu geben, was ich dann auch tat, mir zum Ziel das Rückgrat aussuchend: der sicherste Schuß, um wilde Tiere kampfunfähig zu machen.

Das war Neujahrsmorgen, mit dem ich zufrieden sein konnte. Abends um 5 Uhr saß ich über einem toten Büffel, der in der Nacht zuvor entweder von einem großen Panther oder mittleren Tiger getötet und zum Teil verzehrt worden war, in einer gut gebauten Madjan, in der Hoffnung, das Tier würde heute zu seinem Raube zurückkehren, bevor es dunkel würde, denn einen Mond gab's nicht. Ich hatte etwa eine Stunde in dem Baume gesessen, als ich auf dem Wege, der in gerader Richtung von meiner Madjan lief, ein großes Rudel Sauen langsam sich nähern sah; da plötzlich ergriffen die drei Sauenfamilien — denn daraus bestand das Rudel — die Flucht und kamen in schnellster Gangart den Weg herab auf mich zu. Unter meinem Baume machten sie Halt, und es war possierlich, zu sehen, wie die alten Sauen mit hoher Nase sicherten; denn sie bekamen wahrscheinlich etwas Wind von mir, und ferner stimmte weiter zurück, wo die Tiere herkamen, irgend etwas nicht. Nach einiger Zeit machten sie sich, den Kopf schüttelnd, auf und davon, bald aus meinem Gesichtskreise verschwindend. Was die Sauen veranlaßt hatte, den Weg so stürmisch herabzukommen, wußte ich nicht; es mußte aber irgendein Feind sein, entweder Menschen oder — und das war mit Bestimmtheit anzunehmen, da erstere nicht erschienen — ein wildes Tier. Als die Staubwolke, welche die Sauen hinterlassen, sich gelegt, sah ich denselben Weg, den das Rudel gekommen, ein Tier langsam auf mich zuschreiten. Auf etwa 80 Schritt blieb es stehen, Minuten lang

unbeweglich nach mir blickend. Es war bereits so dunkel, daß ich nicht sehen konnte, was für ein Tier es war, war aber überzeugt, einen Tiger oder Panther vor mir zu haben, der zu dem toten Büffel kam, und wurde meiner Sache ganz sicher, als der Räuber, eine Wendung machend, ins Dickicht sprang. Ich rührte mich keinen Millimeter breit und hielt nur das auf 20 Schritt vor mir liegende Aas fest im Auge. Die Büchse konnte ich leider nicht auflegen und in die Richtung des toten Büffels bringen, da die Äste nicht stark genug waren, das schwere Gewehr zu balancieren. So mußte ich es denn auf den Knien halten. Es wurde rapide dunkel, und meine Chance, das Tier zu treffen, sei es Tiger oder Panther, wenn es kommen sollte, wurde mit jeder Sekunde kleiner. Vom Visier war kaum mehr etwas zu sehen, und auch kein Mond da, um den Lauf zu beleuchten. Ich dachte gerade darüber nach, daß hier der amerikanische „Jack", wie ich ihn in den Adirondacks benutzt, ein ganz kapitales Instrument sein würde, als vor mir und dicht an dem toten Büffel ein Tier mit langem Schweif erschien, stehen blieb und starr nach meiner Madjan heraufblickte. So dunkel war es jetzt, daß ich selbst auf diese kurze Entfernung außerstande war, zu konstatieren, ob es Panther oder Tiger war; ich glaube aber letzteres. Das spielte ja aber keine Rolle, wenn es nur zur Strecke kam. Es mußten wohl 3—4 Minuten vergangen sein, daß das Tier starr nach mir heraufäugte, offenbar nichts Gutes witternd, da die Madjan, in einen kahlen Baum gebaut, am Abend vorher nicht da war, und doch war das Tier neugierig genug, mich so lange zu beobachten. Mein Plan war, ruhig zu bleiben und zu warten, bis das Tier seine Mahlzeit begonnen, um dann einen besseren Schuß zu haben. Da plötzlich drehte der Räuber sich um und wandte sich zum Fortgehen nach derselben Richtung, aus der er gekommen. Nunmehr stand ich in der Madjan auf — eine Bewegung, die das Tier stillstehen ließ, mir seine ganze Breite zeigend, und ich begann mit vollkommener Ruhe zu zielen, soweit davon die Rede sein konnte, da kaum etwas von der Büchse sichtbar war. Mit dem Gedanken: nicht zu hoch, ließ ich fahren; dann sah ich das Tier im hohen Grase verschwinden und vor mir eine kleine dichte Staubwolke, da, wo die Kugel in den Boden geschlagen. Da es eine hohle Kugel war und diese, einmal im Körper, selten wieder ausschlägt, konnte ich davon überzeugt sein,

daß ich zu tief geschossen, und zwar genau zwischen die Läufe, wie eine Inspektion des Platzes mir am nächsten Morgen zeigte.

So viel Glück wie ich am 1., so wenig sollte ich am 2. Januar haben, und zwar aus dem Grunde, weil die Madjan nicht, wie ich zuerst geglaubt, ohne Fehler ist. Man hatte meine Sitzbank an diesem Nachmittage in dem einzigen Baum aufgehängt, der stark genug dazu war, sie zu tragen. Aber dieser entsprach in Wirklichkeit nicht seinem Zweck, meinen Schuß zu erleichtern; denn eines der Madjanseile mußte an einen Ast befestigt werden, der gerade in der Mitte vor mir stand. Um freie Bewegung nach beiden Seiten zu haben, setzte ich mich so, daß ich ein Bein auf der rechten und eins auf der linken Seite des Baumstammes hatte, und hielt dann die Büchse auf der rechten Seite, um bald die böse Erfahrung zu machen, daß ich eine schnell aus dem Treiben kommende Hyäne auf der linken Seite gar nicht beschießen konnte, da sie weder auf Flöten noch Räuspern reagierte. Degoutiert mit dem Sitzen auf dem Baum, kroch ich hinunter, nur um mich unten zu überzeugen, daß ich des leidigen hohen Grases wegen gar nichts sehen konnte. So ging's wieder den Baum hinauf, und da ich, nach dem Kurs der Hyäne zu schließen, glaubte, die Tiere kämen zu meiner Linken heraus, legte ich die Büchse auch nach links, um gleich darauf ganz rechts einen Panther aus dem Dickicht hervortreten und an mir vorbeiziehen zu sehen. Bevor ich ans Schießen denken konnte, mußten Beine und Büchse wieder nach rechts gebracht werden — ein Manöver, das mir die Mühe ersparte, den Panther auf mich aufmerksam zu machen; denn er stand auf 20 Schritt vor mir in seiner ganzen Pracht und ließ mir, selbst als ich in der richtigen Position zum Schuß war, Zeit genug zum Zielen. Im Moment jedoch, wo ich schießen wollte, erwarb sich das Tier durch einen kleinen Schritt vorwärts einen sozusagen kugelsicheren Platz, nämlich ein kreuz und quer durcheinanderliegendes Dickicht von Bambusrohr. Hinter diesen dem Jäger hier nur zu wohlbekannten langen, dünnen Stämmen war das Ziel meiner Hoffnungen, und ich ließ endlich zwischen zwei vielleicht 7 oder 8 cm voneinander entfernten Stöcken die Kugel fahren, ohne anscheinend den Panther auch nur zu streifen, da das Geschoß, auf das harte Rohr auffschlagend, die Richtung verlor und wer weiß wohin ging. Der Panther machte einen großen Satz, um dann wieder stillzustehen, nun auf 28 Schritt — noch einen

Fuß, und er war ganz verschwunden hinter dichtem Gestrüpp. So schoß ich denn zum zweiten Male, mit welchem Erfolge, kann ich nicht sagen; nun im höchsten Maße irritiert, lief er langsam voran, und zwar gerade auf meinen alten Shikari zu, dessen Beine aber noch gut genug waren, ihn beizeiten auf einen Baum zu bringen. Der Panther blieb mehrere Minuten unter diesem Baum stehen und trollte dann langsam ab.

Wie ich von dem glaubwürdigen Butsing dann nach dem Treiben erfuhr, hatte der Panther so viel gefressen (ein Umstand, den man bei allen aasfressenden Tieren findet), daß er sich kaum fortbewegen konnte, und so war die beste Aussicht vorhanden, ihn in einem der nächsten Treiben wieder vorzubekommen. Im nächsten schon war dies der Fall; doch kam das Tier leider nicht zu mir, der einzigen Büchse. Zum folgenden Treiben gab ich dem Shikari Lazarus meinen Drilling, da er den Treibern, die natürlich Furcht hatten, 50 Schritt vorangehen mußte, um sie zum Vorgehen zu bewegen. Während des Treibens hörte ich deutlich vor mir den schleichenden Gang des genudelten Panthers im trockenen Laub und war auf meiner Hut, diesmal zu Fuß und nicht in dem hindernden Baum, als plötzlich ein Schuß krachte und das Tier vor mir, das, wie ich nachher an der Fährte konstatierte, wirklich der Panther war, eine scharfe Wendung machte und den Berg hinabsetzte. Der elende Shikari hatte mit Schrot auf einen ganz minderwertigen Hirsch geschossen, so meine Pantherjagd verdorben und mehr noch, auch meinen Drilling; denn dieser hatte bei der darauffolgenden Auseinandersetzung eine böse Beule und eine Lockerung im Schaftansatz. Wann werde ich endlich lernen, daß Kaffern und Indierschädel nur mit Bambusrohr und nicht mit Flinten bearbeitet werden können!

5. Januar. Gestern erlegte ich mit einer Kugel einen schweren Nilgaibullen, die größte aller in Indien vorkommenden Antilopenarten. Die Bullen sind blaugrau gefärbt, während die weiblichen Nilgai ganz braun sind. Ein guter Bulle ist 1,60 m hoch und wiegt 6—700 Pfund. Um so merkwürdiger ist es, daß er nur ganz kurze Hörner besitzt, die eine Länge von 20—25 cm nie überschreiten. Während diese Wildart in Indien im allgemeinen ziemlich selten ist, kommt sie gerade in diesem Teil der Zentralprovinzen häufig vor, und ich hoffe, noch einen größeren wie den zur Strecke gebrachten zu erlegen.

6. Januar. Soeben fährt der Ochſenwagen, der die beiden kapitalen Hirſche, die ich heute erlegte, hereinbringt, ins Lager ein, zwei Köpfe, mit denen ich für heute zufrieden ſein kann. Im dritten Treiben ſah ich den erſten durch den Buchenwald trollen, indem er allenthalben mit ſeinem weitgeſpreizten Geweih an die Bäume ſchlug,

Nilgai (Boselaphus tragocamelus *Pall.*).

das dem Jäger wohlbekannte Geräuſch verurſachend. Da die Bäume alle ziemlich nahe zuſammenſtanden, mußte ich verſuchen, den Hirſch zum Stehen zu bringen, um mir ein ſolch herrliches Geweih zu ſichern. Als er auf 60 Schritt mir in ſeinem Kurs am nächſten war, rief ich ihn an, und er blieb wirklich ſtehen, um ſchon nach dem erſten Schuß im Feuer zuſammenzubrechen. Es iſt dies das ſtärkſte Sechſer-Geweih,

das ich je gesehen. Leider ist an den beiden Stangen je ein Ende abgebrochen; die Stangen selbst sind aber außerordentlich massiv.

Auf dem Wege zu meinem nächsten Stande sprang ein guter, geweihter Sambur vor mir aus dem Gebüsch und suchte in großen Sätzen das Weite, einen Halbkreis an dem Berg beschreibend, an dessen Fuß ich stand. Ich schoß, ohne viel Hoffnung auf Erfolg, traf das Tier aber gut an der Hinterpartie, denn der Hirsch verlangsamte bedeutend seinen Lauf. Da er aus dem Treiben herausging, ließ ich ihn in Frieden, um später die Nachsuche zu halten. Diese führte mich zwei Stunden, der Schweißspur folgend, durch sehr schwieriges Terrain, bis endlich mein Shikari den Hirsch auf 300 Schritt in einer großen Lichtung, die mit vier Fuß hohem Gras bewachsen war, ausmachte. Ich setzte mich nun in Trab, gewann aber wenig Terrain und beschloß, auf 180 Schritt heran, lieber jetzt einen Schuß zu versuchen, als in dem bösen Terrain durch Anstrengungen und Hitze meinen Pulsschlag so zu erhöhen, daß der Schuß unsicher würde. Ich drückte ab mit dem Gedanken: könnte ich nur das Rückgrat treffen, es würde dem Hirsch viel Pein und mir eine lange, saure Suche ersparen, und — der Gedanke wurde zur Tat: der Hirsch brach mit zerschmettertem Rückgrat zusammen.

9. Januar. Wiederum hatte ich drei Tage lang nicht einen einzigen Schuß. Von den sechs jungen Büffeln, die ich als Bodas mitgenommen, sind nun fünf tot, und zwar drei von Tigern und Panthern gerissen und zwei vergiftet. Einige nichtsnutzige Indier haben die Büffel auf eine ganz brutale Weise vergiftet, indem sie einen mit Gift getränkten Lappen vermittelst eines Stockes in den After der Tiere einführten. An der daraus entstehenden Entzündung gingen die Tiere auf klägliche Weise ein. Wenn ich einen dieser Kerle attrappieren sollte, dann wird Schrot gebraucht.

In den beiden letzten Madjans, in denen ich einige Stunden über den in der vorigen Nacht getöteten Büffeln zubrachte, sah ich kein Tier sich dem Kadaver nähern. Beide waren fast ganz von den Raubtieren verzehrt, und zwar, nach den unzähligen Spuren zu schließen, hauptsächlich von den Hyänen, die sich über die Reste der Tigermahlzeit hermachen, wenn dieser in der Nähe mit schwer beladenem Magen seine Siesta hält. Stundenlang in der Madjan, selbst auf einer mit Kissen bedeckten Kiste zu sitzen und zudem noch ohne

Resultat, ist harte Arbeit. Nach Sonnenuntergang wird es empfindlich kalt, und ich habe mir den schönsten Schnupfen geholt.

Heute erlegte ich wiederum einen guten, geweihten Hirsch, nachdem ich zuvor einen schweren Keiler angeschweißt und der Fährte den ganzen Morgen gefolgt war, jedoch ohne Hund, auch ohne Resultat. Der Hirsch hat ein schönes Geweih, leider aber eines der Enden abgebrochen, auch hat er, wie der große, den ich am 5. erlegte, keine Grandeln, was ich bald auf das Alter der Tiere zu schieben gewillt bin; denn die schwächeren drei hatten verhältnismäßig gute Grandeln. Nachdem ich nun 19 Tage mehr oder weniger stets in demselben Terrain gejagt, habe ich heute morgen meinen alten Freund Snuggs ausgeschickt, um ausfindig zu machen, wo Tiger letzthin gesehen oder Vieh von Tigern gerissen wurde; denn das Hirschschießen ist ja schön, ich bin aber hier, um einen Königstiger zu erlegen, und gewillt, so lange auszuhalten, bis es mir gelungen. Seit ich zwei indische, Englisch sprechende Shikari habe, mit denen ich mich ganz gut zurechtfinde, nehme ich den alten Snuggs nicht mehr mit in den Wald, habe ihm vielmehr den schwierigen Posten übertragen, jeden Morgen zu allen Bodas zu reiten, um zu konstatieren, ob sie noch leben oder tot sind, und im letzteren Falle eine Madjan zu bauen. Die beiden Shikari Lazarus und Franzis verstehen von der Jagd so gut wie nichts, sind feige wie die Sünde; dafür sprechen sie aber leidlich gut Englisch, und ich benutze sie als Dolmetscher, indem ich den einen mit meinen Orders mit den Treibern schicke und den andern bei mir behalte resp. einige hundert Schritte von mir in einen Baum setze. Wenn es nicht des leidigen Grases wegen wäre, würde ich das Baumklettern längst aufgegeben haben; denn zu ebener Erde hat man bedeutend mehr Schußfreiheit, während auf der andern Seite wieder die Madjan die unverkennbaren Vorzüge hat, eine bessere Aussicht zu bieten.

Wenn ich heute, am 12. Januar, den Bleistift ergreife, um weiter über Erlebtes Bericht zu erstatten, so geschieht es mit Vergnügen; denn ich habe von fünf Tieren zu erzählen, die alle wert sind, in meine Kollektion von Trophäen eingereiht zu werden. Vorgestern erlegte ich in drei aufeinanderfolgenden Treiben zwei grobe Keiler und einen Nilgaibullen, alles beschossene Wild an diesem Tage zur Strecke bringend. Als die Tiere am Abend auf der Reihe

vor dem Zelte lagen, ca. 1500 Pfund Fleisch repräsentierend, konnte ich mit dem Tagewerk zufrieden sein. In dieser Nacht wurde eine der ausgebundenen Bodas getötet, und zwar, wie es hieß, von einem großen Tiger, da der Büffel mehrere Zoll große Löcher am Halse von den Bissen des Räubers aufwies. Ich entschloß mich nun, in der folgenden Nacht von abends 5 bis morgens 3 Uhr in der Madjan zu sitzen, d. h. so lange dort auszuhalten, bis der Tiger zu seinem Opfer kommen würde. Es war beinahe Vollmond jetzt, und ich mußte nunmehr alle meine Chancen wahrnehmen. Ich war lange unschlüssig, ob ich den Tag über zu Hause, d. h. im Zelte, bleiben sollte, um in der Nacht nicht müde zu sein, oder ob ich den Versuch machen sollte, einen großen Bären, dessen Spur ich tags zuvor gesehen, aus dem Dickicht zu treiben. Da die wenigsten Bären aber vom Zelt aus, auf der Haut dieser Tiere liegend, erlegt werden, entschloß ich mich zu letzterem, und ich sollte für meinen Fleiß reichlich belohnt werden.

Nachdem Mr. Snuggs, der, von einer Rekognoszierungstour ohne befriedigende Nachricht zurückgekehrt, mir prophezeit hatte, daß die Zeit, den Bären zu treiben, zu kurz und daß ich in der Nacht auf meiner Madjan einschlafen und den Tiger nicht sehen würde, wenn ich die strapaziöse Tour auf den Bärenberg unternähme, zog ich mit meinen Treibern aus. Im zweiten Treiben — ich saß auf meiner 14 Fuß hohen Madjan und konnte das hohe Gras vorzüglich überblicken — hörte ich ein Tier langsamen Schrittes sich mir nähern, und ich hielt mein Auge, im Anschlag sitzend, fest nach vorn gerichtet, als ich plötzlich etwas Schwarzes sich von hinten her zu meiner Linken bewegen sah. Da das Tier in diesem Moment stehen blieb, wagte ich nicht, meinen Kopf zu bewegen, wartete vielmehr nach guter Jägerregel, bis das Tier seinen Gang wieder aufgenommen hatte, und nun sah ich, daß ich einen schönen schwarzen Bären auf 25 Schritt vor mir hatte. Der Bär nahm mich gar nicht wahr, schlug vielmehr die Richtung meines Baumes ein und blieb auf 20 Schritt hinter einem Bambusstrauch, den Kopf von mir abgewendet, offenbar auf die sich nähernden Treiber lauschend, stehen. Der Schuß krachte: der Bär brach zusammen und machte nicht eine einzige Bewegung mehr. Es ist ein besonders schönes Exemplar, sechs Fuß lang; pechschwarz ist das Haar seiner Decke, und auf dem Rücken ist der Pelz 25 cm

lang. Ich kehrte nun mit meiner Beute ins Lager zurück, wo „Petz“ photographiert wurde, und machte mich dann auf den Weg zu meiner Madjan, die ich nach 1½ stündigem Ritt erreichte.

Decke vom Lippenbär (Melursus ursinus *Shaw.*).

Etwa 30 Fuß über der Erde und etwa 20 m Luftlinie von der Boda entfernt, war es ein trefflicher Sitz im Grünen, unbemerkbar von allem, was da kreucht und fleucht, erbaut. Um 5 Uhr 20 Minuten war ich oben fertig installiert. Ich hatte einen Jagdmantel und eine

dicke wollene Jacke mitgenommen, konnte mich aber nicht entschließen, letztere anzuziehen, da es noch sehr warm war und ich in dem Mantel schon genug transpirierte. Bald kamen zwei Wildkatzen an den unter mir liegenden und zum Teil aufgefressenen Büffel heran. Sie gingen langsam und vorsichtig lange um das Aas herum, beschlossen aber nach langer Zeit, keine Mahlzeit zu sich zu nehmen, zweifelsohne aus Respekt vor dem Tiger oder Panther, dem dies als Eigentum gehört, und der sie beim Diebstahl attrappieren und bestrafen könnte. Es war reizend, zu sehen, wie sie trübe gestimmt und hungrig abzogen, manchmal stehen bleibend, um einen letzten sehnsuchtsvollen Blick nach den herrlichen Genüssen zu werfen. Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden, der Mond stand gerade über mir und hatte die Beleuchtung der Landschaft übernommen, vorzügliches Licht auf meine Büchse werfend, an der ich vermittelst eines kleinen Stückchens Watte ein weißes Korn angebracht hatte. Gegen $8^1/_2$ Uhr erschien eine Hyäne auf dem Schauplatz, riß schnell einen Hinterschenkel des Büffels ab und kam dann unter meine Madjan, um den Raub zu verzehren. Ich konnte das Tier durch die Barren meines Sitzes genau sehen, und es war ein Vergnügen, zu hören, wie die Bestie die dicken Knochen des starken Ochsen mit ihrem herrlichen Gebiß zermalmte. Ich hätte das Tier leicht schießen können; aber mein Sinn stand nach dem Tiger, der ja doch kommen mußte. Mittlerweile wurde es kälter und kälter, und lüsternen Blickes betrachtete ich die wollene Jacke, die neben mir lag, und den Teller mit kaltem Hahn und Samburbrötchen; doch wagte ich nicht, die eine anzuziehen noch das andere zu verzehren, aus Furcht, Geräusch zu machen und den Tiger bei seiner Ankunft zu stören. Um 11 Uhr bekam ich einen heftigen Schüttelfrost und beschloß, Tiger oder nicht Tiger, einen tiefen Blick in meine Kognakflasche zu tun, und richtig, die alte Geschichte von der großen Wichtigkeit des sogenannten „Visierwassers" traf auch hier zu. Nach kurzer Zeit hörte ich ganz in meiner Nähe einen Laut, der dem Brüllen eines jungen Ochsen ähnlich klang, und ein Tier stürmte durch das dürre Laub daher. Die Hyäne, die noch immer unter mir saß, flog mehr als sie ging von dannen, und vor mir stand das Tier, das ich für einen Tiger hielt. Es konstatierte zunächst, wieviel ihm von seinem Raub gestohlen war, und legte sich dann, wie im Ansprung, etwa 10 Schritt

von dem Büffel entfernt, nieder, mit dem langen Schweif von der einen nach der andern Seite Halbkreise schlagend. Es war ein herrlicher, mir stets unvergeßlich bleibender Anblick, der König des Waldes mit funkelnden Augen, sich voll und ganz seiner Kraft bewußt, seinen Raub bewachend. Ich rührte natürlich keine Wimper; denn es wäre unvorsichtig gewesen, jetzt zu schießen, da dies eine Bewegung bedingte. Ich wollte vielmehr warten, bis das Tier seine Mahlzeit begonnen, die dann seine ganze Aufmerksamkeit absorbieren würde. Nach etwa zehn Minuten stand es auf und begann nunmehr mit großer Wut an dem Kadaver, der vermittelst eines starken Seiles an einen Baum gebunden war, zu reißen. Jetzt war die Zeit zum Handeln für mich gekommen. Leider bestätigte sich nun, als ich die Backe auf den Büchsenschaft brachte, das, was ich längst befürchtet, nämlich, daß der Mond, hinter einem dicken Baumzweig versteckt, kein Licht auf meine Rohre warf, und ich absolut nicht sehen konnte, ob ich Visier, Korn und Objekt in eine Richtung brachte oder nicht. Diesmal beschloß ich aber, nicht wieder, wie letztes Mal, dem Glück zu trauen, sondern selbst auf die Gefahr hin, das Tier durch das Geräusch zu verscheuchen, die Expreßbüchse mit dem Drilling zu vertauschen.

Der Drilling hat den Vorteil, daß man das Visier umlegen und so in der Dunkelheit bedeutend besser zielen kann, während das feste Visier der Büchse den Schützen betreffs Richtung ganz im unklaren läßt. Die Manipulation des Flintenwechsels war natürlich äußerst schwierig unter diesen Umständen, und ich glaube, daß ein Angestellter einer Glasmanufaktur in 25 Jahren nicht so viel Vorsicht verwenden kann, wie ich es in dieser Minute tat; aber das Experiment glückte. Ich hatte den Tiger vor meinem gespannten Drilling, und er war mein ohne Zweifel. Wie lange ich nun auf das mir seine ganze Breite zeigende Tier zielte, weiß ich nicht. Ich nahm mir in aller Ruhe viel Zeit und ließ endlich, das Gewehr fest umklammernd, beide Läufe, den Kugel- und den Schrotlauf, absichtlich zu gleicher Zeit fahren, indem ich die beiden Hähne mit dem Zeige- und Mittelfinger zusammenzog; ich war fest entschlossen, das Tier zur Strecke zu bringen, um diese nächtlichen Sitzungen, die keineswegs zum Amüsement zu rechnen sind, so viel wie möglich einzuschränken. Der Tiger gab einen lauten Schrei von sich, und Kehrt machend setzte er über den ausgetrockneten Fluß hinweg, verfolgt von einem dritten Schuß

aus meiner Flinte. Als er ungefähr das gegenüberliegende steile Ufer erreicht haben konnte, hörte ich einen dumpfen Fall und gleich darauf ein Schlagen in dem dürren Laub — ein Zeichen, daß der Tiger zusammengebrochen. Bald darauf ließ er ein schauerliches Konzert von Schmerzenstönen hören; es war ganz in meiner Nähe, etwa 45 Schritt entfernt; ich konnte ihn aber beim besten Willen nicht sehen. Meiner Beute ganz sicher, verzehrte ich nun mein mitgebrachtes Souper, zu dem ich ja die denkbar angenehmste Tafelmusik hatte. Doch als mein kalter Hahn verzehrt, verstummte auch der immer schwächer werdende Klagelaut des verwundeten Tieres; zuletzt war es nur noch ein leises Röcheln, und es schien verendet. Ich signalisierte nun meinen Begleitern, die etwa auf einen Kilometer Entfernung in den Bäumen Platz genommen hatten, zu kommen, als vor mir eine Hyäne erschien. Ich gab ihr einen Schuß Roller, der sie laut heulen ließ wie einen Hund; dann tanzte sie einigemal im Kreise herum in dem trockenen Flußbett wie ein dressierter Affe, und dann war sie auf und davon, ohne daß ich wieder hätte schießen können. Ich stieg nun von meinem Sitz herab, und alle zusammen traten wir sofort den Rückweg an, den Tiger, den wir nicht sehen konnten, in der Dunkelheit in Frieden lassend; denn es war ja nicht ganz sicher, daß er tot war.

Am andern Morgen nun fanden wir die beschossene Hyäne nicht, auch keinen Tiger, dafür aber einen mächtigen männlichen Panther verendet im Flußbett liegen. Der Panther ist so groß, daß ich ihn für einen Tiger gehalten, und auch die Indier hatten am Abend versichert, daß es, nach der Tiefe seiner Stimme zu urteilen, ein Tiger sei. Die Decke konnte ich selbst bei dem hellen Mondenschein nicht unterscheiden. Die Kugel und der größte Teil der Schrote saßen Blatt. Da noch einige Reste von dem toten Büffel da waren, so bestieg ich am Abend wiederum dieselbe Madjan und erlegte um 9 Uhr einen wilden Hund, eine Art Wolf, ein Tier, das hierzulande wie überhaupt zu den seltenen gehört.

Der wilde Hund tritt, wie der Wolf, in Rudeln auf und übt seine Jagd — er nährt sich nur von Wild — auf eine höchst kühne Weise aus. Er sucht sich ein großes Stück aus, einen Hirsch, einen Nilgai oder eine Sau, und das Rudel fängt an, das Tier zu hetzen, indem einige von ihnen, ihrer Beute dann und wann an die Hinter-

flanken ſpringend, ein Stück aus den Weichteilen reißen, bis das Tier, durch Blutverluſt entkräftet, zuſammenbricht. Der wilde Hund iſt ein ganz beſonders couragiertes Tier; denn verſchiedene glaubwürdige Jäger verſichern, daß ein Rudel wilder Hunde ſelbſt vor einem Tiger nicht zurückſchreckt.

Am folgenden Tage erreichte mich, bevor ich ausging zum Treiben, die Nachricht, daß ein großer Tiger wiederum die Boda, welche 7 km vom Lager ausgebunden war, ganz und gar fortgeſchleppt hatte. Da ein ähnlicher Bericht ſchon einige Tage zuvor gemacht worden war, ſo beſchloß ich, die Stelle ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, zumal in dieſem Fall ein beſonders großer Büffel ausgebunden geweſen war und ich mir nicht denken konnte, daß ſelbſt ein großer Tiger ein Tier von 500 Pfund Gewicht fortſchleppen würde. Ich hatte vielmehr die Indier im Verdacht, das Tier geſtohlen zu haben. Am Platze angelangt, war tatſächlich nichts von der Boda zu ſehen. Der Baum, an dem das Tier mit einem ſtarken Seil angebunden geweſen war, war umgeriſſen, von dem Seil ſelbſt aber keine Spur vorhanden. Das einzige Zeichen, das ich fand, waren einige geknickte Grashalme, von denen man ſchließen konnte, daß hier etwas Schweres geſchleppt worden war. Ich veranſtaltete nun unter den größten Schwierigkeiten eine regelrechte Suche nach den Überreſten der Boda und vor allen Dingen nach Schweiß mit dem Erfolg, daß wir nach einer Stunde, einer ganz unbedeutenden Schweißſpur folgend, etwa 1 km weit den Schwanz und einen kleinen Knochen der ausgebundenen Boda fanden. Am Schwanze des Tieres konnte ich mit Beſtimmtheit erkennen, daß es der des betreffenden Büffels war, da letzterer eine ganz aparte Haarfarbe hatte, die mir tags zuvor aufgefallen war. Die ſämtlichen Indier waren nun übereinſtimmend davon überzeugt, daß es ſich hier um den berühmten und gefürchteten Tiger handle, der im ganzen Land berüchtigt und auf den Sportleute ſowohl wie profeſſionelle Jäger ſeit Jahren vergeblich Jagd gemacht. Schon vor einiger Zeit hatte ich proponiert, anſtatt ſtets in derſelben Richtung, auch dieſes ſchöne Tal, in dem ich mich befand, zu treiben, fand aber nie Gegenliebe, und als ich das Treiben befahl, verweigerten Shikari ſowohl wie Treiber, in dieſes Terrain zu gehen, wo der Menſchenfreſſer lebte. Mr. Snuggs, der zurzeit für einige Tage nach Harda zurückgegangen, beſtätigte mir bei ſeiner

Rückkehr, daß dieser an seinem herabhängenden Schweif kenntliche Tiger wirklich im vorigen Jahre zwei Treiber angenommen hatte, von denen einer gestorben, ferner, daß er persönlich zwei andere Fälle kenne, in denen die Bestie Menschen fortgeschleppt hatte.

Dieser Tiger war natürlich ganz mein Fall. Ich kehrte zum Lager zurück, ließ mir den größten der zur Verfügung stehenden Büffel bringen und zog wieder hinaus, um das Tier selbst mit starken Seilen, die ich mit einem eisernen Enterhaken befestigte, auszubinden an derselben Stelle, wo der Tiger sich gestern seinen Raub geholt hatte, fest entschlossen, auszuharren, bis er sich auch diesem Büffel nähern würde. Die Indier versicherten mir, es sei ein ganz nutzloses und schon oft versuchtes Unternehmen, über einem lebenden Büffel zu sitzen, da die Raubtiere die Büffel stundenlang umkreisen, bevor sie zur Attacke übergehen, und bei dieser Gelegenheit auf den Schützen, der doch nicht ganz stille halten kann, aufmerksam werden würden. Ich wollte aber trotzdem nichts unversucht lassen, um das Ziel, das ich mir gesteckt, einen Tiger zu erlegen, zu erreichen, und bezog abends 5½ Uhr meine Madjan, die in einem dichten Bambusstrauch 14 Fuß über der Erde und 18 Schritt von der Boda gebaut war. Ich gab den mich begleitenden Leuten Instruktion, etwa 1½ km zurückzugehen, und mich um 4 Uhr morgens, d. h. nach Untergang des Mondes abzuholen mit Laternen und brennenden Reisern, wie sie vorschlugen, um den Tiger zu verscheuchen. Ich hatte so die Brücke hinter mir selbst abgebrochen; ich mußte aushalten, denn ich konnte aus der Madjan nicht heraus, ohne die Leiter, die umgelegt wurde, zu benutzen, und meine Leute waren instruiert, nur nach dem Schuß oder um 4 Uhr zu kommen, um die Leiter anzulegen und mich aus meiner Gefangenschaft zu befreien.

Die Sonne sank langsam dem Horizonte zu, und während sie aus ihrer stolzen Höhe herabstieg, begann es lebendig zu werden im Wald. Der Tag war heiß gewesen, und die Bewohner des Waldes kamen, um sich an dem kleinen Wassertümpel, der mir zur Linken lag, zu erfrischen. Zunächst erschienen Vögel aller Art, Pfauen und Waldhühner kamen zum Vorschein, und die kleine gefärbte Wachtel, begleitet von Schwärmen grüner Papageien, die wie Pfeile die Luft durchschnitten, um sich über mir in den Zweigen der Bäume angesichts ihres Dämmerschoppens geräuschvoll über die Ereignisse des

Tages zu unterhalten; zwei Waldhühner erschienen und führten mit zu Berge stehenden Federn einen interessanten Hahnenkampf vor mir auf; es erschien die kleine Vierhornantilope einzeln und in Paaren, gefolgt von einem schweren, alten Keiler, der grunzend den ausgetrockneten Bach herunterschritt. Alle Tiere näherten sich dem Wasser mit großer Vorsicht, stehen bleibend, nach allen Seiten sichernd, denn wer weiß, ob nicht der furchtbare gestreifte Wächter, der gefürchtete Bewohner des Reviers, im Versteck lag, um sich mit grausamer Pranke eines von ihnen zu bemächtigen. „There is pleasure in the passless woods," besonders wenn sie belebt von allen Arten Wildes, und vielleicht gibt es kein größeres Vergnügen, als die Bewohner des Waldes aus einem guten Versteck in ihrer Freiheit zu beobachten, obgleich ich das Sitzen in der Madjan als Sport nicht sehr zu rühmen weiß; denn es scheint nicht fair zu sein, das Tier in seiner Unschuld zu überrumpeln und zu vernichten, ihm gar keine Chance gebend, sich mit den ihm von der Natur gegebenen Waffen zu verteidigen, beziehungsweise zu retten, und doch sind die Umstände zuweilen dergestalt, daß keine andere Methode möglich, den Tiger zur Strecke zu bringen, sei es, weil der Wald zu dicht, das Laubwerk zu trocken zum Birschen, sei es in Ermangelung von Treibern.

Die Sonne war nun verschwunden, am Himmel nur einen hellen Streifen zurücklassend, zur Linken zeigte der Mond, noch tief stehend, sein freundliches Gesicht durch die Zweige der Bäume. Bald versetzte mich die Einsamkeit und friedliche Umgebung in einen schläfrigen Zustand; ich fand mich mehrmals, über die Büchse geneigt, eingenickt, dann mit einem geräuschvollen Ruck mich wieder aufrichtend, um mir meine Pflichten selbst vorzuhalten, nämlich die des Wachbleibens und Ruhigsitzens. Noch eine Stunde, und der Mond hatte auch die höchsten Spitzen der Bäume erreicht, sich hier und da durch einen ihrer Zweige stehlend, um die kleinen Wellen auf dem Wasser wie Diamanten glitzern zu lassen. Vor mir stiegen schwere Wolken auf, schwaches Wetterleuchten, begleitet von fern rollendem Donner, kündigte ein Gewitter an, um mir die Jagd zu verderben; denn, um mit der Büchse auf den Tiger schießen zu können, bedurfte ich der Hilfe des Mondes in seiner ganzen Stärke. Um 8 Uhr begann es zu regnen; in tropischer Größe gingen die Tropfen auf mich nieder. Ich wagte aber nicht, den mitgebrachten Regenmantel anzuziehen, da dieses

Experiment ganz unerlaubtes Geräusch verursacht haben würde. Der Mond war hinter eine kleine schwarze Wolke getreten, die als Vorläufer eines tiefdunkeln Himmels kam, und ich sah mich schon in meiner kühnen Erwartung, den Tiger heute zur Strecke zu bringen, durch den Willen des Himmels bitter enttäuscht.

Da plötzlich wurde es lebendig um mich her: die Waldhühner liefen geschäftig in den Wald zurück, ein Pfauhahn ging auf, und der Keiler trollte sich eilig von dannen. Unzweifelhaft war Gefahr im Anzug: der Tiger war gekommen und hatte sofort Schrecken unter den Mitbewohnern des Waldes verbreitet. Ich blickte zu meinem Associé, dem Mond, empor, der sich nun ganz hinter der dunkeln Wolke versteckt hatte; in wenigen Minuten aber wird er nochmals hervortreten in seiner ganzen Pracht, um dann vielleicht auf Stunden hinter den schweren Wolken zu verschwinden. Kaum war der Gedanke: „Käme doch nur jetzt gerade der Tiger!“ ausgedacht, da, ein markerschütterndes, lautes Brüllen, und heran stürmte in großen Sätzen der Ersehnte, saß mit einem Sprung auf dem Nacken des Büffels, diesen zu Boden reißend. Ich hatte ihn breit und unter Feuer, und wartete nur, bis der Mond, der jetzt langsam hinter seiner Kulisse hervortrat, mein weißes Korn beleuchten würde. Der Schuß krachte, und ich war in eine Wolke von Pulverdampf gehüllt; nur undeutlich konnte ich sehen, daß die beschossene Bestie gerade auf meine Madjan zukam, welch letztere im nächsten Moment in ihren Grundfesten erzitterte; ich glaubte nicht anders, als daß das Tier zu mir hinauf wollte, allerdings eine Unmöglichkeit; da, noch ein starker Ruck, und fünf Schritt vor meiner Madjan, zwischen dem Büffel und mir, legte sich das mächtige Tier, den Rücken zu mir gewandt, auf die Seite, um regungslos liegen zu bleiben. Dem Rate erfahrener Schützen folgend, nämlich, nie einen Tiger mit einer Kugel in Frieden zu lassen, zielte ich nun ruhig mit meiner Büchse nach dem Rückgrat, um das Tier auf alle Fälle an seinen momentanen Platz zu bannen. Der Schuß war aber überflüssig, der Tiger war verendet. Ich gab nun meinen Leuten das verabredete Zeichen, daß alles in Ordnung sei und sie kommen möchten, und nahm dann mit großer Befriedigung das mitgebrachte Souper ein, dann und wann einen Blick herabwerfend, um mich zu versichern, daß meine Beute auch noch am Platze war. Meine Leute aber kamen nicht, und ich dachte mir gleich, daß sie

Angst haben würden, denn sie mußten das Brüllen gehört haben. So beschloß ich denn, aus meiner Madjan herauszuklettern und zu versuchen, die Erde ohne Leiter zu erreichen. Zu meiner Freude fand ich, daß die Indier sie nicht umgelegt hatten, und so war der Abstieg ganz einfach. Auf der letzten Sprosse angelangt, stieß ich dem Tiger ein langes Bambusrohr mehrmals in die Ohren; da er aber gar nicht reagierte, war also keine Gefahr mehr da. Ich holte nun meine Leute ab; der Tiger wurde auf einen Ochsenwagen geladen, dem ich auf meinem Pony folgte. Das befürchtete Gewitter war mittlerweile in seiner ganzen Kraft losgebrochen; grelle Blitze erleuchteten sekundenlang den Wald und den knarrend vor mir her rollenden Wagen mit seiner gestreiften Last. Den Kopf des Tigers hatte ich über den Karren hinaus hängen lassen, um zu vermeiden, daß durch die Erschütterungen die Schnurrbarthaare, die dem Tiere den martialischen Anblick verleihen, abbrechen konnten. Zufriedener konnte kein Feldherr nach gewonnener Schlacht sein, wie ich auf diesem Ritt, dem die entfesselten Elemente noch einen ganz besonderen Reiz gaben.

Um 2 Uhr langte ich mit dem Ziel meiner Wünsche im Lager an. Früh am Morgen schon strömten von allen Seiten die Indier herbei, um sich davon zu überzeugen, daß sie von dem gefürchteten Feind auch wirklich befreit waren. Die Mehrzahl von ihnen war hocherfreut, zumal die Forstbeamten, die gezwungen waren, auf ihren Inspektionsreisen das Terrain, in dem der Tiger gehaust, zu durchstreifen; hatte doch derselbe noch vor sechs Monaten einen jungen Mann nebst Pony ums Leben gebracht! Andere, die weiter von dem Tigerrevier wohnten, waren weniger erfreut, denn sie nannten den Tiger ihren Metzger. Sie pflegten zu hellen Scharen in den Wald zu ziehen, an eine Stelle, wo die kreisenden Aasvögel ein totes Stück Wild vermuten ließen. Die Leute bemächtigten sich dann der Überreste der Tigermahlzeit und verspeisten sie selber. Wieder andere, und zwar die Ackerbautreibenden, bedauerten den Tod des Tigers, da er die Hirsche und die alles zerstörenden Sauen aus ihren Feldern fern gehalten hatte, indem er sich selbst dort zur Nachtzeit auf die Lauer legte. Beim Aufbrechen fand ich, daß die erste Kugel, eine Hohlkugel mit Kupferkappe, entweder in oder gerade unter dem Herzen des Tieres explodiert war, diesem das Aussehen eines zer-

fetzten, naſſen Schwammes gebend. Abgezogen maß die Decke genau elf Fuß; ſie würde aber reichlich einen halben Fuß mehr gemeſſen haben, hätte der Tiger nicht in ſeinen jungen Jahren ſeinen Schweif etwa einen Fuß vom Ende gebrochen, wodurch es im Wachstum behindert wurde. Dieſes letzte, ganz dünne Ende hing herab, anſtatt ſchön im Bogen am Ende etwas gerollt zu ſein; ein Zeichen, an dem die Eingeborenen alle das Tier als den berühmten Menſchenfreſſer erkannten. Meine höchſte Ambition war ſo erfüllt, und meine lange, widerwillig unternommene Reiſe hatte ſich bezahlt gemacht. Der 13. Januar ſcheint mein Glückstag zu ſein, denn im vorigen Jahre erlegte ich an dieſem Tage meinen erſten Elefanten in Ceylon.

Am 18. Januar kehrte ich nach Bombay zurück und fuhr von hier per Bahn nach Madras, das ich nach 90ſtündiger Eiſenbahnfahrt erreichte. Von hier brachte mich die „Dupleix" nach Colombo, nachdem ich in Madras die größten Schwierigkeiten gehabt hatte, um eine zehntägige Quarantäne zu vermeiden, der alle von Bombay, der ewigen Peſtſtadt, kommenden Paſſagiere unterzogen wurden.

Am 28. Januar 1900 brach ich zum zweiten Male von Colombo auf, um in demſelben Diſtrikt der Inſel, in dem ich mit meinen Freunden im vorigen Jahre gejagt, eine kleine Expedition zu machen. Die Fahrt in der Coach von Matara nach Hambantota übte auch in dieſem Jahre ihren großen Reiz auf mich aus, wie überhaupt die Inſel Ceylon wohl einen zweimaligen Beſuch verdient. Der Weg, den die Coach nimmt, führt bald am Meeresſtrande entlang, bald durch hochſtämmige Palmenwälder, in denen üppige Farne das Unterholz bilden. Zur Rechten die mächtige Brandung des Meeres, die an Stellen, wo große Felſen den heranrollenden Wogen erfolgreichen Widerſtand leiſten, beſonders ſchön iſt; zur Linken die immergrünen Palmen, unter deren Schatten der friedliche Singhaleſe in ſeiner kleinen Hütte wohnt. Welcher Gegenſatz zu dem greulichen Indien, deſſen Kennzeichen nur Staub, Dürre und Öde ſind!

Der Regierungsbeamte bewilligte mir einen Elefanten und zwei Büffel und war im Gegenſatz zum vorigen Jahre ſehr liebenswürdig.

Am Abend erreichte ich Welligatta, wo übernachtet wurde. Früh am Morgen hatte sich ein Singhalese bei mir eingestellt mit der Nachricht, daß 11 km von hier ein wilder Büffelstier sich in einer Herde von zahmen Büffeln befinde, und der Mann bat mich im Namen des Regierungsbeamten, mich dorthin zu begeben. Als ich mich der kleinen, aus zehn Hütten bestehenden Niederlassung näherte, kam ein Büffel mit hochgehobenem Schweife über die Ebene auf mich losgestürmt, und ich stieg der Vorsicht halber von meinem Roß herunter; denn man kann hierzulande nie wissen, was die Büffel, selbst die gezähmten, im Sinne haben. Auf etwa 150 Schritt blieb der Büffel stehen, um dann auf das Schwingen von Tüchern wieder zu seiner Herde zurückzukehren. Bald darauf stießen einige 20 Eingeborene zu mir, deren Führer, ein Malaie, sich als Regierungsbeamter vorstellte und mich bat, den bösen Büffel, der bereits einen Kuhhirten ums Leben gebracht und alle Stiere des Dorfes, mit Ausnahme von einem, im Kampfe getötet hatte, zu erlegen, da das Forstamt ein Dekret erlassen, dieses gefährliche Tier auf möglichst schnelle Art aus der Welt zu schaffen. Der Mann erzählte mir in gutem Englisch, daß er bereits zweimal auf das Tier geschossen, ohne es zu treffen, daß es aber selbst nach den Schüssen die Herde nicht verlasse und bald noch mehr Menschen ums Leben bringen würde.

Das war natürlich mein Fall. Ich ließ mir zunächst die Papiere zeigen, die das Töten des Büffels von seiten der Regierung anordneten und mir von dem Manne unter Zeugen versichern, daß, falls der Stier von meiner Büchse fiel, ich nur unter seiner Verantwortung gehandelt haben würde. Darauf wurde mir ein sogenannter Jagdbüffel zur Verfügung gestellt; das ist ein zahmer Stier, unter dessen mächtiger Deckung ich mich dem gefährlichen Tiere auf Schußweite nähern sollte, während letzterer den ihm an der Leine zugeführten Feind angreifen würde. Der wilde Stier mußte uns aber belauscht haben; denn er setzte plötzlich, ohne jede Veranlassung, über die große Heide dem Walde, seiner wirklichen Heimat, zu. Ich versuchte nunmehr, mich an ihn heranzubirschen, kam auch mehrmals auf 60 Schritt in seine Nähe, ohne jedoch ein freies Schußfeld zu haben, und mußte gegen 11 Uhr, als die Sonne zu unbarmherzig auf mich niederbrannte, die Jagd aufgeben. Zum Dorfe zurückgekehrt, bat mich der Malaie, wenigstens bis zum andern Morgen

auszuhalten, da der Stier ganz bestimmt wieder zu der Herde stoßen würde. So brach ich denn nach einigen Stunden Rast wieder auf in der Richtung, in welcher der Stier verschwunden war, um ihn auf seinem Wege zu der zahmen Herde abzufangen. Ich traf ihn aber nicht, statt dessen hörte Usaw, mein bewährter Tracker, Elefanten im Walde, und ich beschloß, zuzusehen, ob ich einen großen antreffen würde.

Nachdem die nötigen Vorbereitungen getroffen, d. h. Gewehre geladen und gespannt und die Kleider möglichst fest an den Leib gebunden — dieses, um ein Hängenbleiben in den Dornen zu vermeiden —, stieß ich schon nach wenigen Minuten auf einen großen Elefanten und konnte ungesehen mit gutem Wind bis auf 40 Schritt an das Tier herangelangen. Usaw erkannte ihn bald als ein weibliches Mitglied der Gesellschaft, und da ja mein Sinnen nach einem großen Rogue stand, begnügte ich mich damit, den Elefanten in Frieden äsen zu sehen. Die behäbige Dame brach mit großer Leichtigkeit armdicke Baumzweige ab, die sie dann, einen Fuß auf den eroberten Ast stellend, mit dem Rüssel entlaubte und Zweig für Zweig den Kauwerkzeugen zuführte. Als sie uns auf 20 m nahegekommen war, trat ich den Rückweg an, und erst jetzt wurde das Tier auf uns aufmerksam; es hielt in seiner Mahlzeit inne, um aber gleich darauf, uns gewiß nur für niederes Wild haltend, unter behaglichem Pusten einen nahen Ast von ihrem Lieblingsbaum abzubrechen. Was gibt es wohl Schöneres, als das größte Tier der Welt so aus unmittelbarer Nähe in seinem ungestörten Frieden zu beobachten! Es hätte mir wirklich widerstrebt, einen Schuß auf die friedliche Tante abzugeben.

Auf dem Heimwege erschienen einige Singhalesen mit dem Jagdbüffel und der Nachricht, daß der wilde Stier wieder zu der Herde gestoßen, und ich machte mich, Pony im Galopp und die ganze Bande hinter mir her, nach der Richtung auf, wo die Herde war; es hieß keine Zeit verlieren, da die Dunkelheit rapide hereinbrach. Bald wurde ich von meinem Pony herunterbefohlen, und ich lief, so gut ich konnte, Büchse in der Rechten und mich mit der Linken am Schweife des galoppierenden Jagdbüffels festhaltend, dahin, wo der den zahmen Stier steuernde Schwarze wollte. Bald hatten wir die Herde erreicht, und zwar nicht zu früh, denn der Sturmschritt durch

den fußhohen Moraſt drohte meine ſonſt guten Lungen lahm zu legen. Die Büffel der Herde zogen langſam, einer hinter dem andern, am Rande eines großen Sees, über dem Tauſende von Pelikanen und Flamingos kreiſten, hin, keine Notiz von uns nehmend. Da plötzlich trennte ſich ein Büffel von der friedlich einherſchreitenden Herde los und kam ſchnurgerade auf uns zu, augenſcheinlich, um ſich mit meinem Jagdbüffel im Kampfe zu meſſen. Als mein Stier, den ich bisher als Vorſpann benutzt, ſeines Rivalen anſichtig wurde, blieb er mit ſolchem Ruck ſtehen, daß ich in höchſt unangenehmer Weiſe mit ihm kollidierte. Zum Glück blieb nun auch der wilde Stier auf 25 Schritt Entfernung ſtehen, ganz ſpitz, und ich verlor keine Zeit, um ihm eine Kugel auf die Bruſt zu ſenden. Der Stier bäumte hoch auf und lief einige Schritt zur Seite, mir ſo Gelegenheit gebend, eine zweite Kugel aufs Blatt zu bringen, welch letztere dem Störenfried endgültig ſein wildes Handwerk legte. Nach dem Dorfe zurückgekehrt, bedankte man ſich allerſeits, und der Beamte verſprach mir, noch am Abend das Gehörn ſowie die Zunge für die Küche als Ehrenpreiſe zum Lager zu bringen.

7. Februar. Seit acht Tagen habe ich kein Tagebuch mehr geführt, da ich glaubte, warten zu können, bis Elefanten und Büffel und alles andere zur Strecke; ich ſehe mich aber heute ſchon veranlaßt, mein Sündenregiſter zu verzeichnen. Am 1. Februar war Marſchtag; am 2. hatte ich meinen Leuten frei gegeben, da es nach ihrer Religion ihr höchſter Feiertag war, und am 3. erreichte ich mittags Palletta Pana. Unterwegs fand ich zahlreiche Elefantenſpuren; ich folgte auch einer großen für einige Zeit, mußte aber die Birſch aufgeben, da der Elefant ſich einer Herde angeſchloſſen, die in der entgegengeſetzten Richtung meines Zieles ihren Weg genommen. In Palletta Pana hatte ſich ebenſo wie in Bundala ein wilder Büffel zu einer Herde von zahmen geſellt und alle die männlichen zahmen Büffel vertrieben. Die wenigen Bewohner hatten große Furcht vor dem Tier, teils um ihrer ſelbſt willen, teils da der wilde Stier drohte, das ganze Korps der zahmen Damen, deſſen Herzen er ſich durch ſeine Tapferkeit erworben, mit ſich in ſeine Wildnis zu führen.

Die Leute von Palletta Pana hatten die Regierung um Erlaubnis gebeten, den Büffel töten zu dürfen. Dieſe war aber noch

nicht angelangt, und ich mußte, falls ich den Büffel streckte, einen meiner beiden Büffeljagdscheine opfern. Da Coney Appo mir versicherte, das Tier gesehen zu haben, und daß es einer der besten Büffel der Gegend sei, beschloß ich, mir denselben wenigstens anzusehen, und birschte mich noch am Nachmittage an die Herde heran. Der Stier bekam aber Wind und ging, auf Schritt und Tritt von seinem Harem gefolgt, in den Wald. Endlich, nach längerer Zeit, fand ich die ganze Gesellschaft am Rande eines kleinen Sees im Wasser liegend. Bald war der See an einer seichten Stelle, wo mir das Wasser noch immerhin bis unter die Arme ging, durchquert, und ich befand mich mit gutem Wind und bei guter Deckung auf 45 Schritt vor der Herde. Ich konstatierte nun, daß der Stier wirklich ein ganz hervorragendes Gehörn trug, und beschloß, ihn, wenn möglich, zu erlegen. Er lag im Wasser und amüsierte sich damit, sich vermittelst seiner langen geschweiften Hörner das kühlende Naß auf den Rücken zu werfen. Lange Zeit konnte ich nicht schießen, da die zahmen Büffel zwischen mir und meinem Objekt standen. Als diese, langsam vorwärtsschreitend mir das Schußfeld eröffneten, sah ich, daß in gerader Richtung von mir eine Kuh so nahe hinter dem Stier lag, daß ein Schuß, wenige Zentimeter zu hoch, dieses Tier treffen würde. Wie die Lage war, hatte ich nur eine Zielfläche, das Rückgrat des Stieres von etwa 10 cm Höhe, da das Ufer des Sees von massiven Felsen gebildet war. Meine Chancen wurden mit jedem Augenblick geringer, da die Dunkelheit nun rasch hereinbrach, und so ließ ich denn nach sehr vorsichtigem Zielen fahren. Sofort ergriff die ganze Herde die Flucht; der Stier blieb aber, durchs Rückgrat geschossen, liegen. Nachdem ich ihm mit zwei weiteren Schüssen aufs Blatt erlegt, konnte ich zu meiner Freude konstatieren, daß ich meine Kollektion um den besten bis jetzt erlegten Büffelkopf bereichert hatte.

Am folgenden Tage stattete ich den Bärenhöhlen einen Besuch ab, fand aber weder Petz noch seine Familie zu Hause. Palletta Pana ist ein ganz besonders niedlicher Platz der Insel Ceylon; wo heute der Bär in den Felsen haust, waren vor vielen hundert Jahren Menschenwohnungen, an die heute noch in die Felsen gehauene Backöfen und Mauern erinnern. In einer Höhle, wo frische Losung und zahlreiche Fährten das Lager des Bären verrieten, liegt

einer der riesigen Hindugötzen, aus Stein gehauen, ähnlich dem, der vielen Reisenden auf dem Wege von Kairo nach den Sakkara-Pyramiden bekannt ist.

Am 5. Februar marschierte ich nach Buttawa und hatte unterwegs Gelegenheit, einen flüchtigen Sambur zu fehlen. Auf der Höhe des Felsens, dem zur Rechten die rauschende See und zur Linken der Wald liegt, schlug ich wieder, wie im vorigen Jahre, das Zelt auf. Mit einem Feldstecher sah ich einige 40 Büffel auf einer saftigen Ebene grasen; es war aber schon zu spät, um den Tieren heute nachzustellen. Vor Tagesgrauen des nächsten Morgens war ich hinter einem Busch postiert, der einen vorzüglichen Beobachtungsposten in der großen Ebene bietet, und ich studierte mit dem Glase das verschiedene Wild, das die Heide zu dieser frühen Morgenstunde belebt. Die aufgehende Sonne ließ mich bald die Büffelherde entdecken, die ich schon am Abend gesehen, und ich war dabei, mir den stärksten Bullen auszusuchen, als am oberen Rande meines Feldstechers ein mächtiger Elefant am Waldessaum erschien.

Auf einem großen Umwege, wobei ich sowohl den Wind berücksichtigen wie auch von den Büffeln ungesehen den Wald erreichen mußte, gelangte ich nach einer Stunde anstrengenden Birschens an den Elefanten heran. Er war in den Wald getreten und stand halb spitz von hinten vor mir, seinen Körper, aber nicht den Kopf zum Schuß bietend. Der scharfe, von der See her blasende Wind erlaubte mir keinen Positionswechsel, und so entschloß ich mich, mit einer Stahlkugel aus meinem Kaliber 10-Gewehr den Blattschuß zu versuchen. Als die Pulverwolke sich gelichtet hatte und das Echo erstorben war, hörte ich das Tier im Walde vorwärts stürmen. Ich hatte also das Herz nicht getroffen. Um dem Riesen Zeit zum Verbluten zu geben — denn die Kugel mußte notwendigerweise in die Lungen gedrungen sein —, wandte ich mich den Büffeln zu, die nunmehr, durch den Schuß aufgeschreckt, von der Wiese gerade auf mich zukamen. Ich fand aber keinen guten Bullen unter ihnen und begann nun die mühsame Folge des angeschweißten Elefanten, in der Hoffnung, ihn bald einzuholen und mit einem weiteren Schuß zur Strecke zu bringen. Es war 6 Uhr, als ich den Schuß abgegeben, und es war 11 Uhr, als ich auf Anraten Usaws, der der Spur meisterhaft gefolgt war, die Suche aufgab. Wir hatten hier und da etwa $4^1/_2$ Fuß hoch auf Blättern und

Ästen Schweiß gefunden, aber nur unbedeutend. Für eine solche Suche müssen Beine, Lungen und Herz des Verfolgers in gleich guter Kondition sein; denn die Anstrengungen, bald über, bald unter dem Dornengestrüpp möglichst schnell daherzubirschen bei der großen Hitze, sind nur dem bekannt, der's mitgemacht hat.

Um 1 Uhr gelangte ich wieder zum Zelt, sehr enttäuscht über die Wirkung des Kaliber 10-Gewehres bei Blattschuß. Ich kann mir den Fall nur so erklären, daß die Kugel, halbflach von der Seite aufschlagend, eine Rippe getroffen und so am Eindringen in die Lungen und das Herz verhindert worden ist. Der unbedeutende Schweiß erklärt sich dadurch leicht, daß die Wunde von der großen Fettmasse, die hinter der Decke des Elefanten sitzt, gleich verstopft wurde; denn die Erfahrung bei dem Rhinozeros, das Freund H. in Afrika erlegte, hat gezeigt, daß das Tier, das ja in Körperbau und Fell dem Elefanten sehr nahe kommt, bei Blattschuß zunächst gar nicht schweißte; als aber der Druck des Schweißes von innen stark genug wurde, drang er wie ein Springbrunnen durch die Wunde.

Heute war ein jagdlich ganz besonders interessanter Tag. Früh am Morgen — ich hatte guten Wind — kam ich an Büffel. Es war dies nicht das erste Mal, daß ich Büffel, die einen besonders starken Geruch von sich geben, auf ansehnliche Distanzen mit meinem Riechorgan ausfindig gemacht habe. Usaw, der die Möglichkeit einer solch guten Nase für ausgeschlossen hält, kann das gar nicht begreifen, da er behauptet, Menschen könnten nicht riechen, sondern nur die Tiere. Nachdem ich ihm aber mehrmals prophezeit habe, glaubt er an meine Nase, und manchmal bleibt er jetzt stehen, um zu fragen: „Master smell anything?" Unter den Büffeln, an die ich mich heranbirschte, war nichts besonders Gutes an Gehörn; so ließ ich sie in Frieden, und fand mich, als ich mich umdrehte, auf 120 Schritt einem guten, geweihten Hirsch gegenüber. Leider sprang er im Moment, wo ich schießen wollte, ab, und ich konnte ihm nur eine Kugel ins Dickicht nachsenden.

Ich war eine Viertelstunde weitermarschiert, als Usaw plötzlich stehen blieb, mir die Büchse in die Hand drückte und dabei: „Bär schießen!" rief. Zur Seite, auf acht Schritt, stand ein schwarzer Bär vor mir im Gebüsch, mich anäugend, und ich schoß sofort zwischen den dürren Stämmen, die hier das Unterholz bilden, hindurch. Durch den

leidigen Pulverdampf konnte ich den Effekt der Kugel nicht sehen. Der Bär klagte aber, der Gewohnheit dieser Tiere gemäß, dicht neben mir mit lauter, krächzender Stimme. Nachdem ich eine neue Kugel geladen, ging ich auf die Stelle zu, wo der angeschweißte Bär lag, ohne ihn indessen in dem dichten Gestrüpp sehen zu können. Da plötzlich — aus welchem Grunde, weiß ich bis jetzt noch nicht — schießt Latip, mein zweiter Tracker, meine Reserve-500-Büchse in den Busch ab, und ehe ich ihn noch daran hindern konnte, auch noch den zweiten Schuß. Der Bär, der beständig laut klagte, wechselte seinen Platz nur langsam und war nur wenige Schritte von mir entfernt. Ich konnte ihn aber beim besten Willen nicht zu Gesicht bekommen. Nach einiger Zeit sahen wir das Gebüsch sich etwas bewegen, und Latip, sonst ein ruhiger Mann, der aber heute ganz den Kopf verloren zu haben schien, gab die beiden Schüsse der Büchse zugleich ab, gar nicht einmal in der Richtung des Tieres, sondern neben mir in die Erde. Ich nahm ihm nun die Büchse ganz ab und gab sie Usaw mit dem strengen Befehl, nicht zu schießen. Der Bär war mittlerweile verstummt, und ich glaubte schon, er wäre verendet, als wir ihn plötzlich auf einige Entfernung von neuem laut klagen hörten. Er hatte sich wahrscheinlich von dem Chok meines Schusses, der den Vorderlauf getroffen haben mußte, erholt und war durch die vier Schüsse des Trackers erschreckt worden. Die Stimme des Bären war beständig hörbar, und ich bemerkte bald, daß er in der Richtung der großen Felsen, wo die Bären ihre Höhlen bewohnen, flüchtete. Es hieß nun, dem Tiere noch eine Kugel beibringen, bevor es seine Höhle erreichte, und ich setzte, gefolgt von Usaw, so rasch und gut, wie das fast undurchdringliche Dickicht es erlaubte, hinter der Bestie her, die durch lautes Klagen den Weg kennzeichnete. Eine halbe Stunde ging die wilde Jagd über Felsen, Dornen und durch Sümpfe. Der Bär aber gewann das Rennen; denn als wir uns den großen Felsen, die hier hoch die Landschaft überragen, näherten, hörten wir keinen Laut mehr. Petz war also in seiner Höhle verschwunden, es ließ sich aber nicht konstatieren, in welche, da keine Schweißspur zu finden war.

Schon einige Minuten darauf sahen wir am Fuße des Felsens, da, wo in dem Dickicht eine kleine Lichtung war, eine Büffelherde. Eine alte Büffelkuh stand vor mir auf 40 Schritt und äugte mich

an. Da ich aber guten Wind hatte, ging sie langsam voran, mich offenbar als Menschen nicht erkennend. Ihr folgte auf dem Fuße ein noch größerer Büffel. Da er jedoch seinen Kopf nicht mir zuwandte, sondern ganz breit vorwärts schritt, konnten wir an den Hörnern nicht erkennen, ob es der Kapitän der Herde war oder nicht, bis er sich uns durch seinen Körperbau als solchen zu erkennen gab. Ich schoß nun auf den hinteren Teil des Rückgrats, in der Hoffnung, dieses treffen und brechen zu können, da der vordere und mittlere Teil des Tieres bereits hinter dichten Ästen verschwunden war. Wohin meine Kugel nun ging, weiß ich nicht, nur das weiß ich bestimmt, daß ich und meine drei Leute uns im nächsten Moment in großer Lebensgefahr befanden, tatsächlich in der schlimmsten Lage, in der ich mich bis heute beim Jagen auf schweres Wild befunden. Kaum war der Schuß aus der Büchse und der Dampf etwas verzogen, da sah ich auf fünf Schritt vor mir einen Büffel mit hochgehobenem Haupt auf mich zustürmen. Ich machte einen großen Satz nach rechts, zugleich geschoben von dem treuen Usaw, aber nur, um auf meinem neuen Platz mit einem andern daherstürmenden Büffel zu kollidieren. Dicht aneinandergepreßt blieben Usaw und ich nun stehen und ließen rechts und links in unheimlicher Nähe etwa 20—30 von der Furcht gepackte Büffel an uns vorbeijagen, ohne daß uns einer von ihnen umgerannt hätte. Als das Feld vorüber, galt meine erste Sorge den beiden andern Singhalesen. Einige Schritte entfernt schmunzelte, sein Kaliber 10 geschultert, der eine, während der andere zur Linken, stark am Kopf blutend, auf der Erde lag. Erst als ich sah, daß die Wunde nur eine Schnittwunde war, verursacht durch ein spitzes Bambusrohr, in das der Mann beim Ausweichen vor der Herde gesprungen, und als er mir versichert hatte, von keinem Büffel berührt worden zu sein, konnte ich wieder erleichtert aufatmen, und dann halfen bald eine Runde Kognak und einige Scherze über die Panik hinüber. Es war dies einer der für mich sehr lehrreichen Fälle, nämlich der, daß alle Tiere, und natürlich besonders die wilden Tiere, dem Menschen gefährlich werden, wenn man sie in die Enge treibt. Ich hatte, ohne mir die Situation zunächst zu vergegenwärtigen, auf die Büffel geschossen, während sie sich sozusagen in einer Sackgasse befanden; denn vor mir sowohl wie rechts und links waren hohe Felsen, und der einzige Weg zur

Flucht für die erschreckten Tiere ging über den Platz, auf dem ich stand. Der Schuß, der an den hohen Felswänden dröhnend widerhallte, versetzte die Tiere in wilden Schrecken, und so stürmten sie ohne die Absicht anzugreifen auf uns zu. Ich hatte durch meinen Schuß eine jener Unvorsichtigkeiten begangen, denen schon so viele Jäger zum Opfer gefallen sind.

Auf dem Rückweg zum Lager, von dem ich mich 14 km entfernt hatte, hatte ich noch Gelegenheit, einen geweihten, gefleckten Hirsch und einen Keiler, beide flüchtig, zu fehlen, um mich schon bald darauf, über eine Blöße schreitend, auf nur wenige Schritte neben einem Elefanten zu befinden. Usaw, der mir stets vorangeht, warf sich auf mich zurück, und wir hatten im nächsten Moment Posten hinter einem Strauch gefaßt. Der Elefant, dessen Kopf bei unsrer Annäherung hinter Baumzweigen versteckt war, wurde erst durch unsern plötzlichen Rückzug auf uns aufmerksam und kam nun auf die Lichtung hinaus, um aber gleich darauf Kehrt zu machen und mit hochgehobenem Rüssel und Schwanz — ein Zeichen, daß er Wind bekommen — in den Wald zurückzuflüchten. Ich hätte ihn zehnmal schießen können, aber er war nur mittlerer Größe und weiblichen Geschlechts.

Am Nachmittag desselben Tages hielt ich meine wohlverdiente Siesta nach dem sieben- bis achtstündigen Marsche am Morgen bei der entnervenden Hitze, als ich durch Usaws lauten Ruf: „Elefant! Elefant!“ geweckt wurde; in wenigen Minuten hatte ich mein Adamskostüm mit dem der Jagd vertauscht und auf der Ebene angelangt, sah ich eben einen großen Elefanten langsam im Walde verschwinden. Mit gutem Wind machten wir nun einen großen Halbkreis und befanden uns bald in unmittelbarer Nähe des Elefanten, obgleich wir ihn nur hören konnten. Bald sah ich ihn, am Ende einer kleinen Schneise stehend, diese langsam herabschreiten, und es war mein Plan, ihn auf fünf Schritt herankommen zu lassen und dann erst zu schießen. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn auf etwa 30 Schritt heran, hob der Riese plötzlich seinen Rüssel hoch, und graziös, wie ein junges Mädchen bei der Quadrille, drehte er sich um und trat in den Wald zurück; er hatte Wind bekommen. Auf allen möglichen Umwegen brachte mich Usaw innerhalb einer Stunde wiederum auf 20 Schritt an denselben

Elefanten heran, und ich hoffte nun, da er in niederem Unterholz ſtand, einen guten Schuß zu bekommen. Ich kroch auf zehn Schritt an das Tier heran; im Moment jedoch, wo ich die Büchſe anlegte, hob er wiederum den Rüſſel hoch. In dieſem Falle aber mußte ich ſchießen, obgleich wenig Ausſicht war, das Gehirn zu treffen, um auf alle Fälle eine Attacke zu vermeiden. Nach dem Schuß machte er eine Wendung nach rechts und flüchtete in den Wald, das übliche Gedröhn eines daherfahrenden Eiſenbahnzuges verurſachend. Ich fand auf 3 km keinen Schweiß und gab die Suche auf. Die Kugel hatte den Knochen des Hirnſchädels getroffen, wie zu erwarten war bei der Poſition, in der ſich der Kopf zur Zeit des Schuſſes befand.

Am nächſten Morgen bei Tagesgrauen ereignete ſich genau an derſelben Stelle der gleiche Vorfall. Vom Felſen aus hatte der Ausguck wieder einen Elefanten konſtatiert. Das Tier, dem ich lange ſpitz gegenübergeſtanden, ohne die tödliche Stelle ſehen zu können, kam plötzlich aus einem mir unbekannten Grunde in ſchneller Gangart und mit halb hochgehobenem Rüſſel auf mich zu, und ich ließ, als es auf 15 Schritt heran war, ſo gut wie möglich zielend, fahren, ebenfalls mehr der Sicherheit halber und mit wenig Ausſicht auf Erfolg. Ich wäre gern ausgewichen, um den Blattſchuß auf zwei bis drei Schritt nochmals zu verſuchen, konnte mich aber in dem äußerſt dichten Geſtrüpp kaum vom Fleck bewegen; die Dornen hatten mich buchſtäblich in Ketten gelegt. Der Elefant machte nach dem Schuß eine Wendung nach links und ſuchte ſtürmiſch das Weite. Ich fand wohl etwas Schweiß 6½ Fuß hoch in den Bäumen, aber nicht mein Wild, trotz fünfſtündiger Nachſuche. Das iſt alſo Elefant Nr. 7, auf den ich geſchoſſen, und nur einer iſt zur Strecke; das muß unbedingt beſſer werden! Auf der andern Seite iſt die große Praxis ja nicht zu unterſchätzen; denn ich bleibe heute in unmittelbarer Nähe eines Elefanten ebenſo ruhig wie auf einer Haſentreibjagd. Nach dieſen Mißerfolgen hatte ich mehrere Tage lang keinen Schuß, da ich auf kein andres Wild wie auf Elefanten ſchießen wollte, bis einer zur Strecke war.

Geſtern, am 13. Februar, befand ich mich nicht weniger wie zwei Stunden ganz in der Nähe eines großen Elefanten und hoffte, das Tier würde aus dem Dickicht heraus auf die kleine Lichtung treten, auf der ich hinter einem Strauche ſehr gut verſteckt war.

Der Elefant stand eine halbe Stunde auf 17 Schritt vor mir. Ich konnte ihn sehr gut sehen; nur gerade der Kopf mit der empfindlichen Stelle war durch grüne Äste verdeckt. Der Elefant hielt seine Richtung auf mich zu vollkommen inne, und bald präsentierte er mir seine ganze Brust, die Läufe und den Rüssel. Er schob die Äste, die seinen Riesenkopf bedeckten, schon vor und zur Seite; im nächsten Moment mußte er ganz entblößt vor mir stehen und mir so den Schuß leicht machen; da plötzlich hob er den Rüssel in die fatale Position, von der ich weiß, daß er dann sichert, und machte plötzlich zwei Schritte rückwärts, dann drehte er sich um und verschwand im undurchdringlichen Dickicht. Eräugt hatte er mich nicht, denn ich war zu gut versteckt, und das Sehvermögen der Elefanten ist bei Tage nur unbedeutend; sein äußerst feines Witterungsorgan aber hatte mich offenbar ausfindig gemacht und ihn zum Rückzuge bewogen.

Heute erlegte ich in Palletta Pana einen prachtvollen Büffel, der es mir leicht machte. Er präsentierte mir auf 40 Schritt sein Blatt, auf das ich eine solide Kugel Kaliber 500 setzte; er warf sich auf den Schuß herum und stürmte einige Schritte voran. Eine zweite Kugel aber bannte ihn, zweimal durchs Herz geschossen, an die Stelle. Am Abend gegen 10 Uhr kamen einige der wenigen Bewohner, die hier die ausgedehnten Viehherden bewachen, mit der Nachricht, ein großer Elefant sei soeben in einen der kleinen Gemüsegärten eingetreten, und da es Vollmond war, machte ich mich bald auf den Weg, nachdem ich die Büchsen mit weißem, aus Watte bestehendem Korn versehen hatte. Der Einbrecher hatte sich aber vor meinem Erscheinen bereits entfernt und kam auch bis um 2 Uhr morgens nicht wieder.

14. Februar. Heute habe ich zum ersten Male in Ceylon einen Leoparden gesehen, beschossen und gefehlt. Ich trat aus dem Wald auf eine Lichtung, auf der in der Nähe eines kleinen Sees ein weibliches Stück Rotwild äste. Auf mein Erscheinen hin suchte das Tier das Weite, während quer an mir vorüber auf etwa 80 Schritt ein Leopard setzte. Auf meinen ersten Schuß blieb er stehen und äugte mich an, worauf ich, ohne erst gut zu zielen, die zweite Kugel abgab, und zwar zu schnell, da ich befürchtete, daß er mit einem Sprung meinem Blick entrückt sein würde. Die Kugel schlug wenige Zentimeter zu hoch auf einen Baum auf — ein unverzeihlicher Fehlschuß,

und der Leopard brachte sich schleunigst in Sicherheit. Auch er war auf der Jagd, und zwar auf das äsende Alttier, dem ich durch mein zeitiges Erscheinen unzweifelhaft das Leben rettete.

Heute, am 16. Februar, erreichte mich durch einen speziellen Boten die Nachricht, daß am 23. der „König Albert", eines der besten Schiffe des Norddeutschen Lloyd, von Colombo nach Shanghai ginge, und ich habe mich entschlossen, auf den ersten besten Elefanten zu schießen, vorausgesetzt, daß er eine annehmbare Stärke hat. Da mir

Im Feuer geblieben.

Conen Appo versichert, in der Nähe von Kerinda stehe eine große Herde, so trete ich den Rückweg an, und werde mir erlauben, einen Herdenelefanten zu schießen, denn ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich des monatelangen Jagens, ohne einen andern Menschen zum Gedankenaustausch zu haben, überdrüssig werde.

In Kerinda wurde mir die Jagd sehr leicht; wir fanden schon am ersten Morgen die frische Fährte einer Elefantenherde, und nach zweistündiger vorsichtiger Birsche placierte mich Freund Usaw vor ein Rudel Elefanten, das aus etwa acht Stücken bestand, von denen vier auf einer kleinen Lichtung standen. Einer davon präsentierte

ſeine Stirne vorzüglich zum Schuß; es fragte ſich nur, ob ich es riskieren ſollte, auf einen der Elefanten zu ſchießen — ein Unternehmen, das nicht ratſam iſt, da man ja nie weiß, wohin die übrigen Tiere, durch den Schuß erſchreckt, laufen, und der Jäger in die Gefahr kommt, von einem dieſer graziöſen Dickhäuter umgerannt zu werden. Uſaw wollte ſo recht nicht heran, da ihrer zu viele waren, wie er glaubte, und da nirgends ein Baum war, hinter den man hätte ſpringen können. Ich wollte aber meine Jagdtour beendigen und beſchloß, zu ſchießen, und zwar nicht mit Kaliber 10, das bei mir in Ungnade gefallen, ſondern mit der 500-Büchſe, und, in Ermanglung einer Stahlkugel, mit einer gewöhnlichen Bleikugel; denn ich war feſt davon überzeugt, daß das Geſchoß, richtig aufgeſetzt, durch die Kopfhaut ſchlagen und das Gehirn erreichen würde. Der Schuß krachte, und Uſaw und ich waren mit einem Sprung hinter einen Strauch, der wenigſtens etwas Schutz bot. Das Reſultat des Schuſſes konnten wir des leidigen Pulverdampfes wegen nicht ſehen; aber lebendig war das Dſchungel um uns herum geworden; in alle vier Himmelsgegenden ſtoben die erſchreckten Tiere auseinander. Gott ſei Dank aber kam keines gerade auf uns zu; ein mittelgroßer Elefant lief auf wenige Schritt an uns vorüber, und Uſaw konnte es nicht unterlaſſen, ihm eine faule Zwetſche nachzuwerfen. Nach wenigen Minuten war es wieder ruhig im Walde. Auf das donnerähnliche Krachen folgte das Geräuſch eines in der Ferne fahrenden Zuges, dann brach hier und da noch ein ſtarker Aſt, und der Friede war wiederhergeſtellt. Die Stelle, auf welcher der beſchoſſene Elefant geſtanden, bedeckte er mit ſeinem Körper. Die Kugel war in das Gehirn gedrungen und hatte ſeinen ſofortigen Tod veranlaßt. Bald waren Kopf und Füße abgetrennt, und zurück ging's noch in derſelben Nacht in Eilmärſchen nach Colombo. Hier fand ich eine Einladung zur Tigerjagd in Korea vor, entſchloß mich aber, für einige Monate die Büchſe an den Nagel zu hängen und über China, Japan und Amerika nach Europa zurückzukehren.

Zehntes Kapitel.

Jagd in Neufundland. – Auf Elchjagd.

Obgleich Neufundland ſchon längſt gefunden, iſt es ohne Zweifel noch recht wenig in weiteren Kreiſen bekannt, d. h. wenig beſucht. Ich habe z. B. noch nie eine lebende Seele angetroffen, die das Land geſehen. Rein als Forſcher hätte ich mich nie veranlaßt geſehen, dieſen hohen Norden zu beſuchen, der lediglich durch die nach ihm benannten Hunde und durch ſeine Sandbänke, welche die von Europa kommenden Dampfer paſſieren, dem Namen nach bekannt iſt. Die Ausſicht aber, hier in Geſellſchaft von Herrn Caeſar und Frau Gemahlin der Jagd auf Karibou, das ſind Renntiere, obliegen zu können, war für mich beſtimmend, am 16. September 1900 New York in Begleitung meiner Freunde zu verlaſſen, um die, wie es hieß, beſte Jagdzeit, nämlich bis zum 1. Oktober, auszunutzen.

Für europäiſche Begriffe iſt die Reiſe nach Neufundland ſehr weit, dauert ſie doch, wenn alles klappt, vier Tage und vier Nächte. Gott ſei Dank ſind aber die Leute hierzulande leichter von Entſchluß wie im alten Erdteil; zudem wird dem Menſchen das Reiſen in Amerika bedeutend leichter gemacht wie in Europa mit ſeinen antediluvianiſchen Eiſenbahnverhältniſſen. Die erſte Nacht verbrachten wir in Boſton, um am nächſten Morgen die Boſton- und Mainebahn zu benutzen, die den ganzen Tag über durch den landſchaftlich wenig bietenden Staat Maine fährt. Die Nacht und den folgenden Tag fährt der Zug durch die kanadiſchen Staaten New Brunswick und Nova Scotia, bis man endlich am Abend des dritten Tages in North Sidney anlangt, von wo das Schiff hinübergeht nach Port aux

Basques, dem Haupthafen des westlichen Teils der Insel und zugleich Ausgangspunkt der Bahn nach St. John, der Hauptstadt des Landes.

Leider trieb ein heftiger Sturm an diesem Abend ein solches Unwesen, daß Caesars die Überfahrt nicht riskieren wollten und in North Sidney zurückblieben, während ich mit dem Dampfer „Bruce" die Überfahrt antrat, nachdem der Kapitän sieben Stunden auf besseres Wetter gewartet hatte. Die achtstündige Überfahrt war ziemlich rauh, und wir langten erst gegen 12 Uhr mittags in Port aux Basques an. Dieses ist ein reizendes Städtchen, das mit seiner felsigen Bucht und seinem friedlichen Äußern ganz an Neuseeland erinnert. Hier besorgte ich nun zunächst meinen Jagdschein dritter Klasse zu 320 M., der zum Abschuß von fünf männlichen und zwei weiblichen Karibou berechtigt. Unter Präsentierung des Jagdscheines ließ die Zollbehörde sämtliche Bagage, Gewehre, Munition und Konserven auf die kulanteste Weise passieren; ich brauchte nichts zu öffnen und auch keinen Zoll zu bezahlen. Mein Ziel auf der Bahn, die ich nun bestieg, war die Station Winter, wo ich dank der achtstündigen Verspätung erst 2 Uhr nachts ankommen sollte.

Winter liegt in dem Distrikt, den die Renntiere alljährlich im Herbst auf ihrem Marsch von Norden, wo sie den Sommer zubringen, nach dem Süden, wo sie nach Art der feinen Welt überwintern, passieren. Da die Bahn von West nach Ost führt, sind die Tiere genötigt, diese zu überschreiten, und so braucht sich der Jäger nur auf den Renntierpässen anzustellen, um während dieser Jahreszeit Hunderte und Tausende der Karibou nach Süden ziehen zu sehen. Die Jagdsaison beginnt am 15. Juli und dauert bis 15. Februar, mit Ausnahme der Tage vom 1. bis 20. Oktober. Erfahrungsgemäß ziehen die Tiere gerade an diesen Tagen am stärksten, und um zu vermeiden, daß sie dann vom Bahndamm aus zu Hunderten hingeschossen werden, hat die Regierung verständigerweise diese Tage als Schonzeit angesetzt. Natürlich sind die zehn Tage vor dem 1. und die zehn Tage nach dem 20. Oktober die besten Jagdtage, da das Wild mehr wie einen Monat gebraucht, um den Süden zu erreichen. Ich befinde mich hier am 20. September und sollte deshalb gute Chance haben.

Als der Zug um 2 Uhr nachts in Winter hielt, war es bitterkalt; der Wind blies, als ob er neugierig wäre, zu sehen, was unter den Röcken und Jacken säße, die ich anhatte. Es war keine Tem-

peratur unter Null, ſondern feuchte Kälte, die man mehr fühlt wie einige Grad Froſt. Der Führer erwartete mich am Zuge, und wenige Meter vom Gleiſe war das Zelt aufgeſchlagen. Als ich es betrat, ſah ich zu meinem größten Leidweſen, daß die Pfeife des Zeltofens eben einige Fuß aus der Decke ausgebrannt hatte, ſo daß ich vor dem Einſchlafen in meinem Sack über mir die Sterne zählen konnte. Trotz aller Decken und Mäntel empfand ich die Kälte der Nacht aufs empfindlichſte, wohl nicht zum wenigſten aus dem Grunde, weil ich ſeit drei Jahren keinen Winter mehr mitgemacht

Bahnhof Winter.

hatte. Wenn ich von einer Station Winter geſprochen habe, ſo iſt dies dahin aufzufaſſen, daß ſie aus einem winzigen Blockhaus beſteht, in welchem außer dem Bette des Stationsvorſtehers nur noch ein telegraphiſcher Apparat Platz hat. Der Stationsvorſteher iſt das einzige lebende Weſen, das hier wohnt, und er verſieht außer ſeinem Poſten auch noch den eines Telegraphiſten und Weichenſtellers, und nach ſeinen Trophäen zu ſchließen, iſt er auch ein guter Schütze.

Am andern Morgen klagte mir der Führer ſein Leid, nämlich, daß ſein urſprünglicher Plan, nach den Red Indian Lakes zu gehen, vereitelt worden ſei. Er hatte allen Proviant und die Zelte da

hinaufgeschafft, sich aber mit dem Besitzer der Waldungen überworfen, und dieser wollte uns infolgedessen nicht die 40 km auf seiner Privatbahn fahren lassen. Der Führer hatte Leute ausgeschickt, um die Lagerbestände auf dem Landwege zurückzubringen, und wir sollten statt am Red Indian Lake, 71 km westlich von Winter, in der Nähe von Howley das Lager aufschlagen. Um dorthin zu gelangen, wollten wir den 12½ Uhr fälligen Güterzug benutzen und taten dies auch, als letzterer um 4 Uhr nachmittags am Horizonte auftauchte. Wie es in einem ganz neuen Lande nicht anders zu erwarten ist, sind die Eisenbahnverhältnisse mit Ausnahme der direkten Züge von Port aux Basques nach St. John äußerst mangelhaft, und so langten wir erst abends um 9 Uhr an unserm Bestimmungsort an, d. h. der Zug hielt, die Kisten und Koffer wurden hinausgeworfen, und ich befand mich in Gottes freier Natur, die nur von einem naßkalten Winde belebt wurde. Endlich um 11 Uhr war ein Zelt aufgeschlagen, und nachdem ich zum dritten Male an diesem Tage eine Mahlzeit, ausschließlich aus Gänseleberpastete bestehend, genossen, legte ich mich in meinen Sack, mit der Aussicht, diese Diät am Morgen weiter halten zu müssen, da der Train vom Red Indian Lake noch nicht angekommen war.

Früh um 7 Uhr am folgenden Tage war ich auf einem Karibouwechsel postiert; es dauerte nicht lange, so stellte sich ein weibliches Stück mit Kalb mir vor und sprang, ohne mich gesehen zu haben, zu meinem größten Erstaunen dicht neben mir in den See, gefolgt von seinem Sprößling. Der Führer erklärte mir nun, daß die Karibou das Wasser auf ihrem Marsch nicht als Hindernis ansehen und ganz vorzügliche Schwimmer sind, wovon ich mich auch überzeugen konnte; denn die Tiere schwammen erstaunlich schnell und hatten bald das gegenüberliegende Ufer des Sees erreicht. Es kamen dann noch zwei weitere Stücke weibliches Wild, das bekanntlich, ebenso wie das männliche, Geweih trägt, und ferner ein guter Bock auf ca. 300 m. Ich kam aber nicht auf ihn zu Schuß, da er sich im dichten Stangenholz bewegte. Das Gelände ist am Horizont bergig; hier, wo ich bin, hügelig und spärlich bewachsen mit schlechten Fichten und einigen Birkensträuchern. Allenthalben ist das Land mit kleinen Seen besät, in denen unzählige Fische, für die Neufundland bekannt ist, ihr Wesen treiben. Am Nachmittag hatte ich auch kein Glück,

dafür aber am Abend das Vergnügen, meine Jagdgefährten, die eben angekommen waren, begrüßen zu können.

Tags darauf nahm ich einen andern Stand ein, sah aber nur wenig Wild, bis ich gegen Abend auf eine Entfernung von 1½ km drei Karibou die vor mir liegende Ebene passieren sah. Es hieß nun, die Tiere, die auf ihrem Marsch meist ein gutes Tempo einhalten, abzuschneiden, und so ging es denn etwa 2 km weit über Stock und Stein, mein Führer, ein 18jähriger Bursche, mit der

Landschaft in der Nähe von Howley.

Büchse voraus. Während er lief, winkte er mir immer zu, um mich schneller laufen zu machen, und er konnte gar nicht begreifen, daß meine nicht trainierten Stadtlungen — und das Herz nicht zu vergessen — nicht dasselbe leisten konnten wie die seinigen. Er hatte aber recht. Große Eile tat not; denn schon lief ein weibliches Renntier auf etwa 150 Schritt an uns vorüber, gefolgt von einem zweiten, und dann kam wenige Schritt dahinter der Bock. Meine Pulse flogen; ich nahm deshalb meine Lieblings-, d. h. kniende Stellung ein und ließ gerade, als der Bock sich von mir abwandte, um einen Hang

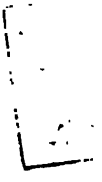
hinaufzusetzen, fahren. Das Tier brach zusammen; ich hatte es weit hinten ins Rückgrat getroffen. Das Geweih ist nicht stark und hat 19 Enden. Das beste erlegte Geweih zählt 74 Enden, und erst über 30 pflegt man ein Karibou stark zu nennen.

Der folgende Tag verlief für mich sowohl wie für Caesars resultatlos; er ist aber deshalb erwähnenswert, weil die sogenannten black flies, das sind ganz winzige schwarze Fliegen, die Plage Neufundlands, ganz besonders arrogant waren. Es ist eine wahre Tortur, dieses Ungeziefer, vor dem man sich gar nicht schützen kann, außer wenn man ein kleines Feuer anbrennt und sich den Rauch

Das Revier der Renntiere.

desselben ins Gesicht blasen läßt. So hat jedes Land seinen Fluch, unter dem der Jäger leiden muß; in Indien heißt er Ameise, in Afrika Moskito, hier Fliegen. Letztere sind aber wirklich so schlimm, daß sie dem Jäger tatsächlich die ganze Freude an der Jagd verderben können. Die Temperatur ist sehr wechselnd, manchmal sommerlich, manchmal bitterkalt, je nachdem der Wind bläst. Regen haben wir auch schon gehabt; im großen und ganzen aber läßt sich das Klima mit der nötigen warmen Kleidung ganz gut ertragen. Heute schreiben wir schon den 28. September — noch zwei Tage und die Schonzeit beginnt; richtiger nur noch ein Tag, denn der 30. ist ein Sonntag, und an diesem Tage zu jagen, ist gegen das Gesetz.

Neufundland-Renntier. (Rangifer terrae novae Bangs).



Von den 21 Tieren, die wir zu erlegen laut Jagdschein berechtigt sind, haben wir erst fünf zur Strecke, und davon ist nur eines ein ziemlich gutes Geweih. So sind wir denn nach den großen Erwartungen bitter enttäuscht; aber wir sind nicht die einzigen; denn es geht allen Sportleuten, die der Eisenbahn entlang ihr Lager aufgeschlagen haben, nicht besser. Einige von ihnen sind bereits mit leeren Händen wieder davongefahren. Der Grund ist, daß die Tiere ihre Reise nach dem Süden noch nicht angetreten haben. Sie kommen nur einzeln dahergezogen, meist weibliches Wild mit den Kälbern. Ich habe z. B. bis heute, d. h. während der acht Tage, nur 34 Tiere gezählt, während im vorigen Jahre an dieser selben Stelle und zur selben Zeit in acht Tagen 21 starke Karibou zur Strecke kamen. Die Führer und landeskundigen Leute behaupten, es sei zu warm, und das Wild fühle noch kein Bedürfnis, den kalten Norden mit dem sonnigen Süden zu vertauschen. Natürlich gibt's auch einiges zu beichten.

Am 25. schoß Herr Caesar statt des Hirsches die beiden ihm vorausgehenden Tiere, während der erstere das Weite suchte, und am selbigen Tage fehlte ich einen stark Geweihten flüchtig auf 200 Schritt, nachdem ich 1 km im Sturmschritt zurückgelegt und ganz ausgepumpt und mit fliegenden Pulsen zu Schuß kam. Ein weiterer Umstand, der die Strecke sehr beeinträchtigt, ist der, daß zu viele Jäger hier in demselben Revier jagen. Ein junger Amerikaner setzte sich dieser Tage, ohne daß wir es wußten, vor uns auf die Renntierfährte und schoß den daherkommenden Hirsch fort. Tags darauf spielte ich ihm denselben Trick, indem ich ihm vor seinen Augen einen Hirsch fortschoß. Dieser hat, wie der erste, nur 19 Enden, also ein schwaches Geweih. Das beste Geweih von Herrn Caesar ist ebenfalls schwach. Es ist ein 30-Ender, ist aber hübsch geformt und ziemlich lang. Außer diesem Hirsch und einem Tier, das Frau Caesar fehlte, kam sonst kein Karibou zu Schuß. Wie in den meisten Fällen, so auch hier, kommt der Jäger zum ersten Male stets in ein fremdes Land, um zu lernen, und das zweite Mal erst glückt die Jagd. Vor allen Dingen ist es ein Fehler, so nahe an der Bahn zu bleiben, wo alles jagt. Man muß ins Land hinein an einen einsamen Platz, wo man das Feld für sich hat, und zwar am besten Ende Oktober. Zu dieser Zeit ist das meiste Wild nach Süden gezogen; man trifft

es zusammen und kann sich dann die besten Geweihe mit Muße aussuchen.

Heute morgen habe ich eine Tour ins Innere, von der Eisenbahn aus gerechnet, unternommen, um den vielen Büchsen aus dem Wege zu gehen. Das war aber ein Stück Arbeit! Mein Ziel war eine Blöße, und um dorthin zu gelangen, mußte ich den Wald passieren, in dem der Waldbrand erst einmal sein Zerstörungswerk verrichtet hat. Man unterscheidet hier Wald, in dem es gar nicht gebrannt hat, und dieser ist dicht, aus Birken und Föhren bestehend; zweitens solchen, der einmal gebrannt, in diesem liegen die schwächeren Baumstämme in einem unbeschreiblichen Chaos durcheinander, und drittens

Unser Lager in Neufundland.

den Wald, in dem das Feuer zweimal gewesen, und in diesem kann man bequem umherschreiten, da die gefallenen Baumstämme meist ein Raub der Flammen geworden sind. In dem einmal vom Brand heimgesuchten Wald turnt der Jäger auf den glitscherigen Fichtenstämmen einher, manchmal durchbrechend, um unten in den Morast zu fallen oder sich einen spitzen Fichtenast in den Leib zu jagen. In der Tat wurde es mir heute erst klar, daß ich meinen Beruf verfehlt und statt alles anderem Seiltänzer hätte werden sollen, um in diesem Gelände vorwärts zu kommen. Das ewige Auf-dem-Anstand-sitzen ist weiß Gott langweilig, und man sehnt sich nach einem Birschgang. Hierzulande kann man aber frei nach Schiller singen: „Der Birsch-

gang aber ist fürchterlich, und der Mensch versuche die Wälder nicht und begehre sie nimmer und nimmer zu schauen, wenn er kam nach Neufundland, um sich zu erbauen!" Dazu ging heute ein starker Regen nieder, so daß ich schließlich ganz durchnäßt an meinem Ziele anlangte, nur um zu konstatieren, daß der Wind sich gedreht hatte und jedes Tier mich auf 1 km sichern würde. So kehrte ich denn wieder heim ins Zelt, um meine nassen Kleider mit feuchten zu vertauschen. Vorgestern hatten wir ziemlich starken Frost; das Wasser war mehrere Zentimeter dick gefroren; der Tag war dann aber wieder so warm, daß die Tiere keinen Grund hatten, nach Süden zu ziehen.

Endlich, am Sonntag, nach einer kalten Nacht, war uns Diana nach unsrer hartnäckigen Ausdauer etwas holder; denn Caesars erlegten an diesem Tage drei gute Karibou und ich einen 27-Ender mit mittelmäßigem Geweih. Es bot sich mir die beste Gelegenheit, eine Dublette zu machen, da zwei Geweihte mit einem weiblichen Stück aus dem Walde austraten und mir in die Büchse liefen. Auf 60 Schritt heran, nahm ich den am weitesten Entfernten aufs Korn, da ich dann mit dem zweiten leichtes Spiel haben würde. Das Tier bäumte nach dem Schuß auf und flüchtete in den Wald zurück, und als ich nun mit aller Ruhe auf den zweiten drückte, versagte mein Gewehr. Schnell hatte ich zwei neue Patronen hineingeschoben und drückte ab, aber wiederum zwei Versager. Das beschossene Renntier stand auf etwa 150 Schritt hinter einer Tanne, offenbar krank, während das zweite nun in weitem Bogen mit dem weiblichen Stück herumlief, um nach einigen Minuten auf 300 Schritt breit an mir vorbeizuflüchten. Ich sandte ihm eine Kugel nach. Die Patrone ging jetzt endlich los, aber sie schien gefehlt zu haben. Mein erst beschossenes Stück fand ich bald; es hatte sich niedergetan, wurde aber bei meiner Annäherung wieder hoch; zwei weitere Kugeln bannten es dann an die Stelle. Die erste Kugel saß gut Blatt, und es ist nur der großen Zähigkeit der Renntiere zuzuschreiben, daß der Hirsch nicht im Feuer blieb. Über das Versagen meiner lieben 500-Expreßbüchse bin ich natürlich sehr traurig. Tausende von Schüssen habe ich daraus abgegeben, ohne je einen Versager gehabt zu haben, und jetzt fünf hintereinander. Das Gewehr ist letzthin in London gereinigt und poliert worden, und da hat man es wohl schlecht zusammengesetzt.

Am Gewehr muß es ja liegen; denn es ist kaum anzunehmen, daß fünf Elenhülsen hintereinander versagen. (Wie sich später herausstellte, war es doch ein Fehler der Patronen, die zehn Jahre in New York gelegen hatten und bei denen das Zündhütchen verdorben war.) Das Renntier, das als zweites in der Dublette figurieren sollte, wurde bald darauf von Herrn Caesar erlegt, und ich freute mich, am Abend konstatieren zu können, daß meine Kugel die rechte Schaufel des Geweihes durchschlagen hatte.

Eigentlich hätten wir nun aufhören müssen zu jagen, da am 1. Oktober die Jagdsaison bis zum 20. schließt. Die Führer versicherten uns aber, daß die Regierung nichts dagegen habe, wenn Sportleute 2—3 Tage länger jagen, vorausgesetzt, daß sie die auf den Jagdscheinen angegebene Zahl von Renntieren noch nicht erlegt haben. So beschlossen wir, Montag und Dienstag noch zu jagen, da uns ja noch 12 von den 21 Tieren, die wir erlegen durften, fehlten. Meine 500-Expreßbüchse war nun natürlich stark im Verruf und wurde nur aus alter Anhänglichkeit mit hinausgenommen. Ich gab an diesem Tage den ersten Schuß aus meiner neuen 375-Expreßbüchse, ca. $9^1/_2$ mm, in Ermanglung eines männlichen auf ein weibliches Renntier ab. Ich untersuchte die Wunde genau und fand bestätigt, was der Büchsenmacher für dieses Kaliber beansprucht, nämlich daß sie furchtbar reißt resp. eine heillose Zerstörung im Körper des Wildes anrichtet. Die Patronen, von ganz unscheinbarer Größe, sind mit dem rauchlosen Cordítpulver geladen, das der Kugel eine besonders große Geschwindigkeit und infolgedessen dem Tier einen verhältnismäßig starken Chok gibt.

Am vorletzten sowohl wie am letzten Tage hatten Herr und Frau Caesar das Glück, noch je ein gutes Renntier zu erlegen, und zwar hat die Dame erfreulicherweise das beste Geweih von allen, nämlich einen 33-Ender, zur Strecke gebracht. Somit haben Caesars sechs von zehn Böcken, und zwar sechs gute erlegt, während ich mich mit drei von fünf begnügte, wovon nur einer ziemlich gut. Es wird mir so nichts andres übrigbleiben, als die Insel noch einmal zu besuchen, um das Angefangene zu vollenden, und zwar werde ich nächstes Mal nicht das Risiko laufen, ob die Tiere ziehen oder nicht, sondern erst später in der Jahreszeit, d. h. nach dem 20. Oktober, hierherkommen und die Tiere dann im Süden an dem Platz, wo sie

überwintern, aufſuchen. Dem Führer kann ich keinen Vorwurf machen für mein ſchlechtes Reſultat, denn im vorigen Jahre war das Jagdrevier, in dem wir jagten, um dieſe Jahreszeit ganz vorzüglich. Die Tiere ziehen eben in dieſem Jahr der warmen Witterung wegen erſt ſpäter.

Am 3. Oktober traten wir die Heimreiſe an. Caeſars direkt nach New York, ich auf die Elchjagd, und zwar beabſichtigte ich, von Truro aus zu jagen. Als ich auf dem Wege nach Neufundland

Die Geſamtſtrecke in Neufundland.

durch Truro kam, ſah ich zwei mit Vorderladern bewaffnete Indianer, die mir auf Befragen mitteilten, ſie gingen auf die Elchjagd und ſeien Führer. Da mir von einigen Ortsangeſeſſenen verſichert wurde, es ſeien zuverläſſige Leute, ſo engagierte ich ſie für den 6. Oktober, um mich auf der Elchjagd führen zu laſſen. Im letzten Moment aber änderte ich den Plan auf die Veranlaſſung eines Herrn hin, den ich zufällig auf der Bahn traf. Dieſer verſicherte mir, daß er in Ontario ein Revier kenne, wo ich ganz ohne Zweifel binnen zehn Tagen einen Elch erlegen könne, und er gab mir die Adreſſe

eines gewissen M., der an Ort und Stelle alles für mich engagieren würde. So beschloß ich, statt in Nova Scotia, über das ich gar keine Information hatte, in Ontario zu jagen. Von Truro aus benutzte ich den Zug, der von Halifax nach Montreal führt, und langte nach 24stündiger Fahrt an letzterem Platze an. Hier fand ich eine telegraphische Antwort vor von Herrn M., und ich fuhr daraufhin sofort weiter nach Sturgeon Falls.

Sturgeon Falls liegt in der Provinz Ontario, nordwestlich vom Nipissingsee, und ist auf der Canadian Pacific-Eisenbahn von Montreal aus in zwölf Stunden zu erreichen. Die kleine, aus 350 Seelen bestehende Stadt hat ihren Namen von den Wasserfällen, die hier der reißende Sturgeonfluß bildet. Am Bahnhof empfing mich Herr M., ein liebenswürdiger Mann von etwa 35 Jahren. Dieser hat als Führer der liberalen Partei in dieser Gegend ein Interesse daran, Fremde und somit Geld in den Ort zu bringen, und bezieht vielleicht auch eine Kommission von den Ladeninhabern, wo man seine Sachen kauft; außerdem versieht er das Amt eines Polizeichefs, ist Staatsanwalt bei Gericht und oberster Jagdaufseher. Er stellte mir nun zunächst die Leute vor, die mich begleiten sollten. Es waren drei Indianer, John sen., John jun. und Commanda, und Jonny, der Koch, der kaukasischen Rasse angehörig. Dieses war die Mannschaft für die beiden Kanoes, in deren einem ich und in deren anderm das Gepäck Platz finden sollte.

Die Indianer sind nicht die, welche uns aus „Lederstrumpf" bekannt sind, d. h. die Rothäute, sondern diese Leute sind Halbblüter, eine Mischung von Lederstrumpf und Kaukasus, und zwar ist diese Kreuzung eine sehr gute; denn die Menschen sind äußerst kräftig und ausdauernd, zum Unterschied von den Abkommen der meisten andern Mischungen von verschiedenen Völkerrassen. Im Laufe des Morgens hatte ich alles Nötige in Sturgeon Falls zusammengekauft, und die Abreise war für den andern Tag geplant. Die Indianer sollten mit den Kanoes auf einem Lastwagen um 4 Uhr morgens die 14 km flußaufwärts fahren, die der mannigfachen Strom-

ſchnellen und des angeſammelten Floßholzes wegen nicht ſchiffbar ſind, während ich um 6 Uhr in einem leichten Wagen folgen ſollte. Am Nachmittag fuhr mich Herr M. zu einem Bauern aufs Land hinaus, der außer Landwirt auch ein bißchen Ausſtopfer iſt, um mir einige Elchköpfe zu zeigen. Der Bauer aber, der unzweifelhaft viele Köpfe da hatte, zeigte ſie uns nicht, da die Jagdſaiſon noch nicht eröffnet und M. hier oberſter Forſtbeamter war. Die Fahrt war jedoch inſofern intereſſant, als ſie mich mit den Wegeverhältniſſen bekannt machte. Was man hier Wege nennt, würde bei uns als unpaſſierbarer Moraſt bezeichnet werden, und es gehören

Meine beiden Begleiter John ſen. und John jun.

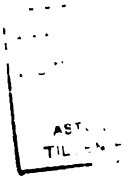
Pferde mit Engelsgeduld und Gleichmut dazu, um einen Wagen hier durchzubalancieren. Ich glaubte, verſchiedentlich meine Rippen krachen gehört zu haben, bei näherem Zuſehen war es dann aber nur das Ächzen der vorzüglichen Wagenräder geweſen.

Am nächſten Morgen war ich um 6 Uhr bereit und wartete auf meinen Arrangeur, der mich hinausfahren ſollte. Aber vergebens; er kam nicht, und ich beſchloß, ihn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Hier teilte mir eine weinerliche Frauenſtimme mit, daß der Herr des Hauſes noch nicht zurückgekommen ſei ſeit dem letzten Abend. Jetzt begann es bei mir zu dämmern. Ich wanderte nun von einer

Kneipe zur andern, um meinen verlorenen Freund, ohne den ich ja nichts machen konnte, zu suchen. Als ich bei dieser Gelegenheit an dem Stalle des Hauderers vorbeikam, sah ich meine ganze Ausrüstung und die beiden Kanoes auf der Straße liegen, dazu bei strömendem Regen. Der Kutscher teilte mir mit, er habe um 4 Uhr angespannt gehabt, die Indianer seien aber so betrunken gewesen, daß er sie in den Stall gelegt habe, wo sie noch seien. Von M. keine Spur! Endlich sagte mir ein Herr auf der Straße, daß mein Freund in Clifton House übernachte, und nachdem ich einen Jungen mit einem Apfel bestochen, mir den Weg dorthin zu zeigen, langte ich, jetzt schon ganz durchnäßt, dort an. Der Besitzer wußte von nichts, stellte es mir aber anheim, die Schlafzimmer zu revidieren, was ich denn auch sofort tat. In einem dieser niedrigen Räume entdeckte ich denn meinen Polizeichef mit seinen Kneipkumpanen, angezogen auf dem Bett liegend. Mit Hilfe des Wirtes brachte ich ihn auf seine Beine, stellte mich von neuem vor und hatte ihn auch bald so weit, daß er sich, wenn auch nur dunkel, des gestrigen Tages und meiner Person erinnerte. Wir gingen nun zum Stall, um die Indianer zu holen, und fanden diese sehr vergnügt bei der Morgentoilette. Jetzt wollten die Kerle zuerst noch frühstücken, also immer noch mehr Zeitverlust! Es war aber nichts daran zu ändern, und ich ging mit, um zu sehen, daß das Frühstück nicht den Charakter eines Frühschoppens annahm.

Endlich, um 9 Uhr, war alles auf den Wagen gepackt, die Indianer obenauf, und ich folgte mit M. in einem Buggy um 10 Uhr nach. M., dem ich einen starken Pick-me-up verabreicht, war jetzt wieder auf der Höhe und fuhr mich mit großer Eleganz durch den Morast, indem er meinte, der Regen sei an allem schuld. Das Frühstück nahm ich auf dem sauberen Gehöft des Agrariers Pino ein und stieß endlich 2 Uhr nachmittags mit den beiden Kanoes vom Ufer ab, um den Sturgeonfluß bis zur Mündung des Tomagamyflusses hinaufzufahren. Die Indianer handhabten die Boote meisterhaft, und wir legten ca. 5—6 km in der Stunde zurück. Für das schauderhafte Wetter wurde ich einigermaßen durch die reizende Landschaft entschädigt. Der Fluß ist auf beiden Seiten mit dichtem Wald bestanden, in dem außer der Tanne die Birke eine Hauptrolle spielt; aber auch viele Ahorn und Buchen sind vertreten mit

Portage in Kanada.



ihrem um diese Jahreszeit herrlich gefärbten Laub. Die Ufer sind mit Haselnußsträuchern und überhängenden Weiden bewachsen, und hier leben die kleinen Wildenten, die manchmal zu zwei und zu vier, durch das Boot aufgeschreckt, vor uns aufsteigen. Im Anfang der Fahrt liegen auf beiden Ufern Bauernhöfe. Der Klang der Kuhglocke ist allenthalben vernehmbar; je weiter man aber kommt, desto seltener werden die Menschen.

Abends um 7 Uhr langten wir an dem sogenannten Post office an, wo übernachtet werden sollte. Der Besitzer des Blockhauses, das ich jetzt betrat, war ein freundlicher kanadischer Franzose, wie fast alle Bewohner dieses Teiles von Kanada französischer Abkunft sind. Das Haus, das wohl eine Tür, aber kein Fenster hatte, bestand aus einem Raum, der in der Mitte durch eine Bretterwand in zwei Teile getrennt wurde. Der Teil, den ich betrat, war Wohn- und Speisezimmer sowohl wie alles andere, während der andere die Schlafgemächer repräsentierte. Die Bauern waren gerade beim Abendbrot, außer dem Besitzer und seiner Frau, die sich einer phänomenalen Figur erfreute, sieben Kinder und zwei Knechte. Mein erster Gedanke war, selbst abzukochen und das Zelt aufzuschlagen. Das würde aber am andern Morgen einen großen Zeitverlust verursacht haben, und so hieß es denn aushalten. Ein Glas Milch und einige Eier waren genießbar. Dann wurde ich in mein Schlafzimmer geführt, während die Indianer und Jonny, der Koch, unter das Dach krochen. Die ältesten von den Kindern hatten mir ihr Gemach abgetreten und schliefen in der Scheune, während neben mir, nur durch einen Vorhang getrennt, Monsieur und Madame mit den vier jüngsten ruhten, und das ohne Fenster bei geschlossener Tür. Das kleinste von den Kindern bekam gerade den ersten Zahn, was ich zu entschuldigen gebeten wurde. Na, die Nacht vergeß ich nie!

Am Morgen nahm ich eine Menge des lebenden Inventars meiner Wirte mit, von der Sorte, die nicht reklamiert zu werden pflegt. Gegen 7 Uhr ging die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf, und die herrliche Frische des Herbstmorgens ließ mich bald die Unbilden der Nacht vergessen. Wir passierten einige Kilometer Stromschnellen, wo die Leute stark arbeiten mußten, bis wir gegen 12 Uhr den Sturgeonfluß verließen, um nunmehr den Tomagamyfluß hinaufzufahren bis zum Cedarsee, meinem Ziel. Abends wurde

kampiert; ich hatte zwei Enten und zwei Waldhühner erlegt, die ganz vorzüglich mundeten. Sport ist die Jagd auf diese Tiere hier nicht; denn weder die Enten und noch weniger die Waldhühner steigen auf, sondern lassen den Schützen bis auf wenige Schritte herankommen, um dann 10 m weit zu fliegen. Für den Kochtopf aber macht es keinen Unterschied, denn die Tiere sind ganz vorzüglich von Geschmack, da ihnen jetzt die pikanten Waldbeeren, die hier wachsen, als Nahrung dienen.

Lager am Cedarsee.

Am folgenden Tage war die Reise äußerst beschwerlich; denn wir mußten nicht weniger wie siebenmal die ganze Bagage und die Boote längere oder kürzere Strecken über Land tragen, da, wo der Fluß einen Wasserfall bildete. Die Manipulation nennt der Indianer, nach dem Französischen, Portage und spricht es aus wie ein wirklicher Pariser. Abends langten wir an unserm Ziele an, am Ufer des malerischen Cedarsees, wo Lager gemacht wurde. Beim Erwachen am Morgen fand ich, daß alles in meinem Zelt naß war, die Gewehre ganz verrostet und die Leinwand straff von Feuchtigkeit. Als ich hinaustrat, lag ein so dichter Nebel auf dem See, daß ich keine zehn Schritt weit sehen konnte. Trotzdem fuhr ich bald aus in dem

kleinen Kanoe, das die Indianer mit erstaunlicher Sicherheit bei dem dichten Nebel um die zahlreichen Inseln und Felsen herumsteuerten, einem mir unbekannten Ziele zu. Während der Fahrt versuchte ich aus John jun., der Hauptmann ist, zu erfahren, wie man denn eigentlich hierzulande die Elche jage, ob bei Tag oder Nacht, zu Wasser oder zu Lande, auf der Birsche oder auf dem Anstand. Eine Unterhaltung mit dem Mann war aber kaum möglich; denn er antwortete auf alle Fragen, selbst wenn letztere mit „wann" und „wo" anfingen, mit einem stupiden „yes". Es war zum Verzweifeln; ich wagte es aber nicht, böse zu werden, da ich den Charakter der Indianer gar nicht kenne und man sich manchmal durch ein voreiliges Wort die Leute ganz verderben kann.

Gegen 12 Uhr machte ich Halt, um zu frühstücken, ohne weder ein Stück Wild noch eine Fährte davon gesehen zu haben; auch wollte es mir gar nicht einleuchten, daß es eine richtige Jagdmanier sei, bei hellem Tage auf einem offenen See herumzufahren, um einen Elch vor die Büchse zu bekommen. Allerdings habe ich mich überzeugt, daß die Wälder der Dichtigkeit wegen ganz unpassierbar sind, und die Stämme der gefallenen Bäume erlauben keinen Durchgang. Gott sei Dank konnte ich mich wenigstens über das Wetter nicht beklagen. Die Sonne hatte gegen 9 Uhr den Nebel durchbrochen und stand jetzt an einem wolkenlosen Himmel, eine angenehme Wärme verbreitend.

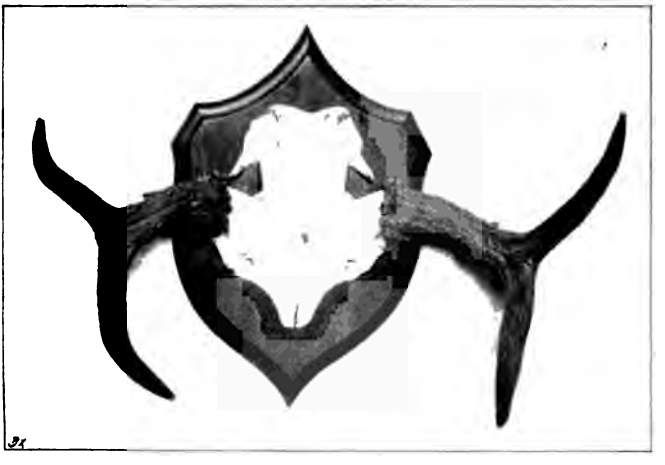
Die Landschaft ist ganz reizend; man fährt durch meist schmale und reißende kleine Wasserstraßen von einem See in den andern und ist beständig vom herrlichsten Wald, der bis dicht an das Ufer heran und darüber hinausreicht, umgeben. Vereinzelt sieht man große Tannen, Pendants zu den schönsten des Schwarzwaldes; daneben stehen vielhundertjährige Birken, aus deren Rinde der Indianer die Außenseite seines Kanoes herstellt. Wir hatten uns 17 km vom Lager entfernt und traten deshalb den Rückweg an: ich höchst verstimmt, die Indianer mit einem zufriedenen Lächeln, was mich nur noch mehr irritierte. Kaum waren wir vom Ufer abgestoßen, als John jun., der vor mir saß, ruhig mit der Hand nach vorne zeigte und das einzige Wort „Moose!", das bedeutet Elch, aussprach. In der Tat sah ich am Rande des Sees eine dunkle Masse sich von dem hellen Birkenlaub abheben; ich würde diese

aber nie als ein Tier angesprochen haben. Wie nun dem Elch auf dem großen offenen See beizukommen war, konnte ich mir gar nicht denken, und ich beschloß deshalb, gar nichts zu sagen oder mit den Indianern zu überlegen, sondern nur diese handeln zu lassen. John machte seinem hinter mir sitzenden Vater ein paar Zeichen, murmelte etwas Volapük, und dann setzten die beiden sehnigen Leute das kleine Fahrzeug in ein Tempo, daß ihm nur ein gutes Pferd hätte folgen können. Bald hatten wir eine kleine Insel erreicht, unter deren

Verbindung zwischen zwei Seen.

Schutz wir uns dem Elch ungesehen auf etwa 500 Schritt näherten. Dann ging's wie ein Pfeil um die Ecke und schnurgerade auf das Wild los, das langsam, bis zu den Knien im Wasser, am Waldessaum einherzog. Noch 100 m, dann legte John sich flach vor mir ins Boot, um mir beim Schuß nicht hinderlich zu sein, während der alte John das Boot geräuschlos und schnell vorantrieb. Wie ich schießen sollte, war mir ganz unklar. Stehen konnte ich nicht, knien auch nicht; dazu saß ich auf einem Gummikissen, das gewissen-

haft jede Bewegung der Nußſchale mitmachte. Der Elch, der ein mittelmäßiges Geweih trug, hatte das Boot, als wir bereits auf 200 Schritt heran waren, noch immer nicht bemerkt und ging ruhig ſeiner Wege. Noch 50 Schritt kommen wir näher; dann blieb er, uns anäugend, ſtehen, und ſofort ließ ich die Kugel fahren. Das Tier rührte ſich mit keinem Glied. „Alſo gefehlt!“ dachte ich; „und nun Vorſicht mit der zweiten Kugel!“ Ich legte an; aber drüber, drunter, drüber, drunter ging die Büchſe, ein Spiel der Wellen. Doch jetzt bin ich drauf; die Berge hallen vom 100fachen Echo wider: und der erſte Elch hat auf meiner Schußliſte Platz genommen. Die

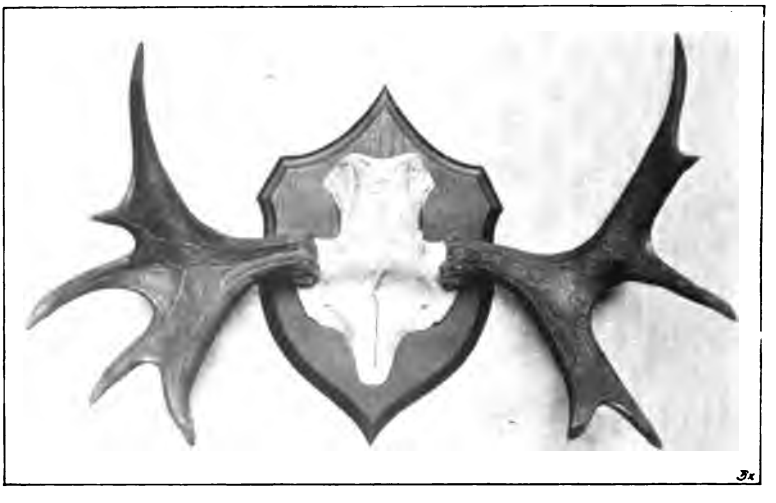


Kanadiſcher Elch (Alce americanus *Jard.*), einjährig.

Indianer brachen in ein lautes Freudengeheul aus, das angeſichts der vielen hundert Pfund Wildbret jedenfalls aus dem Magen kam. Als wir das Tier mit vieler Mühe an Land gezogen hatten, konſtatierte ich beide Kugeln: die eine Blatt, die andere durch den Hals. Letztere war die zweite, denn ſie hatte die Hauptblutader durchſchlagen und das Tier ſofort zu Fall gebracht. Nachdem das Boot mit dem Kopf und dem Geweih bepackt war, fuhr ich zurück zum Lager und ſchickte die Indianer aus, das Wildbret zu holen.

Gegen Abend paddelte mich John wieder hinaus auf den See, diesmal mit einem mächtigen Horn, aus Birkenrinde hergeſtellt, um den Elch zu rufen. Wir legten uns an einer geſchützten Stelle vor

Anker, und John ließ in regelmäßigen Zwischenräumen das Horn erschallen, ihm einen Ton entlockend, den ich nicht besser wie mit dem Stöhnen eines Menschen, der Krämpfe hat, vergleichen kann. Die Brunftzeit der Elche ist bereits vorüber. Da aber die Indianer nicht die Stimme des weiblichen Wildes, sondern die des Hirsches imitieren, kann man das ganze Jahr hindurch die Elche rufen; denn es heißt, der Elch ist stets neugierig und kommt, um sich zu überzeugen, wer in sein Revier eingebrochen ist. Heute tat er dies aber nicht, und ich kehrte, müde von einer 13stündigen Fahrt, ohne Rückenlehne in dem Kanoe, ins Lager zurück.



Kanadischer Elch (Alce americanus *Jard.*), zweijährig.

Bald nachdem wir am folgenden Tage früh um 5 Uhr wiederum bei dichtem Nebel das Land verlassen hatten, hörten die Indianer verschiedene Elche, und ich wartete zwei Stunden in der bitteren Kälte. Die Tiere mußten aber Wind bekommen haben; denn sie kamen nicht zum Vorschein. Weiter ging's über den See, als plötzlich bei einer scharfen Biegung ein Elch auf 150 Schritt vor uns steht und uns gerade ins Gesicht äugt. John machte down. Ich die Büchse an den Kopf, zwei Schuß; der Elch steht wie aus Erz gegossen; zwei neue Patronen hinein, noch ein Schuß! Der Elch bäumt und stürmt dem Walde zu, bricht aber auf den vierten Schuß im

Kanadiſcher Elch. (Alce americanus Jard.).

Feuer zusammen. Man sollte nicht glauben, daß dieser Zwischenfall von nur wenigen Sekunden mich aus einem halberfrorenen Zustande in den Dampf der Herrlichkeit versetzen konnte; und doch war es so; denn es hatte mich übermenschliche Anstrengungen gekostet, Visier, Korn und Elch in eine Richtung zu bringen, da ich mit nicht weniger denn einer dicken Jägerjacke, Flanellhemd, zwei gestrickten Jacken, Pelzrock und last not least einem mächtigen Ulster bekleidet war. Diese Kleidungsstücke haben zusammen einen Durchmesser von

Der Elch wird ans Land gebracht.

wenigstens 10 cm und verhinderten mich so, meinen Arm zu biegen.

Mein Elch Nr. 2 ist bedeutend stärker als mein erster und hat 13 Enden gegen zehn bei dem gestrigen. Nach zweistündiger Arbeit hatten wir das riesige Tier — es mußte wohl 600 Pfund wiegen — an Land. Leider konnte ich aber keine einzige Kugel konstatieren, da die Elche mit einer äußerst dichten Decke ausgestattet sind.

Am Nachmittag sah ich viele Fährten von Elchen im Wasser sowie frisch von den Tieren abgeäste Wasserrosen, so daß ich be-

schlossen habe, hier in der Nähe das Lager aufzuschlagen, um den Leuten und mir die langen Kanoereisen zu ersparen.

Am 12. Oktober sah ich kein Stück Wild; das Wetter war, wenn möglich, noch schöner wie tags zuvor und das jetzige Lager an einem Platz, der den ersten an Güte noch übertraf. Eine so angenehme und in jeder Beziehung befriedigende Jagdtour habe ich noch nicht gemacht. Ich werde mit den Indianern jetzt gut fertig; sie sind, seit ich die beiden Elche erlegt, zuversichtlicher und geben sich alle Mühe, mir noch mehr vor die Büchse zu bringen. Die Verpflegung ist ganz ausgezeichnet. Die Fische werden vor dem Zelt gefangen; den Waldhühnern schießt man aus den umstehenden Bäumen ganz vorsichtig nur den Kopf ab; die Enten steigen, wenn man es nur will, aus dem kurzen Wassergras und Schilf auf. Dazu kommt das saftige Wildbret des Elches, seine Zunge, seine Leber; wie gesagt, der Tisch ist grandios besetzt.

Am 13. Oktober hatte ich morgens um 5 Uhr bereits in einem Kanoe Platz genommen; denn ich wollte gerade den 13. ausnutzen, meinen Glückstag auf der Jagd. Ich erlegte an diesem Tage des Monats meinen ersten Elefanten, machte Dublette auf Elen in Südafrika, erbeutete den langersehnten Tiger in Indien, und heute fiel mir ein Elch und ein Otter zum Opfer. Als wir an die Stelle kamen, wo die Elche der Wasserrosen wegen gerne austreten, war ich erstaunt, zu sehen, welche Verwüstung die Tiere in der Nacht hier angerichtet hatten. Das Schilf war allenthalben niedergetreten; an der Oberfläche des Wassers schwammen die dicken Wurzeln der Wasserrosen, und überall sah man Blasen, die auf eine starke Bewegung des Wassers schließen ließen. Es läßt sich schwer sagen, wie viele Tiere hier in der Nacht gewesen waren; es müssen aber, nach der Größe des Komplexes zu schließen, — es waren vielleicht 100 Morgen, welche die Fährten zeigten, — sehr viele gewesen sein. Als ich hinkam, hatten sie sich alle entfernt, und mit der festen Absicht, die nächste Nacht hier zu wachen, verließ ich das Feld und wandte mich dem Islandsee zu.

Gegen 7½ Uhr — wir fuhren gerade auf dem spiegelglatten See einher — schlugen von links sich verfolgende Wasserringe an das Boot, deren Ursache wir in dem immer noch sehr dichten Nebel

nicht sehen konnten. Die Indianer wandten sofort das Kanoe und schlugen den Radius der Wasserkreise ein, um mich schon nach wenigen Minuten vor einen Elch zu bringen, der im See stand. Als das Tier unser ansichtig wurde, machte es Kehrt und flüchtete dem Walde zu. Die erste Kugel schlug, zu hoch geschossen, auf einen Baum auf; die zweite aber ging durch die Wirbelsäule in den Hals, um endlich im Lecker stecken zu bleiben. Leider war es nur ein Spießer, d. h. ein einjähriger Elch, dessen Geweih noch nicht die Schaufelform angenommen hat, sondern einfach aus nach den Seiten stehenden Stangen besteht.

Auf dem Islandsee angelangt, tauchten plötzlich vor dem Kanoe zwei Ottern aus dem Wasser auf. Ich schoß den einen — er blieb auf dem Wasser liegen — und machte mich an die Verfolgung des andern. Die Tiere schwimmen mit fabelhafter Geschwindigkeit unter Wasser und kommen dann auf Sekunden an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Bei dieser Gelegenheit trennte meine Kugel den Kopf des Tieres von seinem Rumpfe. Groß war aber dann meine Enttäuschung, den erstbeschossenen nicht mehr zu finden. Ich hatte ihn wahrscheinlich nur verwundet. Das Tier war dann untergetaucht und hatte sich am Boden des Sees an den Wurzeln festgebissen.

Um 8 Uhr abends langte ich wieder im Lager an, um nach eingenommenem Diner das Kanoe wieder zu besteigen. Wir fuhren mit der größten Vorsicht an die Stelle, wo wir am Morgen alle die Spuren gefunden, und machten das Boot da, wo der Mond mein weißes Korn gut beschien, fest; aber weder ein Elch war zu sehen noch ein Laut davon vernehmbar. Um 12 Uhr fing es an, nebelig zu werden; um 2 Uhr konnte ich kaum noch zwei Schritt weit sehen und kehrte deshalb, steif gefroren und mit starken Rückenschmerzen von dem langen Aufrechtsitzen, ins Lager zurück.

Den 14. Oktober setzte ich als letzten Jagdtag an; denn ich konnte einesteils mit drei Elchen zufrieden sein, ferner wurde es höchste Zeit, mit dem Führer in den Rocky Mountains definitive Arrangements zu treffen für eine Jagd auf Wapitihirsche. Ich brachte am letzten Tage, alle Chancen wahrnehmend, nochmals 22 Stunden ohne Erfolg im Kanoe zu und trat am nächsten Morgen

den Rückweg an. Die Indianer arbeiteten ganz vorzüglich, so daß wir die Strecke bis Pino, trotz der vielen Stromschnellen und Wasserfälle, wo unsere ganze Habe getragen werden mußte, in einem Tag zurücklegten. Abends um 11 Uhr schlug ich zum letzten Male das Lager auf, erreichte am folgenden Morgen wiederum per Wagen Sturgeon Falls und zwei Tage später New York.

Elftes Kapitel.

Auf Jagd in den Rocky Mountains.

Als ich im Frühjahr, von San Franzisko kommend, mit der Bahn durch die Rocky Mountains fuhr, hatte ich mir vorgenommen, auch diesem Lande bei der nächsten Gelegenheit einen Besuch abzustatten, um den herrlichsten aller Hirsche, den Wapiti, zu jagen. Nachdem ich New York nach den Jagden in Neufundland und Kanada drei Wochen genossen, verließ ich den großstädtischen Boden abermals am 9. November, um mich nach Cody im Staate Wyoming zu begeben, wo ich mittlerweile einen Führer engagiert hatte.

November ist eigentlich nicht der richtige Monat, um eine Jagdtour in den Rocky Mountains zu unternehmen; einesteils des äußerst kalten Klimas wegen, andernteils deshalb, weil die Bären sich um diese Jahreszeit bereits in ihre Höhlen zurückgezogen haben, um ihren Winterschlaf zu halten. Da ich aber vorhabe, demnächst dem hohen Norden einen Besuch abzustatten, um mich auf Eisbären zu versuchen, kam mir das kalte Wetter ganz gelegen, um zu konstatieren, wie der durch die Hitze verweichlichte Körper das Kampieren unter den Sternen bei strenger Kälte aushalten werde.

Die Reise von New York zum Jagdrevier ist schier endlos; vier Tage und vier Nächte fährt man mit der Bahn über Chicago und St. Paul nach Red Lodge im Staate Montana, der letzten Bahnstation, und von hier zwei Tage mit dem Wagen, bis man Cody im Staate Wyoming erreicht, den Ausgangspunkt zum Gebirge. Hier angelangt, traf ich mit meinem Führer Graham zusammen, der einen sehr guten Eindruck machte. Nach mannigfachen Vorbereitungen verließen wir, Graham, ein Koch und ein Pferdeknecht, das kleine

Städtchen Cody; Graham und ich zu Pferde, die beiden andern mit allem Gepäck zu Wagen. Unterwegs fingen wir auf den Prärien weitere 14 Pferde ein, die, in Gehege getrieben, hier mit Lassos eingefangen und mit Packsätteln versehen wurden.

Diese Prozedur war ein wirkliches Stück des amerikanischen Prärielebens, wie es der berühmte Buffalo Bill uns in Europa gezeigt hat. Nur widerwillig wollen die wohlgenährten Tiere ihre goldene Freiheit aufgeben, denn sie wissen, was ihnen bevorsteht. Die geschickten Leute werfen den bösartigen Pferden außer dem Lasso um den Hals noch einen zweiten um ein Hinterbein; letzteres wird

Mit dem Lasso eingefangen.

dann mit Gewalt hochgezogen und das Seil mit einer Schlinge am Hals befestigt. Der Gaul macht jetzt auf drei Beinen noch einige Sätze, beißt und keilt ein paarmal, bis er sich für besiegt erkennt und ruhig satteln läßt.

Den Rest des Tages und den Morgen des nächsten konnte das Gepäck noch per Wagen transportiert werden, dann wurde die ganze Habe in Pakete von 150—200 Pfund eingeteilt und auf die Pferde gepackt. Koch und Pferdeknecht stiegen jetzt auch in den Sattel, und die Kavalkade, bestehend aus 14 Packpferden und uns vier Reitern, geht in die Berge. Die Pferde benehmen sich im Anfang äußerst ungebärdig mit ihren Lasten; sie werfen sich auf den Boden, um

ihre Bürde abzuwälzen, so daß wir beständig bald zu einem, bald zum andern galoppieren mußten, um die Tiere zur Vernunft zu bringen.

Am Abend des zweiten Marschtages wurde Lager gemacht; die Pferde wurden ihrer Lasten entledigt und ohne Zaum und Zügel auf die Prärie gejagt, um dort ihr Futter selbst zu suchen. Am Abend war es nicht besonders kalt. Als ich aber in der Nacht aufwachte, fand ich mich steifgefroren, da nicht genügend zugedeckt, so daß ich vor Kälte nicht wieder einschlafen konnte. Beim Morgengrauen konstatierte ich —8° R. auf dem Thermometer, so daß ich froh war, die Glieder jetzt beim Pferdeeinfangen und Packen erwärmen

Packpferde.

zu können. Erst um 10 Uhr war alles bereit, und wir marschierten nun ohne Mittagspause, bis wir um 5 Uhr nachmittags an der Stelle anlangten, wo das Lager für einige Tage aufgeschlagen werden sollte.

Ich befand mich nunmehr in den hohen Bergen, die zum größten Teil aus nackten Felsen bestehen und nur an einigen Stellen, wo die Hänge weniger steil, dürftig mit Tannen bewachsen sind. Das Tal, in dem der reißende stinking river dahertost, ist mit Buchen, Eichen und Fichten bewachsen, und diesen Wald suchen die Hirsche im strengen Winter auf, um sich gegen die grimmige Kälte und den hohen Schnee zu schützen.

Am folgenden Morgen endlich, also neun Tage, nachdem ich New York verlassen, nahm ich zum erstenmal die Büchse zur Hand und birschte unter Grahams Führung auf den Höhenzügen eines kleinen Nebentales. Kaum waren wir eine halbe Stunde unterwegs, als auf dem gegenüberliegenden Berge ein geweihter Schwarzwedelhirsch sich vor uns flüchtete. Das Tal lag zwischen mir und dem Hirsch, als er auf Pfeifen des Führers stehen blieb, um gleich meine Kugel zu empfangen. Der zweite Schuß ging zu hoch, der dritte ebenfalls, der vierte brachte das Tier, das nun in großen Sätzen

Pferdeappell im Lager.

daherstürmte, zu Fall, und ich konnte stolz sein auf mein Debüt in den Rocky Mountains; denn die Entfernung betrug 250—300 m. Das Geweih ist nicht besonders gut und zählt acht Enden.

Bald nach dieser Tat fing es an zu schneien, so daß wir beschlossen, heimzukehren und am nächsten Tage mit Hilfe des Schnees zu birschen. Auf dem Wege zum Zelt stießen wir auf die Fährte eines sogenannten Berglöwen oder Puma, der nur wenige Minuten vor uns diese Stelle passiert haben mußte. Wir nahmen die Fährte sofort auf und folgten ihr im Sturmschritt, um das Wild ein-

zuholen, zunächst im Tal; dann gefiel sich der Löwe, einen steilen Hang hinaufzuwechseln, hier von Fels zu Fels zu springen, und Graham und ich bemühten uns, ihm dies so gut wie möglich nachzumachen. Drei Viertelstunden dauerte die Hatz den Berg hinan. Meine Pulse

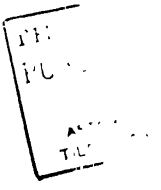
Schwarzwedelhirsch (Eucervus columbianus *Richards.*).

flogen, der Schweiß triefte mir von der Stirn, und doch schienen wir kein Terrain zu gewinnen. Der steile Hang besteht aus Kieselgeröll, das bei jedem Schritt nachgibt, und dazu kam der frischgefallene Schnee, um dem Jäger die Birsche schier unmöglich zu

machen. So gaben wir denn die harte Arbeit bald auf und kehrten zum Lager zurück. Am Abend ließ der Schnee nach; es wurde bitterkalt, und am Morgen registrierte das Thermometer —16° R.

Unsere Chancen für die Birsche waren somit vorzüglich, da man mit Leichtigkeit jede Fährte in dem frisch gefallenen Schnee konstatieren konnte. Um 7 Uhr verließen wir zu Pferde das Lager und fanden bald die Spur eines starken geweihten Hirsches, der wir zunächst 2 km weit zu Pferde folgten. Dann mußten wir die letzteren anbinden, da die Fährte in die Berge führte. Und wiederum begann eine Birsche, noch steiler, glatter und anstrengender, wenn dies überhaupt möglich, wie die am Tage zuvor auf den Puma. Endlich hatten wir die Spitze des Berges erreicht, und zwar nur, um zu konstatieren, daß der Hirsch eine kleine Wendung gemacht und den Berg wieder hinabgewechselt war. Wir taten dasselbe und folgten dann der Fährte eine weitere Stunde im Tal auf der linken Seite des reißenden Gebirgsbaches, bis wir plötzlich auf der andern Seite starkes Brechen hörten, das nur von dem Geweih des Hirsches herrühren konnte. Dann sah ich, wie die Tannen sich bewegten, und im nächsten Augenblick ging der Hirsch flüchtig über eine kleine Blöße auf etwa 200 m. Meine erste Kugel verließ den Lauf, und das mächtige Wild ruckte zusammen, als ob es niederbrechen wollte, um dann im nächsten Augenblick schon im dichten Gehölz zu verschwinden, gefolgt von der zweiten Kugel, die es aber nicht mehr erreichte. Auf 3—400 m wurde ich des Wildes nochmals auf einer kleinen Blöße ansichtig; meine beiden Kugeln hielten es aber in seinem Lauf nicht an. An der Stelle des Anschusses fanden wir Schnitthaar und Schweiß, das Resultat der ersten Kugel. Dann ließen wir dem Hirsch die weidgerechte halbe Stunde zum Verschweißen und nahmen die leicht verfolgbare Fährte auf. Schon nach 200 m hörte der Schweiß ganz auf — ein Umstand, der sehr entmutigend auf mich wirkte; denn ich wußte, daß ich zu weit hinten abgekommen war, und befürchtete, dem Stück einen Wildbretschuß auf der Keule beigebracht zu haben. Graham beruhigte mich betreffs des Schweißes aber, indem er meinte, letzterer gefriere bei der großen Kälte sofort auf dem Tiere selbst. Wir schritten dann rüstig und lautlos weiter; über Berg und Tal, über gefallene Bäume und tiefe Gräben führte uns der Wapiti, der bei der Wahl seines Terrains offenbar gar

21° R. unter Null.



keine Rücksicht auf den ihn verfolgenden Jäger genommen hatte. Endlich, nach einer Stunde mühseligen Marsches — meine Hoffnungen waren bereits aufgegeben —, kamen wir an eine Stelle, wo das Tier sich niedergetan und eine kleine Schweißlache zurückgelassen hatte. Noch einige Schritte, da faßte mich der brave Graham beim Arm und zeigte mir die Spitzen eines Hirschgeweihes, das auf 15 Schritt über ein dichtes Tannengestrüpp hinausragte. Der Hirsch hatte sich wiederum niedergetan, und zwar seinen Verfolgern zugewandt, und empfing in dieser Position den Fangschuß. Im Nu hatte ich 14 Enden gezählt und bei näherem Zusehen noch zwei weitere, also ein 16-Ender, respektive ein ungerader 18-Ender, da neun Enden an einer und sieben an der andern Stange sind, und ich muß sagen, ich war fast sprachlos über die Riesendimensionen des Geweihes. Verglichen mit den Rothirschen unsrer Heimat und selbst denen Ungarns, gehört ein solches Geweih in das Reich der Fabel; aber auch für dieses Land ist ein Achtzehnender eine Seltenheit, da es durchschnittlich nur Zwölfender gibt. Ich räume diesem Wapiti die zweite Stelle ein in dem Ring meiner Trophäen, nur den Tiger an der Spitze lassend. Nachdem wir den Hirsch mit einem kräftigen Schluck totgetrunken, kehrten wir sofort zum Lager zurück, um ein Packpferd und den photographischen Apparat zu holen. Der ganze Nachmittag ging darüber hin, die Kopfhaut abzuziehen, was hier sofort geschehen muß, bevor das ganze Tier zu Eis erstarrt ist. Die Länge des Geweihes beträgt 1,41 m; der Umfang an den Rosenstöcken 0,39 m.

Die Grandeln vom ungeraden Achtzehnender. (Natürl. Größe.)

Tags darauf hatten wir —21 ° R. um 7 Uhr morgens mit scharfem Nordostwind, der selbst durch sechsfache Kleidung ging, so daß ich, statt zu reiten, meinen Gaul meist an der Leine hinter mir herzog. Nach zweistündigem Ritt ließen wir die Pferde im Tal und erklommen einen hohen Berg, auf dessen Plateau wir die Hirsche vermuteten. Merkwürdigerweise trafen wir aber nicht eine einzige Fährte an, obgleich wir am Saume des Yellowstone-Parks jagten, aus dem die Hirsche in großen Rudeln auszutreten pflegen. Zu einem einzigen

Eiszapfen erstarrt, gelangte ich abends 8 Uhr wieder ins Lager, ohne auch nur ein Stück Wild gesehen zu haben.

Am 21. November schneite es den ganzen Tag so stark, daß es keinen Zweck hatte, auszugehen. Ich muß jetzt warten, bis der Schneefall aufhört, und rechne dann auf eine fürstliche Jagd. Temperatur — 5 ° R.

22. November. Der Schneefall hat heute morgen aufgehört, und die Sonne stieg gegen 8 Uhr in ihrer ganzen Pracht am Himmel auf. In der geschützten Ecke, wo sich mein Lager befindet, liegt der

Mein Birschpferd.

Schnee einen Fuß hoch; das bedeutet für die Berge wenigstens zwei, so daß die Hirsche die Höhe zu verlassen und ins Tal hinabzusteigen gezwungen sind. Als Birschpferd wählte ich heute einen Schimmel und verließ mit Graham hinter mir das Zelt, um schon nach kurzer Zeit auf die frische Fährte eines starken Geweihten zu stoßen. Das Geweih läßt sich schon an der Fährte beurteilen, wenn man die Tannen beobachtet, an denen der Hirsch im Schreiten mit seinem Geweih den Schnee abgestreift hat, und ferner daran, daß er meist seinen Wechsel nur zwischen Bäumen wählt, die seinem Geweih den Durchgang

erlauben. Manchmal geht der Hirsch aber auch schräg zwischen zwei Bäumen durch. Die Fährte führte in dasselbe Tal, in dem ich den Kapitalen vorgestern erlegt. Wir banden die Pferde wieder an derselben Stelle an, und die Birsch begann. Wiederum führte uns der Weg den steilen Hang entlang, und zwar diesmal viele Meilen weiter hinüber in ein andres Tal auf unheimlichen Pfaden. Bald stand ich da, mit einem Fuß im Schnee scharrend, um ein Plätzchen zum Auftreten zu finden, bald verlor ich die Geduld und machte einige große Sätze, um einen kleinen Tannenstrauch, hier das höchste der Gefühle, als Hilfe zu erfassen; bald rutschte man wie eine Balletteuse in der Spreitze den Berg hinab, bald setzte man sich so hin, daß die Sonne beide Schuhsohlen bescheint, und schwarze Sterne heben sich dann drastisch vom weißen Schnee ab.

Der Hirsch überwindet die Schwierigkeiten des Geländes augenscheinlich mit großer Leichtigkeit, und heute wieder wurde es mir klar, in welchem großen Nachteil der Mensch, das einzige zweibeinige Säugetier, sich gegen seine vierbeinigen Geschlechtsgenossen befindet. Das bißchen Verstand, das wir dafür mehr haben sollen als die Vierfüßer, wiegt diesen großen Nachteil, wenigstens bei einer Birsch in den Rocky Mountains, in keiner Weise auf. Bei dem Kadaver meines erstlegten Hirsches fanden wir die frischen Fährten von zwei Pumas, die sich nach eingenommener Mahlzeit zum Schlafen hingelegt hatten, wie uns der aufgetaute Schnee bewies. Die feigen Tiere hatten aber bei unsrer Annäherung das Weite gesucht.

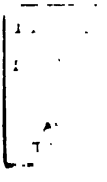
Immer weiter ging's über Berg und Tal, bis endlich um 2¼ Uhr Graham stehen blieb und mir auf 15 Schritt den herrlichen geweihten Hirsch zeigte. Kaum hatte ich den Selbstspanner entsichert und die Büchse am Kopf, da war das stolze Tier mit einem Satz meinen Blicken entschwunden, noch ehe ich drücken konnte. Es hätte keinen Zweck gehabt, die Kugel in das dichte Gebüsch abzugeben, da wir Chance hatten, das nur wenig erschreckte Tier noch einmal anzubirschen.

Während wir das Feuer zum Frühstück anzündeten, erschien ein geweihter Schwarzwedelhirsch auf der Bildfläche und stellte sich, uns neugierig anäugend, auf 220 m an einem steilen Abhang hin. Die erste Kugel schlug zwischen den Läufen in den Schnee, bei der zweiten machte der Hirsch die bekannten Fluchten, die das schwer

verwundete Wild zu machen pflegt, sich mit allen Vieren zugleich in die Höhe schnellend. Bei der Nachsuche fand ich sofort Schweiß; ich konnte den Hirsch aber leider nicht weiter verfolgen, da er seinen Kurs in der entgegengesetzten Richtung von meinem Lager nahm, von dem wir uns drei Stunden Marsches entfernt hatten. Wir nahmen nun wieder die Fährte des flüchtigen Wapiti auf, den wir aufgeschreckt hatten. Dieser hatte die Liebenswürdigkeit, uns auf dem nächsten Wege zurück zu unsern Pferden zu bringen. Wir wurden seiner aber nicht mehr ansichtig und kehrten ohne Resultat heim.

Bald nachdem ich am folgenden Tage das Lager verlassen, nahm ich die ganz frische Fährte eines starken Hirsches auf, der seinen Weg in ein ganz enges, von hohen Felsen umgebenes Tal nahm. Grahams Plan war, den Hirsch, auf dem Kamm des Gebirges marschierend, abzuschneiden; gewiß ein schöner Plan. Aber die Ausführung! Es war warm an diesem Tage, — 2° R., so daß ich mich auf dem unbeschreiblich mühsamen Marsch eines Kleidungsstückes nach dem andern entledigte, um schließlich, oben angelangt, von einem heftigen Nordwind gefaßt zu werden. Gott sei Dank änderte Graham jetzt seinen Plan und schickte mich wieder den Berg hinab, während er selbst, auf einem Umwege ins Tal steigend, mir den Hirsch zutreiben wollte. Herzlich froh, den verderbenbringenden Winden zu entschlüpfen, faßte ich am Hang des Berges Posten, an einer Stelle, wo ich das kleine Tal sowohl wie die beiden Hänge überblicken konnte. Schon nach wenigen Minuten kam der herrliche Hirsch dahergestürmt gerade auf mich zu; auf 150 Schritt konnte ich ihn spitz nicht besser haben. Da machte er plötzlich eine scharfe Wendung und flüchtete 100 Schritt unter mir im Tale dahin. Er zeichnete weder auf den ersten noch auf den zweiten Schuß in irgendeiner Weise. Kein Schweiß, kein Schnitthaar, also glatt gefehlt! Graham holte die Gäule und zog sie betrübt an der Leine hinter sich her, während ich der Fährte des wild dahinstürmenden Geweihten folgte. Da plötzlich ändert der Hirsch seine Gangart, er fällt von großem Galopp in einen kurzen Trab, dann in Schritt und — Sehen und Staunen! — tut sich nieder. Alles dies verrät mir natürlich der hohe Schnee; weiter geht die Fährte noch 1 km, dann überschreitet der Hirsch den Fluß und steigt auf der andern Seite den steilen Hang hinauf. Wir

Östlicher Wapiti. Ungerader 18 Ender.



nach, um schon nach wenigen Schritten eine Stelle zu finden, wo das mächtige Wild, über einen gefallenen Baum setzend, gestürzt ist. Selbst das Geweih zeichnet sich deutlich im Schnee ab, und nun bin ich meiner Sache ganz sicher. Nach einer Stunde vorsichtigen Vorgehens steht der Hirsch mit gesenktem Haupt breit vor mir, und zwei Kugeln bringen ihn zur Strecke. Ziemlich weit nach hinten und zwar ganz oben neben dem Rückgrat finde ich meine ersten

Das Geweih des Vierzehnenders.

beiden Schüsse; die Kugeln sind nicht durchgeschlagen, und der Schweiß ist nicht aus der Wunde getreten, sondern hat sich im Tier selbst angesammelt. Es ist ein Vierzehnender mit einem herrlich regelmäßigen Geweih.

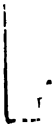
Der Jagdschein zu 160 M. berechtigt zum Abschuß von zwei Wapitis, zwei Schwarzwedelhirschen, drei Antilopen und einem Bergschaf. Die Wapitis, den Hauptteil, hatte ich also erledigt, und es blieb

nur noch ein Schwarzwedelhirsch und ein Schaf zu erlegen; die Antilopen halten sich nur in der Ebene auf. Die Birsch auf Bergschafe ist die schwierigste von allen, da diese Tiere sich ausschließlich auf den hohen Bergzügen aufhalten und in diesem Teile der Rocky Mountains jetzt gegen ausgerottet sind.

Drei Tage bemühte ich mich, eines dieser seltenen Tiere zu Schuß zu bekommen; es war dieses der mühsamste Teil der Jagd. Ich bekam aber nicht ein einziges Schaf zu Gesicht und beschloß, nunmehr die Jagd abzubrechen, da die Chancen für Bergschafe auf der kanadischen Seite der Rocky Mountains, wo ich demnächst zu jagen gedenke, bedeutend besser sind. Der Rückweg nach Cody war viel mühseliger für Mann und Roß wie der Hinweg zum Jagdrevier, da der Stinking River, den wir zwölfmal passieren mußten, jetzt zum Teil ganz, zum Teil nur an den Ufern zugefroren war. War das Eis stark genug, um die Last des Pferdes zu tragen, so wurde aus Erde ein Pfad gemacht, damit die Tiere nicht ausrutschten, da aber, wo das Eis zu schwach war, mußten wir an den Ufern mit der Axt eine Furt aushauen. Der Marsch ging ohne erheblichen Unfall vonstatten, und ich erreichte am 28. November abends, nachdem ich zwei Tage, je zwölf Stunden, im Sattel gewesen, Cody, wo man mir versicherte, daß mein Achtzehnender der stärkste der in diesem Jahre erlegten Hirsche sei, so daß ich, trotz des Mißresultats auf Schafe, befriedigt von dieser kleinen Expedition nach New York zurückkehren konnte.

Zwischen der eben beschriebenen Jagd und meiner zweiten Tour in den Rocky Mountains liegt eine mißlungene Expedition nach Indien, die im Frühjahr 1901 stattfand und von der ich zurückzukehren gezwungen war, ohne einen Schuß abgegeben zu haben. Kaum war ich einige Tage gelandet, da bekam mich wiederum das in Südostafrika gefangene Fieber, hier durch die große Hitze zu neuem Leben erwacht, zu fassen, und ich mußte schweren Herzens das Land verlassen, in dem mir vermöge meiner Vorkenntnis der Verhältnisse eine gute Strecke sicher war.

Geweih des öſtlichen Wapiti. (Cervus canadensis Erxl.).
Ungerader 18 Ender.



Für den Herbst hatte ich eine Expedition nach den kanadischen Rocky Mountains geplant, d. h. nach dem Teil des Felsengebirges, der zu Britisch-Kolumbien gehört. Ich hatte meinen Führer Graham im Frühjahr ausgeschickt, um auszukundschaften, ob das Land mit Packpferden passierbar war; Graham ließ aber seit Anfang Juni nichts mehr von sich hören und ist seither verschollen geblieben. Nachdem ich bis Ende August gewartet, blieb mir nichts andres übrig, als diese Reise ganz aufzugeben, teils da ich nicht wußte, von welchem Punkte auszugehen, teils da es bereits zu spät war, eine große Expedition anzutreten und vor Winter zu Ende zu führen. Ich engagierte deshalb den Mann, der im vorigen Jahre mein Koch war, Nova E. Brown aus Ishawood, Wyoming, als Führer, um in den Staaten Wyoming und Idaho mein Glück auf Bären zu versuchen.

In den Steppen Wyomings.

Nach der schier endlosen Eisenbahnfahrt von New York nach Red Lodge in Montana folgten 192 km in einem kleinen Wagen auf Wegen, die ein Platzregen in einen unglaublichen Zustand versetzt hatte, dann zwei Tage je zehn Stunden Marsch mit den Packpferden, 18 an der Zahl, und ich war im ersten Lager angelangt. Am zweiten Jagdtage stießen Brown und ich auf die frische Fährte eines Bären, die wir gleich aufnahmen, aber bald im Heidekraut wieder verloren. Ohne Schnee ist das Spüren fast unmöglich, ich mußte deshalb versuchen, möglichst bald einige Hirsche zu erlegen, deren Kadaver den Bären als Köder dienen sollten. Allenthalben hörte ich die Hirsche schreien, denn es ist Anfang der Brunftzeit. Der

Ton, den die Tiere von ſich geben, gleicht dem Pfeifen eines Menſchen in der hohen Lage, das dann ähnlich wie das Schreien eines Eſels endigt.

Bald nachdem ich die Bärenfährte verlaſſen, ſah ich an einem Berghang ein Rudel Hirſche friedlich daherziehen, in deſſen Mitte ſich ein geweihter Zwölfer befand. Brown und ich überlegten gerade, wie wir dem Wild den Weg verlegen könnten, da trollte ſich auf 150 Schritt ein andrer Geweihter an uns vorüber. Nach meinem Schuß machte das Tier eine ſcharfe Wendung und ging in hohen

Der Zwölfender zur Strecke.

Fluchten den Hang hinab, um aber ſchon nach hundert Schritt verendet zuſammenzubrechen. Es war ein Zehnender mit guten Grandeln, aber mit ſchwachem Geweih, keine große Trophäe, um ſo willkommener aber als Köder für die Bären und für unſere Küche; denn das Wildbret eines jungen Wapitihirſches iſt ebenſogut wie das beſte Ochſenfleiſch und hat gar keinen Wildgeſchmack.

Am 11. September regiſtrierte das Thermometer — 4° R., in der Nacht war Schnee gefallen, der Winter ſcheint alſo hier oben in den Bergen früh ſeinen Einzug halten zu wollen. Ich verbrachte den ganzen Tag, um die Grenzen des Yellowſtone-Nationalparks zu

konstatieren, die, wenn auch nur notdürftig, durch Pfähle markiert sind. Im Yellowstone-Nationalpark darf kein Stück Wild, auch kein Bär, geschossen werden; der Park wird durch Soldaten streng bewacht, und die Übertretung der Jagdgesetze wird mit Gefängnis bestraft. Dem Wild ist hier ein herrlicher Zufluchtsort geboten, wo es zum Unterschied vom Zoologischen Garten seine ganze Freiheit genießt und zugleich wirksamen Schutz gegen seinen Erbfeind, den

Szenerie am Yellowstone-Nationalpark.

Menschen. Die „Grenzen" dieses Parks sind natürlich die besten Jagdgründe.

Sturm und Regen machten das Dasein in den nächsten Tagen in den Bergen recht ungemütlich, die Hirsche schrien nicht, und ich kam eine ganze Woche nicht zu Schuß. Die Bären haben mittlerweile den Kadaver meines Hirsches gefunden und angeschnitten; es wäre ein leichtes, ihnen beizukommen, könnte man nur ihrer Fährte folgen, aber ohne Schnee ist dies ein stets vergebliches Unternehmen. Der Bär besucht das Aas gewöhnlich abends vor Sonnen-

untergang, deshalb hatte ich mich gestern um 4 Uhr, etwa 50 Schritte von dem toten Hirsch entfernt, auf Anstand gestellt. Seit zwei Tagen hatten Sturm und Regen aufgehört, es war ziemlich starke Kälte eingetreten, das Thermometer stand an diesem Nachmittag auf — 6° R., eine empfindlich niedrige Temperatur, wenn man drei Stunden regungslos auf Anstand steht, und dazu noch ohne Resultat, denn die Bären ließen sich nicht blicken. Um 7 Uhr machten Brown und ich uns mit steifgefrorenen Gliedern auf den Heimweg, mit der angenehmen

Der Störer meiner Nachtruhe.

Aussicht, uns am nächsten Nachmittage und vielleicht noch an vielen folgenden dieser kalten Sitzung wieder unterziehen zu müssen.

In der Nacht vom 16. zum 17. September schrie ein Hirsch in unmittelbarer Nähe unsres Lagers stundenlang, so daß ich um 4 Uhr morgens meine Leute weckte, um dem Störer unsrer Nachtruhe das Handwerk zu legen. Bei Tagesgrauen hatte mich der Hirsch durch sein lautes Lied auf eine Blöße gelockt, auf der er mit etwa 12 Stück Kahlwild stand. Als es hell genug geworden, ließ ich meine Kugel auf eine Entfernung von 152 m fahren, der Hirsch zeichnete aber in keiner Weise die Kugel und trollte mit seinen Damen dem dichten Walde zu, gefolgt von meiner zweiten Kugel. An der Stelle des

Anſchuſſes war kein Schweiß zu finden, kein Schnitthaar, und ſchon glaubte ich, gefehlt zu haben, als ich plötzlich des Geweihten im Hochwald anſichtig wurde; er ſchritt, anſcheinend krank, langſam dahin; ich hatte ihn bald eingeholt und reihte dann dieſen Zwölfender durch einen weiteren Schuß meiner Kollektion ein. Den erſten Schuß fand ich Blatt etwas zu weit nach hinten; das Benehmen des Tieres nach dem Schuß beweiſt wiederum, daß man mit Sicherheit nie ſagen kann, ob eine Kugel auf dem Wild Platz genommen hat oder nicht. Während ich damit beſchäftigt war, Kugeln und Grandeln zu konſtatieren, ſchrie in meiner unmittelbaren Nähe ein Hirſch in den verzweifeltſten Tönen, ſo daß ich zu meiner Büchſe ſtürzte. Brown antwortete, er macht den Ton meiſterhaft nach; der Hirſch ſtürmte, die umherliegenden Baumſtämme überfallend, auf uns zu und brach, nur 5 m von mir entfernt, im Feuer zuſammen. Beide Geweihe waren gut, letzteres ebenfalls ein Zwölfender, keines von beiden war aber annähernd ſo gut wie das meines zuerſt erlegten Wapitis vom vorigen Jahre. Am Nachmittage brachte ich ein großes Stück Wildbret vermittelſt eines Packpferdes in den Wald für die Bären.

Ich hatte am Tage zuvor die Fährte eines Grislybären, des Ziels meiner Wünſche, ausgemacht, und ihm wollte ich opfern. Am folgenden Tage mußte Brown auf die Pferdeſuche reiten, denn bei einem Appell hatten wir konſtatiert, daß uns zwei abhanden gekommen waren. Die Pferde werden bekanntlich, wenn das Lager aufgeſchlagen iſt, vollkommen ſich ſelbſt überlaſſen, und es nimmt nicht wunder, daß manchmal das eine oder andere ſich von dem Rudel trennt. Die Cowboys nehmen dann zu Pferde die Fährte der verlorenen Tiere auf und bringen ſie meiſt mit ganz erſtaunlicher Findigkeit wieder zum Lager zurück.

Nach einer vergeblichen Birſch am Morgen verbrachte ich den Nachmittag damit, mit Steinen einige Waldhühner zur Strecke zu bringen. Dieſe Tiere, hier Grows genannt, erfreuen ſich einer großen Beliebtheit in der Feldküche und wären mit der Flinte leicht zu erlegen; die Schüſſe würden aber zu viel Unruhe in den Wald bringen, weshalb man ſich hierzulande der Steine als Geſchoſſe bedient. Die Tiere ſind unglaublich zahm oder beſſer geſagt dumm; ſo warf ich heute 15 Steine nach einem Huhn, das auf einem gefallenen Fichtenſtamm ſaß. Es ließ ſich durch die dicken Steine gar nicht beirren, ſondern

äugte mich fragend an, nur dann und wann den Kopf duckend, wenn ein Stein dicht darüber hinwegflog. Endlich getroffen, fiel es einfach um und ließ sich fangen.

Am Abend verbrachte ich einige Stunden am Bärenanstand, aber wiederum vergeblich. Auf dem Nachhausewege schrie ein Geweihter in meiner nächsten Nähe; absitzen und antworten war eins, und schon nach wenigen Minuten stand der Hirsch spitz auf 80 m mir gegenüber an einem steilen Hang. Leider war es schon so dunkel, daß ich das Korn der Büchse nicht mehr sehen konnte; ich zielte aber, so gut ich konnte, und der Hirsch flüchtete nach dem Schuß in den Wald zurück. Eine dreistündige Suche am folgenden Morgen brachte das Wild leider nicht zur Strecke, obgleich es stark geschweißt hatte. Diese Seite sollte deshalb mit einem Trauerrand umgeben sein, da es das erste Stück Wild ist, das meine mir sehr liebgewonnene 375-Büchse nicht zur Strecke gebracht hat, nachdem sie auf sechs geweihte Hirsche, drei Elche und vier Renntiere nie versagt hat. Das Wildbret der beiden zuletzt erlegten Hirsche habe ich nun allenthalben im Walde verteilt und festgebunden, um so die Bewegungen der Bären konstatieren zu können.

Der 20. September war ein herrlicher Tag, — 8° R. mit warmem Sonnenschein, und ich beschloß deshalb, einen der hohen Bergrücken zu erklimmen, um ein Bergschaf zu Schuß zu bekommen. Nachdem ich die Grenze passiert, wo selbst die zähe Fichte nicht mehr bestehen kann, glaubte ich den Gipfel in einer halben Stunde erreichen zu können, täuschte mich aber durch die hier äußerst dünne Luft gründlich in der Entfernung, denn drei Stunden angestrengten Marsches brachten mich erst auf die Höhe. Es bot sich mir hier eine herrliche Aussicht auf die schneebedeckten Kuppen und die dunkelgrünen Täler, nach Westen dem Stillen und nach Osten dem Atlantischen Ozean zu, denn ich befand mich auf dem Kamm, der die Wasserscheide zwischen Ost und West bildet. Von Wild keine Spur, nicht einmal eine Fährte.

Nach verschiedenen Abstürzen in kleinem Maßstab, bei denen man Todesangst für seine Büchse ausstehe, wieder unten angelangt, begab ich mich pflichtgetreu wieder auf den Bärenanstand. Auf dem Wege zu dem auserwählten Köder konstatierten Brown und ich die Fährten von einem einzelnen Bären und von zwei anderen, anscheinend Mutter und Kind. Wir näherten uns mit größter Vorsicht

dem Köder, als ich plötzlich auf etwa 100 m im Dickicht eine dunkle Masse sich von rechts nach links bewegen sah. Vorausſetzend, daß es ein Bär sei, der durch unſere Schritte von ſeiner Mahlzeit aufgeſchreckt worden war, machte ich einige Sätze den ſteilen Hang hinauf, um dann, wieder aufblickend, auf etwa 80 Schritt den mich anäugenden Bären ſpitz vor mir zu ſehen. Ehe ich aber in dem Geröll des Berges meine Balance gefunden und die Büchſe hoch gebracht hatte, war Meiſter Petz ſpurlos verſchwunden, und ich bekam ihn trotz Sturmſchrittes nicht wieder zu Geſicht. So waren die guten Chancen durch das äußerſt ſchwierige Terrain für heute verloren gegangen, vielleicht komme ich aber morgen auf den Bären zu Schuß.

1 Uhr mittags findet mich bereits zur Stelle, denn geſtern kam ich zu ſpät, und heute wollte ich unbedingt zuerſt daſein. Am Köder angelangt, fand ich, daß die Bären den Hirſch ganz auseinandergeriſſen hatten; hier lag ein Stück Fleiſch, dort ein Knochen, drüben ein paar Rippen, es hatte alſo ein großes Gelage ſtattgefunden. Ich faßte nun mit meinem Führer an dem ſteilen Hang, da, wo ich einige der Fetzen überblicken konnte, Poſten, und hatte von oben herab gute Chancen, das Wild bei ſeiner Annäherung zu ſehen, falls es von unten, rechts oder links kam, und das war, den zahlreichen Fährten nach zu ſchließen, vorauszuſetzen. Kam aber der Bär von hinten, dann hatte ich außer allen andern Nachteilen auch ſchlechten Wind.

Zwei Stunden hatte ich bereits geſeſſen, da wurde ich plötzlich aus den üblichen Anſtandsträumereien durch das Geräuſch gegeneinanderſchlagender Balken geweckt, und gleich darauf rollte ein Stein dicht neben mir zu Tal. Der Bär war gekommen; denn es iſt die Gewohnheit dieſer Tiere, gefallene Baumſtämme und Steine fortzuwälzen, um die darunter befindlichen Larven und Käfer zu verzehren. Ich warf mich herum und kniete mit angelegter Büchſe nieder, jeden Augenblick erwartend, das mir ja bereits bekannte freundliche Geſicht des Bären über mir aus den kleinen Tannen auftauchen zu ſehen. Die Eichhörnchen gaben über mir in den Bäumen allenthalben Laut, das ſicherſte Zeichen für die Anweſenheit des Bären; denn letzterer macht von dem Recht des Stärkeren Gebrauch und bemächtigt ſich der Tannenzapfen, die das emſige Volk der Eichkätzchen unter Baumſtämmen und Steinen verſteckt. Die Zapfen enthalten

unter den Schuppen kleine, wohlschmeckende Nüsse, die von den Nagern hoch geschätzt und deshalb in Haufen versteckt werden, um ihnen im Winter bei hohem Schnee als Nahrung zu dienen. Gerade wie die Affen in Indien durch ihren Ruf die übrigen Bewohner des Waldes und den Jäger von der Annäherung des Tigers in Kenntnis setzen, so ruft hier das Eichhörnchen den Jäger herbei, um das ihm widerfahrende Unrecht an dem Einbrecher zu rächen. Ich hätte ihnen auch gern den Gefallen getan, und zwar recht bald, denn meine Position war, wenn auch nicht beunruhigend, so doch ziemlich aufregend. Der Bär hatte über mir die beherrschende Stellung inne, und in diesem Falle wollte ich doch gerne Herrscher sein. Sei es aus dem Grunde, daß ich so lange nicht mehr auf wilde Tiere gejagt, sei es, daß der Bär durch das Rollen des schweren Steines mich zu plötzlich aus meinem Halbschlummer geweckt — kurz, ich hatte Jagdfieber, das ich längst auskuriert glaubte, und konnte meine Pulsschläge, ohne den Puls zu berühren, genau zählen. Das darf nicht wieder vorkommen, der Bär bildet sich am Ende noch etwas ein.

Der rollende Stein war längst im Tale angelangt, die Eichhörnchen hörten auf zu schimpfen, ich war immer noch im Anschlag, aber vom Bären war nichts zu sehen. Es war mir sofort klar, der Wind, der Erbfeind des Jägers, hatte mir meine sichere Beute entrissen. Weitere zwei Stunden hielt ich an meinem Platze aus in der Hoffnung, der Bär würde nochmals kommen, um seinen Hunger zu stillen, aber er kam nicht. Dann untersuchte ich die Stelle, wo das Wild gewesen, und fand nur zwölf Schritt von meinem Sitzplatz entfernt die Vertiefung, aus der der Bär den Stein gewälzt, und ferner seine Fährte, wie er in großen Sätzen den Hang hinaufgeflüchtet war, nachdem er meinen Wind bekommen. Bei diesem Anblicke konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Mensch doch ein übelriechendes Geschöpf sein muß, um ein so großes, starkes Tier durch seine bloße Witterung in die Flucht zu schlagen.

Heute haben wir dem Kalender nach Herbstanfang, hier oben in den Bergen sind wir aber eine ganze Saison voraus, denn der Winter ist mit Macht eingezogen, es hat 36 Stunden geschneit; ich könnte vorzüglich spüren, schneite es nicht alle paar Stunden wieder, so daß die Fährten nicht zu verfolgen sind. Pflichtgetreu war ich gestern abend wieder auf dem Anstand, aber wiederum vergebens.

Es ist auch nichts mehr von dem Köder übrig, ich muß nun einen Hirsch zu erlegen suchen und das Wildbret wieder da hinaufschaffen.

Gestern machte ich auch die Bekanntschaft eines für mich neuen Tieres, nämlich die des Schneeflohes. Millionen dieser winzig kleinen schwarzen Tiere sitzen auf dem Schnee wie Ruß aus einem Schornstein. Wenn man ihnen zu nahe kommt, so springen sie gerade wie ihre uns besser bekannten Kollegen auf; doch mein Führer versicherte mir, daß diese Sorte nicht menschenfreundlich sei.

Endlich, am 25. September, ließ der Schnee nach, die Sonne stand in ihrer ganzen Pracht am Himmel und sah so blank aus, als ob sie sich in dem vielen Schnee tüchtig das Gesicht gewaschen hätte. Im Tal lag der Schnee einen Fuß hoch, in den Bergen zwei, so daß ich jetzt mit frischen Kräften ans Spüren gehen konnte. Die Birsch am Morgen brachte mich auf die Fährte eines Rudels Hirsche, und nach zwei Stunden fand ich mich auf 20 Schritt einem schwachen Zehnender gegenüber, schoß aber nicht, denn ich hatte guten Wind, und der Schnee hatte mir verraten, daß ein stärkerer Hirsch in dem Rudel war. Da plötzlich ein starker Windstoß aus der entgegengesetzten Richtung, und wenige Minuten darauf sah ich das ganze Rudel zu Tal ziehen, gefolgt von dem Kapitalen, nach dem meine Sinne standen.

Der Nachmittag wurde wieder den Bären gewidmet, doch fand ich an den beiden Ködern, die ich besuchte, keine frischen Fährten und schlug betrübt, auch mit Hilfe des Schnees kein Resultat zu haben, den Weg zum Lager ein. Die Vorsehung hatte aber noch eine bittere Enttäuschung für den heutigen Tag für mich in petto. Vom letzten Köder zurückkehrend, ritten Brown und ich im langsamen Schritt einen steilen Hang hinab, als ich plötzlich im Tal eines Bären ansichtig wurde. Wir saßen sofort ab, banden die Pferde an einen Baum und sahen nun, daß der Bär dieselbe Richtung verfolgte wie wir, und ferner, daß es ihrer zwei waren, die Mutter mit ihrem Baby. Im Geiste waren beide schon mein, denn eine bessere Chance konnte mir nicht geboten werden; die Tiere hatten uns noch nicht bemerkt, unser Wind konnte nicht zu ihnen gelangen, und sie waren kaum 300 Schritte von uns entfernt. Mein Plan war, unter dem Schutz der Tannen voran zu laufen, um dann, näher gekommen, zu schießen — da plötzlich setzt sich Frau Bär, ohne vor-

her zu sichern und aus einem mir ganz unbekannten Grunde, in ihren besten Trab, der Sprößling hinterher, und zwar direkt auf den Berghang zu, auf dem ich mich befand. Als die alte Bärin auf 125 m heran war, mußte ich schießen; denn im nächsten Moment befand sie sich schon in Deckung. Wohin die Kugel ging, weiß der liebe Himmel. Der kleine Bär war noch so jung und gering an Körpermaß, daß ich ihn kaum über dem hohen Schnee sehen konnte. Die Tiere flüchteten nun den Hang hinauf, ich folgte, und schoß jedesmal, wenn die Mutter stehen blieb, um auf ihren Nachkommen zu warten. Da ich aber kein Terrain gewann, machte Brown den Vorschlag, die Bären zu Pferde zu verfolgen; wir liefen zurück, saßen auf, und nun begann eine Jagd ganz nach meinem Geschmack. Die Bären kamen, verglichen mit einem Pferd, nur langsam vorwärts, der kleine mußte jetzt müde sein, so daß wir sie eventuell noch einholen konnten.

Wir ritten an dem Tage gerade die beiden besten und sichersten Pferde; das Terrain, das solchen Tieren hier zugemutet wird, ist für unsere europäischen Begriffe für ein vierbeiniges Tier einfach unmöglich, so etwas können nur diese trainierten Cowboyponies leisten, ohne sich und den Reiter dabei zu Schaden zu bringen. Über gefallene Bäume, Gräben, Felsen und Bäche, bald rutschend, bald auf die Knie stürzend, ging es voran, der tief im Schnee markierten Fährte folgend, bis auf des Berges Rücken. Hier gebot uns ein tiefer Abgrund Halt. Die Bären konnten nur ganz kurz vor uns die Höhe erreicht haben, dann aber waren sie den steilen Hang auf der andern Seite hinabgerutscht, wie uns eine weithin sichtbare Bahn erkennen ließ. Es war kein Schweiß zu finden, und die Verfolgung zu Fuß somit zwecklos.

Pech muß ja der Jäger manchmal haben, aber so großes Pech, wie mir auf dieser Jagd beschieden war, ist zu viel. Der langersehnte Schnee war da; drei Tage hatte ich im einsamen Zelt zubringen müssen, bis er gefallen, und nun schadet er mir nur anstatt zu nützen, denn es ist plötzlich wieder Sommer geworden, und die an sich ja schöne Sonne bemüht sich, von früh bis spät das Weiß hinwegzuschmelzen. In der Nacht sind es einige Grad Frost, so daß der Schnee am Morgen bis gegen 12 Uhr eine harte Kruste bildet, dann wird er einige Stunden weich, um, sobald die Strahlen ihre Kraft

verlieren, wieder zusammenzubacken. Auf solchem Terrain einherschreitend, avisiert der Jäger sich schon auf Hunderte von Metern dem Wild, und man kann ebensogut zu Hause bleiben.

Heute, am 27. September, ging ich absichtlich nicht auf den Bärenanstand, da ich befürchtete, die Bären durch meine stete Anwesenheit zu vergrämen. Am nächsten Tage fand ich dann, daß nicht weniger denn vier Bären dagewesen waren und den ganzen Köder mit Haut und Knochen vertilgt hatten. Mein sonst von der Natur mit heiterem Gemüt veranlagter Führer Brown ist außer sich über unsere Mißerfolge und ergeht sich den ganzen Tag in unparlamentarischen Ausdrücken über Wild und Wetter. In drei Wochen angestrengten und weidgerechten Jagens nur fünf Stück Wild vorzubekommen, ist allerdings für hiesige Verhältnisse ganz außergewöhnlich; ich habe mich aber längst an Enttäuschungen aller Art gewöhnt, unterhalte mich mit den reizenden kleinen Eichhörnchen und werfe Steine nach den Crows in Ermangelung etwas Besseren.

Heute schreiben wir bereits den 9. Oktober, und immer noch ist kein Bär zur Strecke noch zu Schuß gekommen. Keinen Abend habe ich auf dem Anstand gefehlt, es scheint aber, daß die Bären bei der immer noch ganz außergewöhnlich warmen Witterung die Beeren und Nüsse des Waldes dem Wildbret der Hirsche vorziehen. Zweimal bin ich auf Hirsche zu Schuß gekommen, beide Male unter ganz erschwerenden Umständen. Den ersten fehlte ich, in dem Moment, wo ich schoß, den steilen Hang hinabrutschend; den zweiten brachte ich zur Strecke, doch ist es ein ganz schwaches Geweih. Die Hirsche begeben sich meist schon bei Tagesgrauen wieder auf die Höhe zurück, aus der sie in den frühen Morgenstunden herabgewechselt sind, um im Tale zu äsen. Findet man bei Sonnenaufgang eine frische Fährte, so nimmt man sie auf und muß dann im Sturmschritt den meist steilen Hang hinauf, mit dem Resultat, ganz außer Atem zu sein, wenn man des Wildes ansichtig wird und schießen muß. Interessant war es, der Fährte eines Rudels Wölfe zu folgen. Sie hatten lange Zeit ein Stück Wild eingekreist und dann gerissen; einen der Räuber fehlte ich flüchtig im Hochwald.

12. Oktober. Nachdem auch bis heute meine gewissenhaften Bemühungen, einen Bären auf dem Anstand zu erlegen, erfolglos geblieben waren, beschloß ich, das Lager, in dem ich mich nun vier

Wochen vergeblich aufgehalten, zu verlaſſen und einen Abſtecher nach dem Staate Idaho zu machen, d. h. die Waſſerſcheide zu paſſieren, um einige Tage mein Glück auf der andern, der Stillen Ozean-Seite der Rockies zu verſuchen. Ein Forſtbeamter, der bei uns vorüber

Auf dem Marſche.

ritt, erzählte, daß 10000 Hirſche aus dem Nationalpark in das Pacific-Tal ausgetreten ſeien, und daß ſie durch ihr Schreien die Nachtruhe der Menſchen ſtörten. Ich ließ den Koch mit den großen Lagerbeſtänden zurück und erreichte am 12. Oktober abends ſpät mit fünf Packpferden die ſogenannte Rooſevelt-Cabin, ein kleines

Blockhaus mitten im Fichtenwald, nach dem jetzigen Präsidenten genannt.

Wir hatten in zehn Stunden 54 km zurückgelegt, eine ganz vorzügliche Leistung für die Pferde, denen als Futter nur das dient, was sie im Freien finden, und wenn man bedenkt, daß die Tiere auf dem Wege über Hunderte von gefallenen Bäumen zum Teil schreiten, zum Teil springen müssen. Als wir in das Pacific-Tal einbogen, stand die Sonne bereits tief am Himmel; es war die Zeit, wo die Hirsche aus dem Wald austreten. Wir ritten über Blößen, wo der Boden und das Gras buchstäblich von den Wapitis zerstampft waren, und bald sollte sich mir ein Anblick darbieten, wie er einzig in meinem Jagdleben dasteht und vielleicht für immer dastehen wird. Rechts und links standen und ästen Hunderte von Hirschen an den Berghängen, bei unsrer Annäherung neugierig aufäugend. Ein Zwölfender, der in seinem Liebesdrang ganz den Verstand verloren zu haben schien, verließ seine Damen und stürzte auf das Pfeifen meines Führers direkt auf uns zu, so daß das vorderste Packpferd scheute und in großen Sätzen das Weite suchte. Da das Geweih nicht besonders stark war, schoß ich nicht, auch wollte ich den Anblick einer solchen Fülle von Wild so lange wie möglich genießen. Nach und nach zogen die tieferstehenden Hirsche den Hang hinauf und formierten große Rudel, in einem derselben allein mußten 500 Stück, Geweihte, Kahlwild und Kälber, zusammen sein. Dutzende Geweihter antworteten zu gleicher Zeit auf das Pfeifen meines Führers, es war ein Konzert, das des Jägers Herz schneller schlagen ließ. In der Nacht schrien die Tiere in der unmittelbaren Nähe meines Lagers, und beim Gesang von Zwölf-, Vierzehn- und mehr-Endern schlief ich ein. Die Hirsche schienen zu Ehren ihrer Damen ein Sängerfest zu veranstalten.

Am nächsten Tage war ich bei Morgengrauen zur Stelle, und ein Vierzehnender machte mir die Arbeit recht leicht; er schrie in den höchsten Tönen hinter einem kleinen Hügel, den ich nur zu umgehen brauchte, um einen vorzüglichen Schuß zu haben. Das Geweih ist nicht besonders stark, trägt aber auf jeder Seite sieben regelmäßige Enden, immerhin eine schöne Trophäe. Es ist dies der Cervus occidentalis *H. Smith* der Naturgeschichte, ein andrer Hirsch wie der auf der andern Seite, der atlantischen, der Rocky

Mountains, der Cervus canadensis *Erxl.* heißt. Beim occidentalis befinden ſich die übereinanderſtehenden beiden Endgabeln nicht in einer Fläche, ſondern ſie ſind kronenförmig geſtellt in zwei ſich kreuzenden Flächen. Es iſt der Kolumbia-Wapiti. Die Quellen von Zuflüſſen des Kolumbia ſowohl wie des Miſſouri entſpringen in Wyoming, und dort begegnen ſich auch die für beide Flußgebiete bezeichnenden Wapiti-Arten. Erſt bei meiner Rückkehr wurde ich durch Herrn Profeſſor Paul Matſchie, Kuſtos am Königl. Zoologiſchen

Lieblingsterrain der Wapitis.

Muſeum in Berlin, auf die Verſchiedenheit der beiden Hirſche aufmerkſam gemacht. Am Nachmittag kam ich auf keinen ſtarken Hirſch mehr zu Schuß, am folgenden Morgen aber ſtieß ich ſchon im Halbdunkel auf ein Rudel, in dem ſich ein Geweihter befand, der wenigſtens ſechzehn, wenn nicht mehr Enden auf ſeinem Haupte trug. Leider bekam das Wild, noch ehe es ſich vermeiden ließ, meinen Wind, und 19 Stück Kahlwild zogen langſam ab, gefolgt von ihrem Herrn und Gebieter. Es hieß nun das Rudel auf ſeinem Wege zum ſchutzbietenden Wald abſchneiden; das wäre mir auch

leicht gelungen, hätte nicht ein zurückgebliebenes Alttier mir die Jagd verdorben. Sobald das Rudel hinter einem Hügel verschwunden war, verließ ich meine Deckung und lief dem Walde zu, leider ohne das Alttier zu sehen, das auf meinem Kurse stand und nun, durch mich erschreckt, seinen Stammesgenossen nachstürmte, alle in wilde Flucht setzend. Es hieß nun zuerst ankommen, doch die Wapitis gewannen wie so oft das Rennen. Als meine letzte Chance gekommen, ließ ich fahren, und die Kugel zerschmetterte den linken Vorderlauf des Geweihten auf eine Entfernung von 200 m. Die

Das Pacific-Tal.

zweite Kugel ging fehl, und der Hirsch kam trotz starken Schweißens bei einer sechsstündigen Nachsuche nicht zur Strecke. Es war eine große Enttäuschung, diesen Kapitalen nicht finden zu können, doch sollte es nicht die einzige bleiben für den heutigen Tag. Ich bestieg nun mit meinem Führer einen Höhenzug, auf dem große und kleine Blößen, mit Wald abwechselnd, ein gutes Birschterrain für den Spätnachmittag abgaben. Die Hirsche schrien bei dem herrlichen Wetter den ganzen Tag, so daß es ein leichtes war, mich anzubirschen, wenn nur der Wind gut blieb.

Gegen 4 Uhr fand ich mich in einem kleinen Tannenwald postiert,

von wo aus ich eine ausgezeichnete Aussicht genoß, und hier sollte sich meinen Augen ein, wenn möglich, noch herrlicheres Bild darbieten wie an dem Abend, wo wir durch das Pacific-Tal ritten. Auf das Pfeifen meines Musikanten Brown schritt bald langsam und bedächtig ein Zwölfender, gefolgt, wie es schien, von seinem Zwillingsbruder, auf uns zu, und die Hirsche antworteten regelmäßig auf das Pfeifen, immer starr zu unserm Versteck hinäugend. Nach kurzer Zeit erschien rechts von uns ein dritter im Bunde auf einer Anhöhe. Zuerst sah man nur sein Geweih, dann kam die dunkle Mähne, dann sein gelbes Kleid, dann stand er wie aus Erz gegossen auf dem kahlen Hügel, mit einem dunkelblauen Himmel als einzigem Hintergrund. Mit weit vorgestrecktem Hals und mit auf den Rücken zurückgelegtem Geweih beteiligte nun auch er sich an dem Konzert, doch er war schon so heiser, jetzt, wo die Brunftzeit sich ihrem Ende zuneigt, daß er nur einen schrillen Ton hervorbringen konnte, sonst begnügte er sich mit einem dumpfen Röcheln. Vor mir liegen Wälder und Täler, weit hinten ist der schneebedeckte Treton sichtbar, der höchste Berg und Gletscher dieses Teiles der Rockies, in sicherer Schußweite drei Zwölfender: ein schöneres Bild kann sich weder der Jäger noch der Naturfreund ausmalen. Ich dachte gar nicht mehr daran, daß ich gekommen, um die Hirsche zu erlegen, und wurde erst durch das „Nicht schießen!" meines Führers aus meinem Entzücken geweckt. Links war ein vierter Geweihter in die Erscheinung getreten, ein Zehnender, doch weder dieses noch eins der andern Geweihe war besonders erstrebenswert; denn es waren dies die schwächeren, von ihren stärkeren Kollegen vom Rudel abgekämpften Hirsche, die hier ihrer Wut durch ihr Orgeln Luft machten. Der Wind blieb gut, und da die Hirsche keine Miene machten, sich zu entfernen, mußte ich selbst den Rückzug vorsichtig antreten, um die starken Wapitis bei den Rudeln zu suchen.

Nach einiger Zeit hatte ich mir mit dem Glase einen Zwölfender zum Schuß ausgesucht, ich konnte des Terrains wegen aber nicht näher als ca. 160 m an ihn heran. Auch hier ein herrliches Bild! Umringt von seinem Harem das stolze Tier, sich nach allen Seiten wendend und sein Lied in die Lüfte schmetternd, um seinen Rivalen zu verkünden, daß er hier zu befehlen habe. Der umherschleichende Jäger kümmert ihn nicht; er hat sich in diesen Tagen ganz und

Geweih des weſtlichen Wapiti. (Cervus occidentalis H. Smith).

gar der Liebe und dem Kampf um dieselbe gewidmet und vergißt über seiner Passion, auf seinen Todfeind, den Menschen, zu achten. Ich mußte lange warten, bis mir die vielen Alttiere und Kälber ein freies Schußfeld gaben, dann gab ich beide Kugeln ab, doch das ganze Rudel ging nach dem Schuß zu Tal. Eine ganze Hand voll Schnitthaare von der Mähne fand ich beim Anschuß, jedoch weder hier noch auf der Fährte einen Tropfen Schweiß.

Im Verlauf der Folge auf eine Blöße hinaustretend, fand ich mich wieder einem Rudel gegenüber; der Geweihte stand mit ge-

Im Lager.

senktem Haupt etwas abseits, und ich glaubte nicht anders, als den eben beschossenen vor mir zu haben. Mein erster Schuß ließ ihn straucheln, nach dem zweiten ging er mit dem Rudel auf drei Läufen zu Tal. Bald darauf fand ich die Schweißfährte des erstbeschossenen, aber weder der eine noch der andere kam bei der Nachsuche am nächsten Tage zur Strecke. Am Nachmittage wiederholte sich die interessante Jagd auf die schreienden Hirsche, es waren aber wiederum nur die schwächeren und mittleren, die auf gute Schußweite kamen. Als die Dunkelheit bereits hereingebrochen war, kam ich endlich zu Schuß,

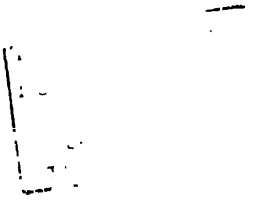
leider wurde aber das Rudel vorzeitig auf mich aufmerksam, und ich mußte schießen, als es in voller Flucht war. Der Geweihte brach auf meinen zweiten Schuß zusammen, ging aber gleich wieder hoch und kam nicht zur Strecke. Dann mußte ich den Rückweg zum Hauptlager antreten, denn wir hatten keine Nahrungsmittel mehr.

Nur ungern verließ ich dieses schöne Land, in dem ich so viel Pech gehabt; denn ich lasse vier mehr oder weniger kranke Geweihte zurück, die alle zur Strecke sein könnten, hätte ich die Schüsse nur wenige Zentimeter besser placiert. Noch eine Enttäuschung war mir zugedacht, bevor ich das Hauptlager erreichen sollte. In einer großen, sumpfigen Ebene, die mit Weiden bewachsen war, ästen am frühen Morgen zwei Geweihte friedlich beisammen, beide mit herrlichen Stangen. Es waren wahrscheinlich alte Hirsche, die sich jetzt bereits von den Alttieren getrennt und ihren jüngeren Rivalen das Feld geräumt hatten. Mit gutem Wind begann ich die Birsch, die mir durch die Deckung der Weiden ganz leicht gemacht wurde. Ich hätte die ahnungslosen Tiere bis auf wenige Schritte beschleichen können, da, plötzlich ein kurzer Windstoß von hinten, und auf und davon sind die Hirsche! Nur auf Sekunden hatte der Wind seine Richtung geändert, als ob er mit den Tieren verbündet sei, dann blies er mir wieder freundlich ins Gesicht, als ob er nichts verbrochen.

Im alten Lager angelangt, besuchte ich sogleich alle Köder, aber ich fand keine Bärenfährten; die Tiere scheinen dieses Tal ganz verlassen zu haben, um in tieferen Gegenden von den vorzüglichen Waldbeeren zu leben. Ich verlasse nun auch dieses Feld der Enttäuschung und will mein Glück auf Bergschafe versuchen. Der 20. Oktober gilt für die Führer hier als letzter Termin, um die Wasserscheide zu überschreiten, da man Gefahr läuft, auf dieser Seite einzuschneien, und dann muß man entweder den ganzen Winter bis zum Frühjahr hier bleiben oder einen Umweg von vielen hundert Meilen machen, um wieder auf die Eisenbahn zu kommen.

Das Wetter ist in diesem Jahre von einer ganz unbekannten Milde gewesen, das Thermometer steigt jetzt noch in der Mittagssonne auf 15° R. und fällt nachts selten unter — 5°, es liegt gar kein Schnee, aber so angenehm das milde Klima auch sonst ist, mir hat es die Jagd verdorben. Sobald jetzt der erste Schnee fällt, rollt der Bär sich zusammen und hält seinen Winterschlaf; derselbe Schnee

Auf gefährlichen Pfaden in Wyoming.



würde mich zum schleunigen Rückzug zwingen, deshalb fort von hier in eine bessere Gegend.

Als wir aufbrechen wollten, fanden wir, daß uns sechs Pferde fehlten, und nun begann eine Jagd auf diese Tiere. Nach zweitägigem, angestrengtem Reiten hatten wir drei gefunden, die übrigen sollten ihrem Schicksal, d. h. dem Hungertode, überlassen werden. Durch Zufall stießen wir am zweiten Marschtage auf die Spur der verlorenen Tiere, und nach einigen Stunden aufmerksamer Folge war unsere Kavalkade wieder vollzählig.

Kurze Rast.

Von meinem neuen Lager aus, das ich auf der Wasserscheide selbst gewählt, unternahm ich zwei Birschgänge, beide waren aber resultatlos, und da ich auch keine Fährten fand, beschloß ich, diesen Teil der Berge ganz zu verlassen und wieder nach der North Fork des Stinking River zu gehen, dahin, wo ich im vorigen Jahre die beiden schönen Hirsche erlegt hatte. Die North Fork hat den Vorteil, daß man hier keine oder wenig Gefahr läuft, einzuschneien, da sie östlich der Wasserscheide liegt. Der Marsch dorthin dauerte vier Tage und einen Teil der Nächte, und war für Mann und Roß sehr

anſtrengend, aber weder die einen noch die andern nahmen Schaden dabei. Der ſo ſehnlichſt erwartete Schnee lag auch hier nicht, die Temperatur blieb warm, die Birſchgänge fielen erfolglos aus, ſo daß ſelbſt mir der Mut zu ſinken begann.

Da machte Führer Brown einen ganz verwegenen Vorſchlag, nämlich auch dieſes Lager wieder zu verlaſſen und eine Parforcetour in die Ebene zu machen, um eine Gabelantilope zu erlegen. Es iſt dies die einzige Repräſentantin der Antilope in Amerika mit einem Gehörn, ganz ähnlich dem des Gemsbockes im oberen Teil, es hat aber im unteren Teil noch zwei Sproſſen, die nach vorn gewachſen ſind und dem Ganzen einen ſehr originellen Anblick geben. Die Tiere, die früher zu Tauſenden die nordamerikaniſche Ebene durchſtreiften, ſind heute bis auf Hunderte zuſammengeſchmolzen, ſo daß das Wild heute mit zu dem ſeltenſten gezählt werden muß. Wir ſuchten von den Pferden die drei beſten aus, eines wurde mit dem Notwendigſten bepackt, und fort ging es unaufhaltſam im Handgalopp zu Tal.

Am Abend des zweiten Tages erreichten wir ein Gehöft, wo wir Unterkunft fanden, nachdem wir in 36 Stunden 137 km zum Teil in ſchwierigem Terrain zurückgelegt hatten. Die Jagd auf Antilopen iſt deshalb ſehr ermüdend, weil man, abgeſehen von den langen Ritten, die Augen aufs höchſte anſtrengen muß, um vermittelſt eines Glaſes das Wild, das dieſelbe Farbe wie die Steppe hat, ausfindig zu machen. Trotz tagelanger, angeſtrengter Arbeit gelang es mir nicht, auch nur eine Antilope zu finden, ſo daß ich beſchloß, wieder in die Berge zurückzukehren. Jedoch auch das ſollte mir nicht vergönnt werden, denn ich wurde plötzlich von einem ſolchen Rheumatismusanfall heimgeſucht, daß ich die Büchſe nicht mehr heben konnte. So fuhr ich denn zurück nach New York und gab ganz entmutigt für dieſes Jahr die Jagd auf in der Hoffnung, daß Diana mir im Jahre 1902 gewogener ſein wird.

Zwölftes Kapitel.

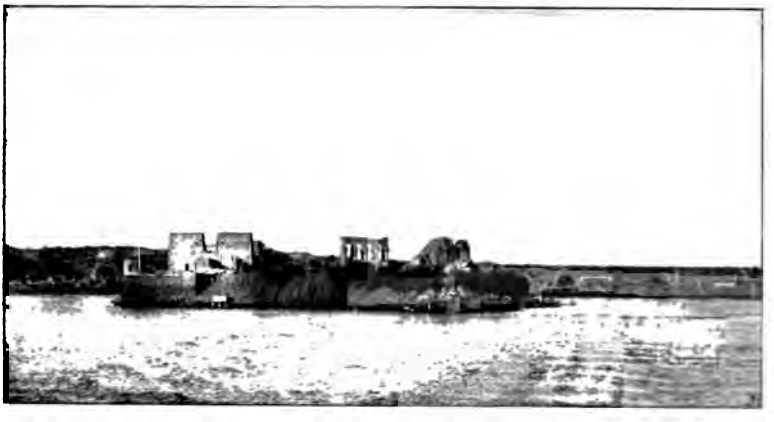
Vom Sudan nach Alaska.

So überschreibe ich heute, am 8. Januar 1902, dieses Kapitel meiner Jagderlebnisse in der stolzen Hoffnung, daß es mir gelingen wird, diesen beiden Ländern in einem Jahre einen Besuch abzustatten und die würdigsten Repräsentanten der Tierwelt heimzubringen.

Der Sudan, erst seit kurzem dem Sportsman zugänglich, war mir so viel als Jagdrevier gerühmt worden, daß ich beschloß, die projektierte Reise nach Südindien aufzugeben, um nochmals mein Glück auf Löwen zu versuchen und wenn möglich die Scharte, die ich mir in Portugiesisch-Ostafrika vor drei Jahren geholt, auszuwetzen. Nach mannigfachen Vorbereitungen in Kairo verließ ich am Abend des 8. Januar diesen meinen Lieblingsaufenthalt, zwar schweren Herzens, aber mit einem Himmel voller Geigen, auf denen alle möglichen wilden und zahmen Tiere spielten. Bis Luxor fährt man sehr bequem in einem Luxuszug der Wagon-lits-Gesellschaft, ganz ähnlich den europäischen Expreßzügen, in dem nichts den Reisenden daran erinnert, daß er über den klassischen Boden der alten Ägypter fährt. Da die Bahn von Luxor bis Assuan unterbrochen war, sollte ich diese Strecke zu Schiff auf dem Nil zurücklegen, fand aber zu meiner großen Enttäuschung, daß der kleine Dampfer bereits ganz besetzt war, da Cook in Kairo keine Kabine für mich reserviert hatte.

Um nicht mehrere Tage auf den nächsten Dampfer warten zu müssen, beschloß ich, mich im Araberviertel des Bootes einzuquartieren, und ich bezog hier eine Kabine, die mehr einem Ziegenstalle wie

einem Wohnraum für Menſchen glich. Die Decke war ſo niedrig, daß ſelbſt ich mit meinen beſcheidenen Dimenſionen nicht aufrecht



Die Inſel Philae bei Aſſuan.

ſtehen konnte; eine Schelle gab's nicht, und was das Schlimmſte war, man durfte das Fenſter nicht öffnen des hereinſchlagenden

Der Nil bei Aſſuan.

Waſſers wegen. Schon früher habe ich die Erfahrung gemacht, daß Cooks, die Magnaten Ägyptens, ganz unzuverläſſige Leute ſind, die

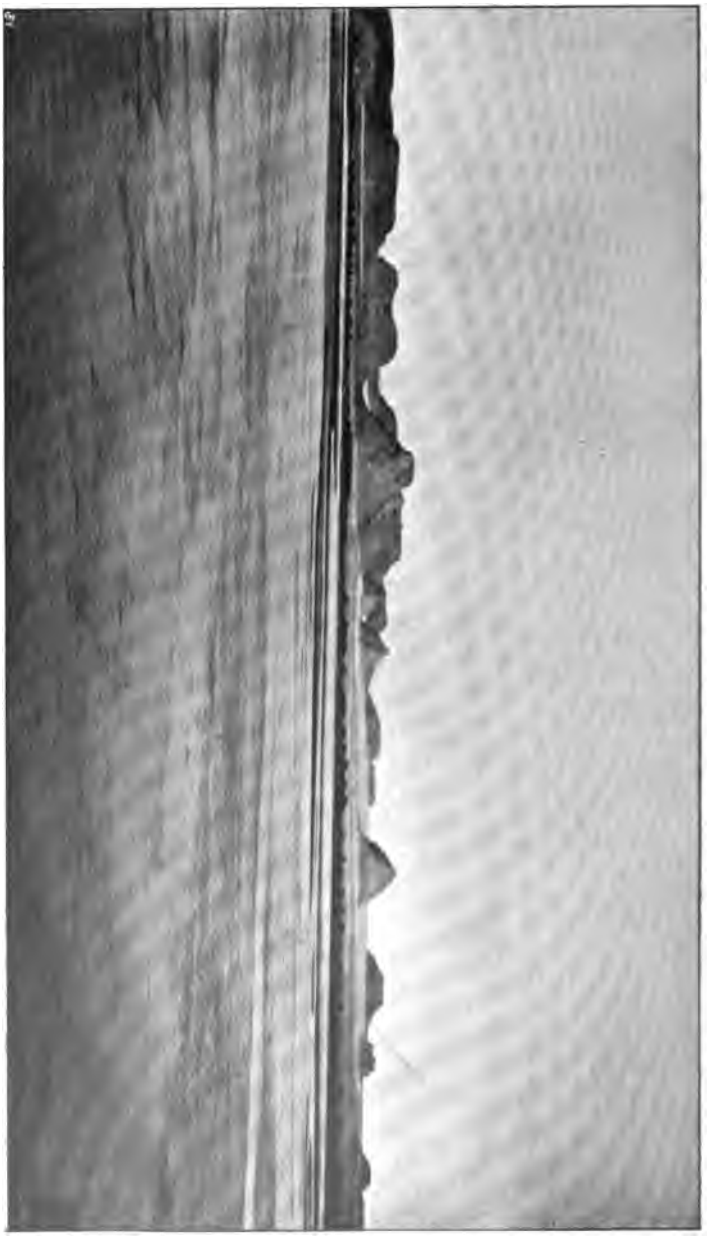
ſich um das Wohl und Wehe des Reiſenden gar nicht mehr bekümmern, ſobald ſie das Geld für die Tickets eingenommen haben.

Nach 42ſtündiger Reiſe legten wir am Morgen des 11. Januar in Aſſuan an, und ich verließ das Schiff in der Hoffnung, daß die Theorie unſres alten deutſchen Förſters bei mir nicht zutreffen möge, nämlich daß den Jäger auf der Jagd kein Heil erwartet, wenn ihm am Morgen ein altes Weib begegnet. Selten bin ich auf Reiſen einer ſolchen Kollektion von letzteren begegnet wie auf dieſem Schiff, das dazu noch den ſtolzen Namen „Kleopatra“ trug. Ich verſtehe

Die „Tanjore“.

nicht, wie die frommen amerikaniſchen Miſſionsdamen es mit ihrem Gewiſſen vereinbaren, mit einem Schiff zu fahren, das einen Namen führt, deſſen Trägerin mit der Moral auf einem geſpannten Fuße geſtanden haben ſoll.

In Aſſuan war ich zwei Tage zur Untätigkeit verurteilt, denn der Dampfer, der mich nach Wadi Halfa bringen ſollte, fuhr erſt am 13. Januar. Ich benutzte die Zeit, um von meinem beduiniſchen Dragoman Sadi, den ich in Kairo engagiert, Arabiſch zu lernen. Mit dem Führer habe ich ein Abkommen getroffen, nach dem er



Der Nil bei Wadi Halfa.

mich mit allem zur Expedition Nötigen versieht, mit Ausnahme von Waffen, Munition und Getränken.

Die Reise von Assuan nach Wadi Halfa legte ich auf dem Regierungsdampfer „Tanjore" zurück. Wir waren nur zu vier Passagieren, die vorzüglich harmonierten; das Boot war sauber, die Verpflegung und Bedienung ausgezeichnet, man erkannte sofort die starke Hand der englischen Regierung. Die Reise geht nur sehr langsam vonstatten, da der vielen Sandbänke wegen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang angelegt wird, so daß wir drei Tage gebrauchten, um die 219 Meilen lange Strecke zurückzulegen.

Die Militärbahn von Wadi Halfa nach Khartum.

In Wadi Halfa hat man gleich Anschluß nach Khartum; die Fahrt mit der Eisenbahn dauert ca. 36 Stunden. Der Zug besteht ausschließlich aus Schlaf- und Speisewagen und steht vollkommen auf der Höhe des besten Expreßzuges in Europa. Die Wagen sind nach Muster der amerikanischen Pullmanwagen gebaut mit sechs Achsen und quer zu den Schienen liegenden Federn, und fahren sich ganz erheblich besser wie unsere D-Wagen, so daß der Reisende Khartum, das man schon zu Zentralafrika rechnen darf, erheblich komfortabler erreicht, wie z. B. Berlin von Köln aus.

Khartum selbst ist ein gräuliches Nest. Außer dem Palast des Sirdars und einem großen Regierungsgebäude gibt es noch keine Häuser; das einzige Hotel besteht aus einigen, in einem Gemüsegarten

zerstreut liegenden Schuppen, die Verpflegung ist die denkbar schlechteste; doch muß man stets bedenken, daß der Ort überhaupt erst seit vier Jahren wieder bewohnt wird.

Hotel in Khartum.

Der Nil bei Omdurman.

Die englischen Offiziere und Beamten, mit denen ich mich nun in Verbindung setzte, um das Jagdrevier auszusuchen und die Jagdscheine zu lösen, waren alle vom Sir dar herunter von

Windstille auf dem Nil.

der größten Liebenswürdigkeit, was um so mehr anzuerkennen ist, als ich Ausländer bin, der in das Land kommt, um das Wild fortzuschießen.

Der Sudan ist in fünf Jagdbezirke eingeteilt, für die betreffs Abschusses der großen Wildarten verschiedene Gesetze in Kraft sind. Für alle Distrikte werden zwei verschiedene Jagdscheine ausgegeben: A und B. A kostet 500 M. und berechtigt zum Abschuß alles vorkommenden Wildes, mit Ausnahme von Elefanten, Büffeln, Nilpferden und Straußen, wobei von den verschiedenen Sorten

Markt in Omdurman.

Antilopen und Vögeln eine bestimmte Anzahl stipuliert ist, die zusammen 67 beträgt. Raubtiere, wie Löwen, Leoparden, Schakale und Hyänen, darf man in beliebiger Anzahl erlegen. Der Jagdschein B zu 100 M. berechtigt nur zum Abschuß ebengenannter wilder Tiere und außerdem einiger, aber nur in den Bergen vorkommender Antilopen. Ganz außerhalb dieser Jagdscheine stehen die Elefanten, Büffel, Nilpferde und Strauße, deren Abschußzahl in den fünf Distrikten verschieden ist. Für diese Tiere bezahlt man eine Extraprämie wie folgt:

Elefant	männlich	160 M.,	weiblich	240 M.,
Büffel	„	120 „	„	120 „
Nilpferd	„	20 „	„	20 „
Strauß	„	40 „	„	80 „

Dazu kommen beim Elefanten und bei den Straußen noch weitere

Auf zwei Extremen nach Faſhoda. I.

Zuſchläge für das Elfenbein reſp. die Federn. Auch für die Tiere, zu deren Abſchuß Jagdſchein A berechtigt, ſind Ausfuhrprämien zu entrichten; dieſe ſind für männliches Wild gering, für weibliches ſehr hoch, alſo eine ſehr vernünftige Verfügung.

Bei der Wahl des Jagdreviers war die Hauptfrage: ſollte ich den weißen oder blauen Nil hinaufgehen? Beide Reviere haben

viele pro und contra. Während der blaue Nil, Distrikt Nr. 4, mit seinen Nebenflüssen Dinder und Rahad der am meisten von Sportleuten aufgesuchte ist, da die Terrainverhältnisse am günstigsten sind, ist der weiße Nil, Distrikt Nr. 2, weniger besucht, aus dem Grunde, weil man nur auf der linken Seite des Flusses jagen darf, indem die rechte eine sogenannte „game reserve“ ist, d. h. es darf dort

Auf zwei Extremen nach Fashoda. II.

niemand jagen, und ferner, weil das Klima nicht so gut ist wie am blauen Nil. Nach langem Überlegen entschloß ich mich für den weißen Nil, teils da das Land noch wenig bekannt und deshalb interessanter war, teils da ich hier die doppelte Anzahl von Elefanten und Büffeln und die sechsfache Anzahl von Nilpferden zu erlegen berechtigt war gegen den am blauen Nil erlaubten Abschuß.

Der blaue Nil ist um diese Jahreszeit nicht mehr schiffbar, und man muß die weite Strecke zum Jagdrevier mit Kamelen zurücklegen, während der weiße Nil noch weit über Fashoda hinaus für

Meine „Nacht".

Kameltransportschiff auf dem Nil.

Dampfer passierbar ist und auch das ganze Jahr hindurch bleibt. Eine weitere Frage war: sollte ich den wöchentlich nach Fashoda fahrenden Dampfer benutzen oder mit einem Segelschiff den Strom

hinaufsegeln? Ersteres wäre das Sicherste gewesen; ich konnte dann aber nur da landen, wo der Dampfer anlegte, und ferner hatte ich, einmal an Land, noch keine Reit- und Packkamele, um meine Lager-

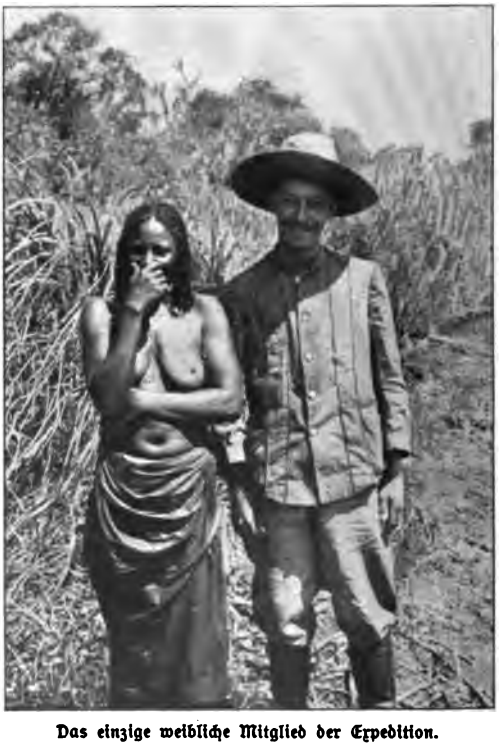
Abdul-Hamed, der Kochkünstler.

Meine Leute.

bestände ins Land hineinzutragen. So kam ich auf den Gedanken, zwei Segelboote zu mieten, von denen ich das eine mit einer geräumigen Kabine aus Strohmatten versehen ließ, während ich auf

dem andern acht Kamele und zwei Esel einschiffte. Auf diese Weise stand es mir frei, zu landen, wo ich wollte, und ich hatte auch gleich die Transporttiere zur Hand. Der Wind weht um diese Jahreszeit fast ununterbrochen von Norden, und zwar mit solcher Kraft, daß meine Schiffe in den ersten 13 Stunden 45 km zurücklegten.

Hier ist es an der Zeit, meines Begleiters Erwähnung zu tun; es ist dies der von den Rocky Mountains-Jagden her bekannte



Das einzige weibliche Mitglied der Expedition.

Führer Brown, den ich mir als Gefährten und allgemeinen Manager mitgenommen hatte. Mit der dem Amerikaner eigenen Anpassungsgabe an fremde Verhältnisse und ferner mit dem ihm eigenen praktischen Menschenverstande macht er sich überall nützlich, und ich habe so unter den vielen schwarzen Larven wenigstens eine weiße fühlende Brust. Auf meiner improvisierten Jacht funktioniert alles ausgezeichnet; der Koch entpuppt sich als ein wahrer Künstler, der es versteht, das hier bei jeder Mahlzeit unvermeidliche Hammel- resp.

Ziegenfleisch so in seinen Gerichten zu verstecken, daß man es kaum als die widerwärtige Ziege aus dem Khartum-Hotel wiedererkennt.

Am zweiten Tage nach unsrer Abfahrt kamen wir bereits an einem am Ufer schlafenden Krokodil vorbei, Hunderte von Vögeln, wie Enten, Gänse und Truthühner, hätte ich mit Leichtigkeit erlegen können; ich

Mit vollen Segeln nach Fashoda.

sah aber davon ab, da es zuviel Aufenthalt verursacht haben würde und mein Hoffen und Wünschen ja auf größeres Wild gerichtet war.

Früh am Morgen des 23. Januar langten wir in El Duem an, wo ich dem dort stationierten englischen Offizier einen Besuch machte, um ihm von meiner Absicht, am weißen Nil zu jagen, Kenntnis zu geben. Nach einigen Stunden Aufenthalt stießen die Boote wieder von Land, und wir waren den ganzen Tag von einer

ſtarken Briſe begünſtigt, ſo daß wir den vor uns abgefahrenen Faſhodadampfer überholten und bald hinter uns aus dem Auge verloren. Am Nachmittage paſſierten wir viele am Ufer ruhende

Waſſerbock (Kobus harnieri *Murrie*).

Krokodile und bekamen auch drei Nilpferde zu Geſicht, die ſich vergnügt, wie dieſe Tiere immer zu ſein ſcheinen, im Waſſer tummelten. Das Schießen auf dieſe Tiere im breiten Strom hat gar keinen

Zweck, wenn man nicht die Absicht hat, vor Anker zu gehen und das Tier wirklich zur Strecke zu bringen.

Leider gibt es im Sudan noch kein Gesetz, welches das Schießen vom Dampfer aus verbietet. Die Passagiere, meist Offiziere und Beamte, vergnügen sich nämlich damit, auf Nilpferde und Krokodile zu feuern, der Dampfer fährt aber immer weiter, und es kümmert sich niemand um den Effekt des Schusses.

Je weiter wir den Strom hinaufsegelten, desto hübscher wurde die Landschaft. Die Ufer, die bis hierher aus nackten Dünen bestanden hatten, von einem dünnen Streifen Grün eingesäumt, waren jetzt bewaldet, und ein Saum von sechs Fuß hohem Gras, der nächtliche Futterplatz der Nilpferde, zog sich an beiden Seiten des Flusses hin. Wer sich als Globetrotter die Mühe gibt, bis nach Khartum zu kommen, sollte es doch nicht versäumen, wenigstens einige Tage weiter den Fluß hinaufzufahren; denn der Nil, bis Khartum nichts weiter wie eine Lehmrinne im Sande, bietet hier, zumal bei Sonnenauf- und -untergang, eine wirklich hübsche Landschaft. Tausende und Abertausende von langbeinigen Flamingos, Kranichen, Pelikanen, Gänsen und was sonst die Tropen an verschiedenen Sorten Federvieh bieten, beleben den Fluß und seine Ufer.

Gazelle (Gazella albonotata *Rothsch.*), weiblich.

Am folgenden Morgen konstatierte ich, daß wir in Abu Zeir angelangt waren; wir hatten also weitere 112 km zurückgelegt. Die Nilpferde wurden immer zahlreicher. Vor Anker liegend, ließ

ich auf einen ſtarken Bullen, der nur bis zu den Knien im Waſſer ſtand, auf 100 Schritt eine Kugel fahren; gelang es mir, dieſe zwiſchen Auge und Ohr zu placieren, ſo wäre das Nilpferd wohl zur Strecke gekommen; ich traf aber dieſe tödliche Stelle nicht, und es ſtürzte ſich in die rettende Tiefe. Am Nachmittage entdeckte ein Matroſe vom Maſt aus ein kleines Rudel Waſſerböcke; wir legten an, und eine kurze Birſch brachte den Bock zur Strecke. Er trägt ein abnormes Gehörn, denn die eine Stange iſt bis zur Hälfte abgebrochen, eine Erſcheinung, die ich bei Antilopen heute zum erſten Male finde.

Gazelle (Gazella albonotata *Rothsch.*), männlich.

Am 25. Januar hatten die Boote morgens 9 Uhr weitere 115 km zurückgelegt; ich befand mich bereits 100 km weit im Diſtrikt Nr. 2 und beſchloß, die erſte Exkurſion landeinwärts, das heißt nach Weſten, zu machen. In einer kleinen Negerniederlaſſung bemühte ich mich, einen landeskundigen Führer zu engagieren, es fand ſich aber für Geld und gute Worte niemand bereit, mich zu begleiten, denn es hieß, man hätte in der letzten Nacht einen Löwen brüllen gehört. Ohne an dieſe Fabel zu glauben, ſchiffte ich mich wieder ein und fuhr weiter ſtromaufwärts mit einem Neger im Maſt als Ausguck. Als dieſer ſpät am Nachmittage Wild am Ufer entdeckte, beſtieg auch ich den Maſt und ſah ein Rudel Antilopen, wußte aber nicht, ob es Kuh- oder Pferdeantilopen waren. Da das Land bewaldet war und ſich gut zum Birſchen zu eignen ſchien, ließ ich halten und Vorbereitungen treffen, um am nächſten Morgen einen Ausflug landeinwärts zu machen. Die Birſch auf Menſchen,

die mir über Land und Wild Auskunft geben sollten, fiel erfolglos aus; ich fand keine, erlegte aber eine kleine Gazelle mit hübschen Stangen und freute mich sehr, überall Elefantenfährten konstatieren zu können. Am Nachmittage wurden „Daisy" und „Roosevelt", unsere beiden Esel, ausgeschifft, da ich reitend mehr Terrain auskundschaften konnte. Der Spur einiger Eingeborenen folgend, gelangte ich nach zweistündigem Ritt zu einigen Hütten, die von schmutzigen Beduinen bewohnt waren, und es gelang mir, zwei der übel-

Aufbruch der Karawane.

riechenden Wesen als Führer zu engagieren. Ich erfuhr, daß außer dem Nil selbst gar kein Wasser vorhanden sei, und daß alle Tiere zum Fluß kommen müßten, um ihren Durst zu stillen. Wie es hieß, kamen zwei Elefanten regelmäßig alle drei Tage zum Wasser, und zwar war morgen wieder der Tag, wo sie zu erwarten waren; auch Löwen waren da — letzte Nacht hatte noch einer gebrüllt —, Antilopen zu Hunderten; so die Beduinen, und ich werde ja bald sehen, wie viel die Schwarzen, die bekanntlich noch besser lügen können wie die Weißen, mir wieder aufgebunden hatten. Am Abend brachte ich

noch eine Gazelle zur Strecke, fehlte aber eine Kuhantilope flüchtig auf 100 Schritt.

Der Morgen fand mich bereits bei Sonnenaufgang auf einer Elefantenfährte, die höchstens drei bis vier Stunden alt sein konnte. Nach einiger Zeit fand ich an einer Stelle, wo die Fährte deutlich

Kuhantilope.

sichtbar war, wie ich dies nicht anders erwartet hatte, daß mein Beduine mich auf dem Rückwechsel des Elefanten einherführte, und nur nach langen Auseinandersetzungen ließ der Mann sich dazu bewegen, der Fährte richtig zu folgen. So gut unsere Augen auch in mancher andern Hinsicht sein mögen: wenn es darauf ankommt, einer Fährte im trockenen Grase zu folgen, dann sind wir hilflos

und müssen uns ganz und gar auf die Eingeborenen verlassen. Diese verdienen sich meist gern ein Stück Geld, haben aber mit wenigen Ausnahmen eine große Furcht vor den wilden Tieren und folgen lieber dem Rückwechsel, dann kommen sie nicht in Gefahr und verdienen trotzdem. Nach drei Stunden angestrengten Marsches kamen wir an eine Stelle, wo der Elefant lange gestanden und anscheinend geruht hatte, dann aber war er in starkem Tempo abgegangen, wie uns seine tief im Sande markierten Zehen deutlich bewiesen. Es war anscheinend wiederum der leidige Wind, der das Tier hatte vor uns flüchten lassen. Eine weitere Verfolgung hätte keinen Zweck gehabt; wir kehrten deshalb zu den Schiffen zurück, wieder um eine Enttäuschung auf der Elefantenjagd reicher.

Kuhantilope (Bubalis niediecki *Neum.*).

Am Nachmittage erlegte ich zwei Gazellen und eine Kuhantilope und schlug am andern Morgen 10 km landeinwärts mein Lager auf, um besser im Revier zu sein, wo die Elefanten den Tag zubringen. Ein solcher Marsch ins Innere ist deshalb beschwerlich, weil man alles Wasser für Mensch und Tier in Schweinehäute gefüllt mit sich führen muß. Das Wasser nimmt dann die Farbe und den Geschmack der Häute an, besonders wenn letztere noch wenig gebraucht sind, und wird für unsere Begriffe ungenießbar; ich lasse deshalb die leeren Flaschen des

mitgeführten Rosbach-Waſſers, welch letzteres ſich in den Tropen ganz vorzüglich bewährt, am Nil füllen und führe ſie auf Kamelen mit ins Land. Infolge der Unzulänglichkeit meiner Führer fielen die Birſchen ſelbſt auf ganz friſchen Elefantenfährten ſtets erfolglos aus; ich war troſtlos, zumal an einem Nachmittage, als ich abweſend war, fünf Elefanten bis dicht an mein Zelt herangekommen waren, um beim Anblick der Kamele und Menſchen ſchleunigſt Reißaus zu nehmen.

Ein Trunk aus einem Schweinebalg.

Heute Morgen ſtanden wir im dichten Geſtrüpp von Dornen und Schlinggewächſen beiſammen und beſprachen Wind und Wild, als plötzlich einer der Beduinen in eine Richtung zeigte, mehrmals „fil“ rief, d. h. Elefant, und, gefolgt von ſeinem Kameraden, das Weite ſuchte. Dagegen war noch nichts einzuwenden, hätten die Unmenſchen nur meine beiden Büchſen, die ſie trugen, zu Boden geworfen; ſie nahmen dieſelben aber mit, und ich mußte hinter ihnen herlaufen, um mich in den Beſitz meiner Waffen zu ſetzen, ein ebenſo lächerliches wie klägliches Bild. Ich machte nun zunächſt von

meinem Karabinerkolben ausgiebigen Gebrauch und wandte mich dann der Stelle zu, wo die Elefanten gewesen sein sollten, nur um zu konstatieren, daß nichts auf ihre Anwesenheit schließen ließ; wir sahen und hörten auch keine, und die ganze Geschichte war nur der lebhaften Phantasie des Beduinen entsprungen. Die Theorie, daß man sich nie von seiner Büchse trennen soll, ist ja sehr richtig, wie dieser Fall wieder beweist, in der Praxis aber bei der Hitze, dem Gewichte der Büchsen und der Dichtigkeit des Unterholzes wegen nur schwer ausführbar.

Ins Lager zurückgekehrt, hatte ich die Genugtuung, daß die beiden feigen Menschen von allen Seiten beschimpft und gestoßen wurden, sogar die friedlichen Kameltreiber von Khartum beteiligten sich daran, obgleich ich überzeugt bin, daß ihr Mut auch nicht viel größer ist. Da war nichts zu machen. Ich hatte die Elefanten hier vergrämt durch das geräuschvolle Lager; die Führer habe ich nach Hause geschickt, und ich kehre zum Nil zurück mit der Hoffnung, im Verlaufe der Jagd einen besseren und mutigeren Menschenschlag zu treffen. Auch die Bekanntschaft von Vogel Strauß machte ich auf dieser Reise; er steckte aber nicht, wie wir das in der Naturgeschichtsstunde auf dem Gymnasium gelernt haben, den Kopf in den Sand, sondern suchte bei meinem Anblick mit großer Geschwindigkeit das Weite.

Aus dem Grunde, daß der einzige vorhandene Bleistift abhanden gekommen war, habe ich seit 14 Tagen kein Tagebuch mehr geführt, es gab aber auch nichts von Belang zu berichten. Südlich von Achmed Aga, einem alleinstehenden Berge auf der rechten Nilseite, ändert der Fluß ganz seinen Charakter; es ist vom Sand nichts mehr zu sehen, die Ufer sind sumpfig und unpassierbar, manchmal eine ganze Meile landeinwärts, dann folgt üppiger Wald, in dem Hunderte von Affen ihr vergnügtes Wesen treiben. Die sumpfigen Flußufer dünsten besonders des Nachts den morastigen Geruch in Verwesung übergegangener Pflanzenteile aus; es sind dies die bekannten und mit Recht so gefürchteten, Fieber erregenden Dünste, und ich wußte, daß es nur eine Frage der Zeit war, daß ich wieder an dem alten Leiden der Malaria erkranken würde. So war es denn auch; Schüttelfrost mit hoher Temperatur wechselten ab, und es hieß nun à tout prix fort von hier und ins Land hinein. Wir waren aber vom Festlande

durch den Sumpf getrennt, die Kamele weigerten sich, auf den weichen Boden zu treten, und die Esel blieben stecken und mußten mit Stangen gehoben werden. So mußten wir zuerst eine dammartige Brücke bauen, auf der die bepackten Tiere schreiten konnten. Die Sudanesen, an sich faul, drückten sich von der Arbeit; denn auf dem Schiff war Fleisch genug von den erlegten Tieren, und hier brauchten sie nur zu essen und zu schlafen. Ich warf deshalb ihr Fleisch ins Wasser und versprach ihnen dann mehr und besseres landeinwärts.

Karawane auf dem Marsch.

Endlich, am Abend des zweiten Arbeitstages, waren die Zelte in dem schönen Wald aufgeschlagen, aber Schwärme von Moskitos belästigten uns hier, die bösen Insekten, die dem Menschen das Fiebergift einimpfen sollen. Deshalb ging ich am folgenden Tage weitere 10 km landeinwärts und fand hier vorzügliche Gründe zum Kampieren, die dazu ganz frei von Insekten waren, da es hier kein Wasser gibt. Das Fieber ließ bald nach, und in wenigen Tagen konnte ich wieder ungestraft zehn Stunden durch die Sonne mar-

schieren. Ich ging nun überhaupt nicht mehr zu den Schiffen zurück, sondern marschierte mit meiner Karawane stromabwärts und ließ die Boote folgen.

Je weiter ich nach Süden kam, desto geringer schien der Bestand an Wild zu werden, nicht aber die Qualität. Zwischen Moahed Zeraf und Kaka konstatierte ich zahlreiche Büffelfährten, und ich widmete mich sogleich dieser interessanten Jagd. Einen eingeborenen Führer habe ich immer noch nicht gefunden, das

Dinkas.

Land ist fast unbewohnt, und die paar Menschen, Dinkas genannt, die ich getroffen, stehen auf der niedrigsten Kulturstufe; sie sind ganz nackt und zeigen gar keine Ambition. Geldstücke reizen sie ebensowenig wie frisches Fleisch; sie halten sich mit einigem Getreide, das sie gegen ihre Ziegen tauschen, gerade am Leben. Gott sei Dank bedarf ich ihrer auch nicht mehr, denn ich habe einen meiner Matrosen ausfindig gemacht, der ein ganz vorzüglicher Mensch zu sein scheint. Die Matrosen verlassen nur ungern die Schiffe, und jeden Morgen mußte ich einige zwingen, mich zu begleiten, um die

erlegten Tiere ins Lager zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Neger, Brindji mit Namen, auf, wie er eines Tages ein Rudel Kuhantilopen ausmachte und, den Wind berücksichtigend, so gut anbirschte, daß ich zu Schuß kam. Seither habe ich ihn durch gute Bezahlung gelockt, meinen Führer zu spielen, und ich glaube, daß der Erfolg der ganzen Jagd durch diesen einfachen Mann gesichert ist; denn wo das Wild sich aufhält, weiß ich jetzt, es handelt sich nur darum, heranzukommen. Zum Unterschied von den meisten Sudanesen hat Brindji ein bescheidenes Benehmen und ist außerdem mit allen Eigenschaften ausgestattet, die ein Jäger haben muß. Er hat ein Auge, das besser ist wie das meinige unter Zuhilfenahme eines guten Zeiß-Glases, er kennt die Gewohnheiten des Wildes und, mehr noch, hat den Mut, die Fährte eines angeschweißten Büffels aufzunehmen.

Eine Dinka-Schönheit.

Die Büffel kommen anscheinend jede Nacht zur Tränke zum Nil, verlassen aber ihr Versteck im Dschungel erst nach Sonnenuntergang und kehren vor Sonnenaufgang wieder in das Dickicht zurück. So bleibt dem Jäger nichts andres übrig, als früh am Morgen eine Fährte aufzunehmen und sie so lange zu verfolgen, bis er auf das Wild stößt. Dies hört sich nun sehr einfach an, ist es aber keineswegs in der Ausführung. Die Fährte ist in dem zum Teil hohen Grase und an den Stellen, wo letzteres abgebrannt ist und nur einen kahlen harten Boden hinterlassen hat, sehr schwer zu verfolgen.

Das Terrain, das der Büffel sich während der heißen Stunden am Tage zu seiner Siesta aufsucht, ist ausschließlich mit Dornensträuchern bewachsen; überhaupt gibt es hierzulande kaum eine

Pflanze, die nicht irgend etwas an sich trägt, an dem man sich stechen und kratzen kann; sogar das Gras, das die weiten Ebenen bedeckt, macht hiervon keine Ausnahme. Dann ist der böse Wind zu berücksichtigen, und endlich ist es bekanntlich die stete Gewohnheit des Büffels, nicht auf seiner geraden Fährte Halt zu machen, sondern rechts oder links von derselben etwa 30—40 Schritt zurückzugehen.

Dinka-Hütte.

Zweimal gelang es bereits den klugen Tieren, auf diese Weise meiner zuerst ansichtig zu werden oder meine Wittrung zu bekommen; dann hört man nur ein Krachen in den Ästen, einige unbegrenzte dunkle Formen werden im Gestrüpp sichtbar, Staub wirbelt auf, und die mühselige Birsch war umsonst.

Heute folgte ich der Fährte von ca. zehn Büffeln fünf Stunden lang, und wiederum wäre die Birsch umsonst gewesen, denn die

Tiere ſtanden bereits hinter uns, hätte nicht ein Kalb durch ſein Brüllen den Stand der kleinen Herde verraten. Mit gutem Wind konnte ich mich bis auf 30 Schritt heranbirſchen und kam dann auf einen jungen Bullen, der mich anäugend ſpitz vor mir ſtand, zu Schuß. Ich ſchoß das Kaliber 375 mit einer ſoliden Kugel von

Abeſſiniſcher Büffel (Bubalus aequinoctialis *Blyth.*), weiblich.

verhärtetem Blei mit Nickelmantel mit dem guten Erfolge, daß das Tier ſchon 50 Schritt nach dem Anſchuß verendet zuſammenbrach.

Die Büffel hier im Sudan gehören zu der Familie der Kap- oder Kaffer-Büffel, heißen hier abeſſiniſche Büffel und unterſcheiden ſich von ihren Brüdern im Süden dadurch, daß ihre Hörner nicht ſo ſchwer werden, flacher ſind und daß die Spitzen nicht ſo ſtark nach innen gebogen ſind wie beim Kaffer-Büffel.

3. Februar. Ich befinde mich seit drei Tagen auf dem Rückwege nach Khartum, d. h. ich gehe nördlich, und habe den beabsichtigten Besuch von Faschoda aufgegeben. Der südlichste Punkt, den ich erreicht, war Kaka, das etwa 80 km nördlich von Faschoda an dem westlichen Bogen des großen Knies liegt, das der Nil hier macht. Das Gebiet zwischen Kaka und Faschoda soll nach Aussage einiger Jäger, die ich in ersterem Orte traf, noch sumpfiger als das, in dem ich mich befinde, und außerdem wildarm sein; ich will die Fiebergeister nicht heraufbeschwören und weiß ja nun Elefanten, Strauße und Büffel auf meinem Rückwege zu finden. Leider sind die Aus-

Kaka.

sichten auf Löwen die denkbar schlechtesten; ich habe noch keine Fährte gefunden und noch keinmal das weit vernehmbare Brüllen des Räubers vernommen. Die Eingeborenen behaupten, die Löwen seien auf der andern Seite des Nils, und dort darf ich nicht jagen. Büffel gibt es aber auch auf dieser Seite genug, denn am 14. Februar birschte ich eine Herde von 40—50 Stück an. Es war ein imposanter Anblick, dieser Wald von Hörnern, getragen von den kräftigen, dunkelbraunen Tieren. Lange Zeit bemühte ich mich, aus meinem guten Versteck mit dem Glase einen starken Bullen auszusuchen; die Stärke des Gehörnes läßt sich aber nur sehr schwer konstatieren, da der Büffel sein Haupt sehr hoch trägt und die schwarzen Hörner von

ſeinem dunklen Kleide nur wenig abſtechen. Endlich ließ ich auf 110 Schritt, näher konnte ich nicht herangelangen, meine Kugel fahren, und auf und davon war die Herde, der beſchoſſene Büffel mit ihnen. Auf der Fährte fand ich Schweiß und ſah bereits nach einer halben Stunde die Herde wieder im Schatten einiger Bäume ſtehen.

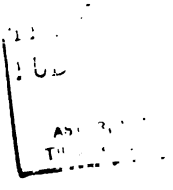
Die Birſch wurde jetzt mit der größten Vorſicht vorgenommen, da der angeſchweißte Büffel ſich hinter einem der dichten Sträucher verſteckt halten konnte, um mir und Brindji, der Gewohnheit dieſer

Birſch auf Krokodile.

Tiere gemäß, in den Rücken zu fallen. Der Neger unterſuchte jeden Strauch, der kaum einem Kaninchen genügend Deckung geboten hätte, der kranke Büffel befand ſich aber in der Herde, wie uns eine große Schweißlache ſpäter bewies. Leider kam ich nicht wieder zu Schuß, da die Tiere bei meiner abermaligen Annäherung in wilder Flucht das Weite ſuchten; es war ein herrlicher Anblick, die klobigen Tiere mit erhobenem Schweif daherſtürmen zu ſehen.

Am nächſten Tage brachte Brindji mich meiſterhaft an eine kleinere Herde heran, die er auf eine große Diſtanz gehört hatte. Ein Büffel, der ſpitz vor mir ſtand, brach auf meinen erſten Schuß,

Bei der Sieſta überraſcht.



ins Gehirn getroffen, zusammen, und als nun die Tiere an mir vorüberflüchteten, gab ich meine zweite Kugel ab, durch einen Blattschuß die Dublette komplettierend. Leider waren beides Kühe, wenn auch alte; es war überhaupt kein Stier in der Herde gewesen. Wie schon erwähnt, sind die Hörner, wenn der Büffel nicht gerade den

Weißohren-Antilope (Hydrotragus leucotis *Licht.*).

Kopf gesenkt hat, nur schwer zu unterscheiden, zumal in einem Terrain, wo Tausende von kleinen Ästen den freien Ausblick verwehren. Der Nachmittag brachte mir ein zehn Fuß vier Zoll langes Krokodil und einen Weißohren-Antilopenbock ein, so daß der 17. Februar mit 100 % Treffern als guter Jagdtag in der Liste figuriert. Es sollte aber noch besser kommen.

Einige Tage darauf hatte ich mich wiederum bis auf 40 Schritt

an eine Büffelherde herangebirscht, nicht zu früh, denn ich war fünf Stunden lang hinter den Tieren, die gar nicht Halt machen wollten, hergelaufen. Die Herde stand hinter undurchsichtigem Gestrüpp, und nur der auf und ab gehende Schweif eines der Tiere hatte mir ihren Stand verraten. Nach links die Tiere umgehen, konnte ich des Terrains wegen nicht, nach rechts durfte ich nicht, dann bekamen sie Wind; ich beschloß deshalb, mich in Anschlag zu legen und die Tiere aus ihrem Versteck herauszulocken. Ich kniete neben einem kleinen

Im Feuer zusammengebrochen.

Strauch, der dieselbe Farbe hatte wie mein Anzug, nieder und begann den Ton eines Kalbes, das nach seiner Mutter verlangt, zu imitieren, zuerst leise, dann immer lauter, aber ich vermochte die Tiere nicht in ihrem Frieden zu stören. Erst als Brindji in das Konzert einfiel, eine brüllende Kuh nachahmend, drehte sich der Büffel, dessen Schweif mich hierher gelockt, und von dem ich erwartet hatte, daß es der Bulle sein würde, da er zuletzt stand, langsam um und trat auf die Blöße heraus. Es war ein starker Bulle, und als ich ihn breit hatte,

kam ich gut Blatt ab, wie das bei der geringen Distanz nicht anders zu erwarten war. Die zweite Kugel behielt ich im Lauf, da unter den nun daherstürmenden Tieren kein erstrebenswertes Haupt zu sein schien. Der beschossene Stier ging zuerst mit der Herde zusammen ab, blieb aber bald zurück und verschlug sich dann allein in das Dschungel. Nach einer halben Stunde Wartens, deren Zweck Brindji gar nicht einsehen kann, nahm ich, bis an die Zähne bewaffnet, die Schweißfährte auf in der Erwartung, noch einen Kampf mit dem alten Recken

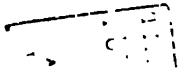
Dublette auf Büffel.

bestehen zu müssen, ich fand ihn aber schon bald verendet im Dornengestrüpp liegen. Ich durfte mich über die Stärke der Hörner freuen; der folgende Sonntag hatte aber noch ganz andere Trophäen für mich vorgesehen.

Schon um 6 Uhr morgens befand ich mich auf der frischen Fährte eines einzelnen Büffels, und bald darauf schon sah ich ihn im Schatten eines Baumes stehen. Wind sowohl wie Terrain waren äußerst günstig, so daß ich mich leicht bis auf 60 Schritt heranbirschen konnte. Auf meinem Wege bemerkte ich einen andern Büffel ganz

in der Nähe, schenkte ihm aber keine Beachtung, da ich auf dem Haupte des ersten mit dem Glase ein paar kapitale Hörner konstatiert hatte. Niederkniend hatte ich ein freies Schußfeld und die Wahl zwischen dem gedrungenen Nacken und den Flanken des Tieres zum Schuß, während das Blatt ein Baumstamm verdeckte. Ich entschloß mich für das Genick, und der Büffel brach im Feuer zusammen. Nun wandte ich meine Aufmerksamkeit dem zweiten Büffel zu, schob schnell eine neue Patrone in die Büchse und sah dann, hinter meiner Deckung hervortretend, das Tier auf 25 Schritt breit vor mir stehen und geradeausäugen, offenbar im unklaren, wo der Schuß hergekommen war. Als ich die Büchse hob, wandte der Büffel seinen Kopf mir zu, und wir standen uns gegenüber wie in einem Duell. Keiner wollte den Platz räumen. Wohl wissend, daß ich meinen Gegner tödlich treffen mußte, um nicht in des Teufels Küche zu geraten, zielte ich ruhig, mir auf seiner schwarzbraunen Decke das Herz zum Ziele suchend. Auf den Schuß stürmte der Stier etwa 10 Schritt voran, drehte sich dann aber mit hochgehobenem Schweife um, schaute bald nach rechts, bald nach links und bald auf mich; da ich aber mit keiner Wimper zuckte, konnte er mich offenbar nicht gut eräugen. Dann kam eine scharfe Seitenwendung und einige Sätze vorwärts, ich benutzte diesen Augenblick zum Laden einer neuen Kugel, dann drehte sich das Tier nochmals um und bot mir sein Blatt zum Schuß. Es zeichnete die Kugel durch einen Sprung nach vorn und wandte sich dann wieder mir zu, jetzt mit gesenktem Haupte. Dies war für mich das Zeichen, daß er tödlich verwundet und im Begriff war zusammenzubrechen; denn bekanntlich nehmen die Büffel nicht mit gesenktem Haupte an, wie man das vielfach fälschlich abgebildet sieht, sondern mit erhobenem Haupte, und senken erst den Kopf im letzten Moment, um ihr Opfer auf ihre Hörner zu nehmen. Im Moment, wo das mächtige Tier zusammenstürzte, setzte ich ihm die dritte Kugel aufs Blatt, und die zweite Dublette auf Büffel war fertig. Bei näherem Zusehen konstatierte ich, daß beides alte Bullen waren, besonders der zweite weit stärker, als ich den abessinischen Büffel zu finden erwartet hatte. (Seither ist konstatiert, daß letzterer der stärkste der bis jetzt gemessenen Büffel der abessinischen Abart des Kap-Büffels ist, mit einer Spannweite von 116 cm. Bis zur Veröffentlichung dieses Buches ist dieser Rekord nicht wieder erreicht worden.)

Abeſſyniſcher Büffel. (Bubalus aequinoctialis Blyth.).
Welt-Rekord.



Endlich ſcheine auch ich auf der Jagd einmal vom Glücke begünſtigt zu werden, das mich ja ſonſt nur ſelten auf meinen Expeditionen ſbegleitet; denn es war ein großes Glück, dieſe beiden alten Knaben, die wahrſcheinlich getrennt von der Herde den Reſt ihrer Tage verbrachten, unter ſo günſtigen Verhältniſſen anzutreffen und ohne jeden Zwiſchenfall zur Strecke zu bringen.

Der „Rekord-Büffel“ zur Strecke.

Auch am folgenden Tage gelang es mir, eine Dublette zu machen auf Pferdeantilopen, ein herrliches Tier, an Größe gleich dem Elen folgend. Einen intereſſanten Schuß machte ich auf ein weibliches Stück dieſer Antilopen. Die Kugel traf das Tier unmittelbar unter dem Rückgrat, etwa in der Mitte zwiſchen Widerriſt und Fahne, ich konnte mit bloßem Auge deutlich den Schweiß ausſtrömen ſehen, und doch ging das Tier mit dieſem Schuß in voller Fahrt ab und kam trotz der langen Folge nicht zur Strecke. Die Erklärung dafür iſt, daß zwiſchen dem Rückgrat und den Eingeweiden

Meine Dublette auf Pferdeantilopen.

ein Vakuum liegt, das bei diesen Tieren groß genug ist, um ein kleines Geschoß wie das meiner Büchse durchzulassen. Die Antilope wird mit der Wunde, zumal sie im Bereiche ihres Leckers ist, ein hohes Alter erreichen.

Nach diesen großen Erfolgen kam ein großer Mißerfolg; denn ich fehlte einen Panther, als er an mir vorbei durch das dürre Gras schlich. Beide Kugeln gingen über das Tier fort, wie der aufwirbelnde Staub deutlich zu erkennen gab. Gerade wie einige Gymnasiasten auf der Prima sich noch nicht dazu entschließen können, ut mit dem Konjunktiv zu gebrauchen, so scheine ich immer noch nicht beherzigen zu können, daß eine Büchse auf diese kurze Distanz zu hoch schießt. Einigermaßen machte ich den Schaden wieder gut, indem ich an diesem Tage fünf Weißohren-Antilopen erlegte.

Vorsichtig einer Büffelfährte nachgehend, entdeckte ich am letzten Tage des Februar ein Gesperre Strauße, etwa 20 Stück, in einer grasigen Ebene. Ich begann sofort mit Brindji die Birsch auf dieses seltene Wild, dessen Gewohnheiten ich noch gar nicht kenne; ich konnte aus der großen Vorsicht, mit welcher der Neger zu Werke ging, schließen, daß die Tiere sehr scheu sein mußten. Bald einen kleinen Dornenstrauch, bald ein Büschel dürren Grases als Deckung benutzend, näherten wir uns den großen Vögeln, die mit lang vorgestreckten Hälsen langsam einherzogen. Die Deckung wurde immer spärlicher, die Strauße gingen immer rascher und ergriffen endlich, mit ihren Ständern weit ausholend, die Flucht. Obgleich die Entfernung mindestens 500 m betrug, mußte ich, meine letzte Chance wahrend, schießen, und siehe da, ein Strauß blieb, mit seinen kurzen Flügeln schlagend, liegen. Ein andrer trennte sich von dem Gesperre, ich glaubte ihn angeschossen, und wir machten nun ein Rennen. Es liefen drei lebende Wesen: ein Kaukasier, ein Neger und ein Strauß. Resultat des Rennens: Strauß erster, Neger zweiter, Kaukasier dritter; letzterer gab, völlig ausgepumpt, nach 1 km das Rennen auf.

Der zurückgebliebene Strauß war eine Henne, die ich geständert hatte, und von den Flügeln können die Tiere Gott sei Dank keinen Gebrauch machen. Ich nahm nun zunächst vorsichtig den Magen meiner Beute aus, in dem man bekanntlich Diamanten finden soll, ich fand aber keine und statt dessen nur zwei Hände voll Kieselsteine. Die Sektion des Magens war aber sehr lehrreich für mich;

denn ich fand vorwiegend Blätter einer Kaktuspflanze darin und werde in Zukunft die Strauße in der Nähe dieser Bäume suchen.

Soweit bin ich sehr zufrieden mit meiner Strecke, auch das Verhältnis von beschossenem und zur Strecke gebrachtem Wild ist gut; denn von 67 beschossenen Tieren sind heute 40 in meinem Besitz. Obgleich ich gern noch länger in diesem Teile des Landes verblieben wäre, um weiter der Büffeljagd obzuliegen, ist es an der Zeit, den Elefanten meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, mit andern Worten, weiter zurück nach Norden zu gehen, dahin, wo ich vor sechs Wochen die vielen Fährten gefunden habe.

Während meine Schiffe langsam stromabwärts gerudert werden, marschiere ich mit meinen Kamelen und dem Lager den Fluß entlang, manchmal an seinen Ufern, manchmal einige Kilometer landeinwärts für die Nacht das Lager aufschlagend. Es ist dies eine sehr gute Methode, die Wildverhältnisse des Landes zu studieren; denn an den Fährten der Tiere, die ja alle am Nil und nur da ihren Durst stillen können, kann ich konstatieren, welche Arten von Wild das Land bewohnen. Meiner kleinen Karawane stets einige Kilometer vorausmarschierend, erlegte ich in den ersten fünf Tagen des März vier Gazellen, zwei Tiangböcke, einen Wasserbock und zwei kapitale Pferdeantilopenböcke. Hier gibt es verschiedene Arten von Kuhantilopen, nämlich das Tiang (Damaliscus Tiang *Heugl.*), ferner eine neue Art vom weißen Nil, die der Afrikareisende Oskar Neumann mir zu Ehren Bubalus niediecki *Neum.* genannt hat.

An einem Morgen machte ein Bock der letzteren Sorte es sehr interessant für mich. Ich trat mit meinen Begleitern und dem Esel „Roosevelt" aus dem Gebüsch auf eine große Ebene hinaus, als ich auf der entgegengesetzten Seite den Bock bemerkte, der auf eine Entfernung von vielen hundert Metern direkt auf uns zukam. Ich gab sofort das Signal „down!", und wir blieben alle regungslos auf dem Boden liegen. Der Bock hatte uns eräugt und Halt gemacht; als wir uns aber nicht mehr bewegten, zog er langsam weiter auf uns zu, offenbar um seine Neugierde betreffs des Esels zu befriedigen. „Roosevelt" war ganz auf der Höhe der Situation und stand wie aus Marmor gehauen da, während der Bock mit hocherhobenem Haupt den eingeschlagenen Kurs einhielt, seine Vorderläufe wie ein Zirkuspferd beim spanischen Schritt von sich werfend. Auf 200 Schritte

heran, blieb er 20 Minuten lang ſtehen, dann begann er wieder ſeinen Marſch, jetzt breit an uns vorbeikommend, dann blieb er plötzlich ſtehen und warf ſich herum; — er hatte unſern Wind bekommen, bevor er aber das Weite ſuchen konnte, hatten meine Kugeln ihn für ſeine Neugierde beſtraft.

Die vielen Straußenfährten veranlaßten mich, einen langen Marſch ins Innere zu machen, um die großen Ebenen aufzuſuchen, in denen der Strauß ſeine Tage verbringt. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang war ich ſchon aufgebrochen, aber erſt um 11 Uhr morgens bekam

Gazelle, Mutter und Sohn.

ich in einer Entfernung von etwa 2 km ein Geſperre der Vögel zu Geſicht, und die Birſch begann. Deckung war nicht da, ich nahm deshalb mit Brindji eine gebückte Stellung ein, und dann ging's im Sturmſchritt über die Ebene, um ſo zu verſuchen, die Diſtanz zwiſchen uns zu verringern. Auf 600—700 m herangelangt, nahm die ganze Geſellſchaft Reißaus, keine meiner Kugeln traf, und enttäuſcht und vollkommen ausgepumpt nahm ich ohne Appetit das Frühſtück ein, mit heißem Waſſer als einzigem Getränk. Kein Schatten, die Sonne ſenkrecht über dem Kopfe und nichts zur Strecke, dann ſind die

Leiden eines Afrikajägers auf der Höhe. Aber noch war ich nicht verzagt und ging am Nachmittag wieder mit frischem Mut auf die Suche.

Schon nach kurzer Zeit konstatierte ich die Vögel wieder an der Stelle, wo ich sie zuletzt gesehen, und beschloß nun, ein großes Treiben zu veranstalten. Brown und die Neger blieben mit dem

Angeschweißter Tiangbock.

Esel zurück, letzterer war als Rennpferd frisiert worden, während Brindji und ich einen großen Bogen machen und uns dann ins Gras legen wollten; die übrigen sollten Treiber spielen, und Brown beabsichtigte, im gegebenen Moment auf „Roosevelt" eine Attacke zu reiten. Alles war gut überlegt, Signale waren abgesprochen, die Uhren waren verglichen, doch hatten wir die Rechnung ohne die klugen Vögel gemacht. Diese waren bald wieder unter Segel,

das Treiben mußte aufgegeben werden, und ich beschloß, nochmals meine Mauser-Repetierbüchse auf die Schulter und meine Beine unter die Arme zu nehmen und, was an Deckung da war benutzend, hinter den Straußen herzulaufen. Mit Aufbietung aller Kräfte kam ich bis auf 600 m heran und gab nun, so gut wie möglich auf das Gesperre zielend, Schuß auf Schuß ab. Auf den sechsten blieb ein Strauß

Tiang (Damaliscus tiang *Heugl.*), männlich.

liegen, und ich saß, zufrieden mit diesem Resultat unter den erschwerenden Umständen, mit meinem Neger im Grase, nach Luft schnappend, als letzterer plötzlich aufsprang und, auf einem Beine tanzend, „dakka maat!“ rief, das bedeutet: Hahn tot. In der Tat sah ich nun mit dem Glase eine Masse schwarzer und weißer Federn auf der Heide liegen, während die übrigen Strauße rüstig weitermarschierten. Die

Henne, die im Oberschenkel getroffen war, erhielt den Fangschuß, und als die Treiber heran waren, trugen wir sie mit vereinten Kräften zu ihrem toten Bruder hin, um sie zusammen zu photographieren. Beim Anblick der vielen Federn drängte sich mir unwillkürlich die Erinnerung an einen Damenhut auf, denn für gewöhnlich sehen wir ja diesen Schmuck nur in Verbindung mit dem schwächeren Geschlecht. Eine Schöne, die er zuletzt im Straußenfederhut gesehen, schwebt am Geiste des Jägers vorüber, dann kehrt er zurück zur Wirklichkeit, zurück zu der sandigen, dürren Steppe, die nur vom Horizont begrenzt ist, und zurück zu dem banalen

Dublette auf Strauße.

Faktum, daß er jetzt die Tiere möglichst schnell abbalgen muß, um vor der Nacht das Lager wieder zu erreichen.

Das Gefieder des Hahnes, verglichen mit dem der Henne, ist beim Strauß ebenso verschieden, was Pracht angeht, wie bei den meisten Vögeln; die Federn sind ausschließlich schwarz und weiß und viel länger wie bei der Henne, die ein einfaches, unigraues Kleid trägt. Auch am folgenden Tage war mir Diana hold; am Morgen brachte ich zwei Hartebeestböcke zur Strecke, und am Nachmittage gelang es mir, auf 250 Schritt einem kapitalen Pferdeantilopenbock eine Kugel durch den Hals zu jagen, die, im Innern

Pferde-Antilope. Welt-Rekord.

platzend, Herz und Lungen in eine Masse von Fetzen verwandelte. Dieses Gehörn ist ebenfalls ein Weltrekord mit 93 cm Länge an der äußeren Biegung gemessen.

Mittlerweile war es warm geworden am weißen Nil. Im allgemeinen war die Temperatur bedeutend niedriger gewesen, wie ich erwartet hatte. Auf der Reise nilaufwärts bis Khartum war es kalt; in Assuan, das bedeutend südlicher liegt wie Kairo, habe ich gefroren, wie man gewöhnt ist, an der Riviera und in Italien zu frieren. Es war natürlich der „kälteste Tag des Jahrhunderts",

„Teddy" mit dem kapitalen Pferdeantilopengehörn.

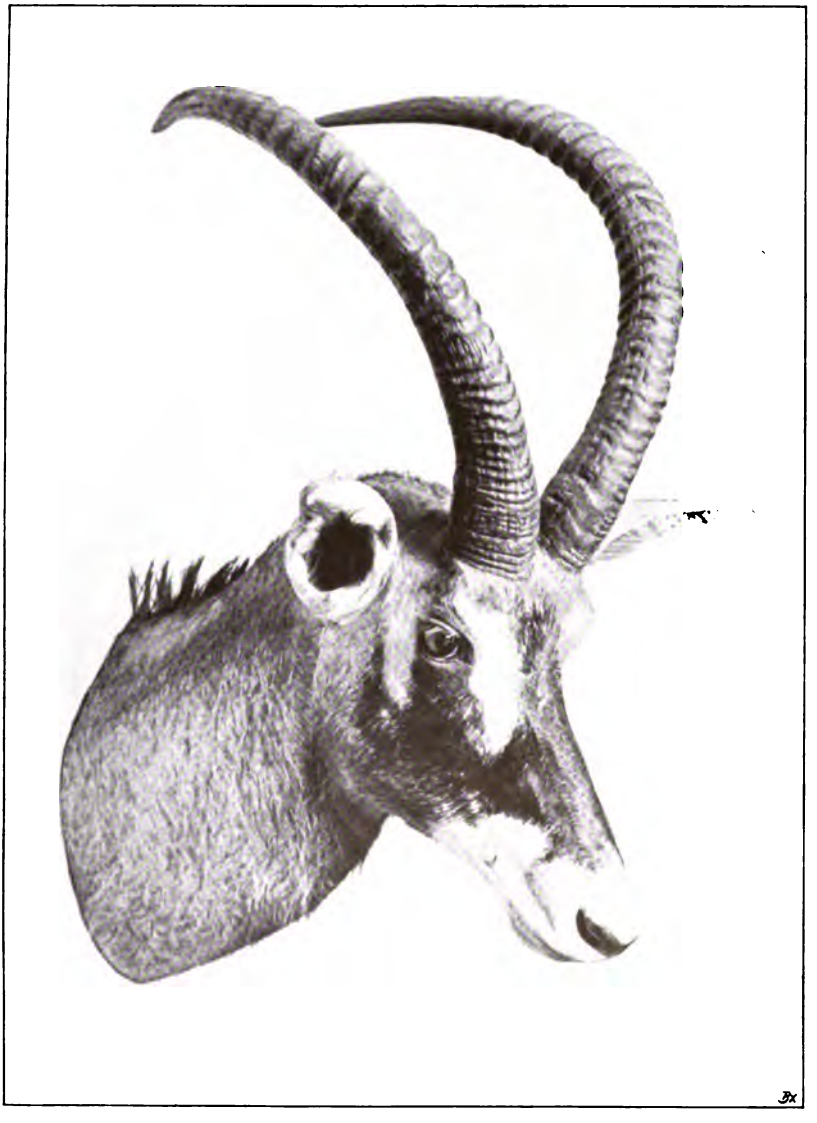
„die ältesten Leute" entsannen sich nicht solcher Kälte, das alte Lied. Auch in Khartum war es nur in den Mittagsstunden warm, während der Aufenthalt nach Sonnenuntergang im Freien empfindlich kühl war. Jetzt registriert das Thermometer in den Mittagsstunden 30—40° R. im Schatten, d. h. weiter geht mein Thermometer nicht; es kann sein, daß es noch heißer ist. Die Nächte hingegen sind angenehm kühl, was des Schlafens wegen sehr wichtig ist.

Am 11. März war ich wieder in dem Revier angelangt, wo ich auf meinem Ausmarsch die Elefanten konstatierte, und ich befand

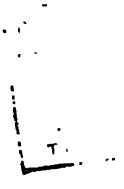
mich an diesem Tage bereits um 6 Uhr morgens auf der frischen Fährte eines solchen, der seinen Kurs landeinwärts hatte. Ich marschierte bis gegen Mittag in scharfem Tempo, mußte dann aber die Folge aufgeben und den Rückweg antreten, da der Wasservorrat zu klein war, um über Nacht auszubleiben. Da dem Elefanten an einem Tage nicht beizukommen ist und die Nächte momentan vom Mond nicht genügend erleuchtet sind, um bei Nacht in der Nähe des Flusses einen Schuß gut anzubringen, beschloß ich, am nächsten Tage

Auf der Elefantenbirsch.

eine kleine Expedition landeinwärts zu machen. Ich ließ die beiden Esel mit Proviant und Wasser bepacken, marschierte 10 km nach Westen und schickte die Esel ins Lager zurück, nur Brown und zwei Neger zurückbehaltend. Auf einer großen Ebene, die ich weithin überblicken konnte, schlugen wir unter einigen Dornensträuchern unser kleines Lager für die Nacht auf mit der Absicht, die Elefanten am nächsten Morgen auf ihrem Rückwechsel vom Nil zu ihrem Standort abzuschneiden. Ich ließ absichtlich die Zelte und alles, was dazu gehört, zurück, da sich das Lager nur mit Kamelen transportieren



Pferde-Antilope. (Hippotragus bakeri Heugl.)



läßt, und die vielen Lagerfeuer, welche die Neger des Nachts aus Furcht vor den wilden Tieren unterhalten, mir die Elefanten vergrämt hätten.

Um 3 Uhr morgens — es war stockfinstere Nacht — weckte mich Brindji und sagte, die Elefanten seien da, er könne sie hören. Da ich aber eine Zeitlang nichts hörte noch sah, legte ich mich wieder hin und schlief ein. Eine halbe Stunde später weckte mich der Neger wieder, die Elefanten seien in unmittelbarer Nähe, und als ich mich nun auf den Strümpfen auf die Ebene begab, sah ich in der Tat dunkle Massen sich bewegen. Ich ging nun schnell zurück, zog meine

Berittener Elefantenjäger.

Schuhe an und nahm die Kaliber 375-Büchse zur Hand. Die Tiere waren mittlerweile noch näher gekommen, ich konnte die Umrisse des einen deutlich sehen, wie ich glaubte auf etwa 60 Schritt, und Brindji forderte mich wiederholt auf zu schießen. Da ich aber weder Visier noch Korn sehen konnte und um keinen Preis in der Dunkelheit einen Elefanten krank schießen wollte, schoß ich nicht, in der Hoffnung, die Tiere würden ruhig vorbeiziehen, und ich könnte dann bei Tagesgrauen mit guter Aussicht auf Erfolg die Fährte aufnehmen. Auf den Gedanken, daß die Tiere uns angreifen könnten, und daß ich, um sie zu verscheuchen, einen Schuß in die Luft abgeben sollte, kam ich gar nicht, bis es zu spät war. Plötzlich ertönt ein ohren-

betäubendes Posaunen, ich springe in den Dornenstrauch zurück, kollidiere aber mit einem Elefanten und komme zu Fall. Mein Bestreben, vorwärtszukriechen, ist fruchtlos, denn auf meinem linken Fuß liegt ein schweres Objekt: es ist der Elefant; ich stemme mich mit aller Kraft gegen ihn, aber vergebens; ich sehe schon, wie die Bestie mir einen schönen Elfenbeinzahn durch den Körper jagt und sage der Welt Adieu: da plötzlich wird mein Fuß frei, und ich krieche auf allen Vieren durch die Dornen und laufe auf die Ebene hinaus. Hinter einem kleinen Strauch lasse ich mich flach zur Erde fallen und spiele tot; denn unzweifelhaft nimmt der Elefant jetzt, seiner Gewohnheit gemäß, meine Fährte auf, um sein Zerstörungswerk zu vollenden; gute Gewährsleute behaupten aber, daß der Elefant sich an leblosen Körpern nicht vergreift, und da dies meine letzte Chance zu sein schien, adoptierte ich diese Politik. Aufblickend glaubte ich in jedem Strauch einen Elefanten zu erblicken, der mich sucht, und zu meinen Ohren drang das Stöhnen eines Menschen, der erste Laut, den ich von meinen Kameraden seit der Attacke hörte. Dann hörte ich vor mir das Gras rauschen, ich glaubte, es sei der Elefant, und hielt den Atem an; da er aber nicht kam, blickte ich zur Seite und sah nun einen Menschen auf dem Boden kriechen. Es war der Neger Abdul Hamed, er ist ganz nackt, flüstert einige mir unverständliche Worte und fällt dann mit dem Gesicht ins Gras. Es hielt mich nun nicht länger, ich wollte zu meinen Büchsen und lief auf den Dornenstrauch zu, wo ich sie verloren hatte; da stürzt in großen Sätzen Brindji heran, faßt mich gewaltsam beim Arm und nimmt mich im Sturmschritt auf die Ebene hinaus, dem Nil zu, immer „elchem!“, das bedeutet Lager, rufend. Er wollte dorthin zurücklaufen. Nur mit großer Mühe gelingt es mir, ihn zum Stehen zu bringen; es war ein regelrechter Kampf, bei dem ich dem Neger die Lumpen, mit denen er bekleidet war, vom Leibe riß; der Mann befand sich vor Angst in einem an Wahnsinn grenzenden Zustand von Aufregung. Ich fragte ihn nun nach dem vierten Kollegen Brown, worauf er mir immer wieder erklärte, Brown „mat“ und „mafish“, d. h. tot, und die Elefanten hätten ihn mitgenommen; dabei zeigte er immer in derselben Richtung, daß die Tiere noch da seien. Ich zwang ihn nun, sich neben mich ins Gras zu legen, um ihm klarzumachen, daß das Laufen gar keinen Zweck habe und

die einzigen Mittel zu unſrer Rettung meine Büchſen und das Anbrennen des Graſes ſeien, um die Tiere zu verſcheuchen. Wir krochen nun zu dem kleinen Schlachtfeld zurück; ich griff gierig nach meiner Büchſe, die offen, aber ohne Patronen am Boden lag, lud ſchnell, um in die Luft zu ſchießen, aber, o Jammer, die Büchſe ſchloß nicht, ſie war im Schloß verbogen. Ich ſuchte nun im Dunkeln nach meinem 9 mm-Karabiner, nach Brown, laut ſeinen Namen rufend, ohne Antwort zu bekommen, und nach Zündhölzern, aber nichts war zu finden. Mit vereinten Kräften bliesen Brindji und ich das noch vom Abend her glimmende Feuer an; ich warf alles dürre Gras, das uns als Lager gedient, auf das Feuer: bald ſchlugen die Flammen meterhoch gen Himmel, und alle Gefahr war beſeitigt. Brindji machte nun dem Elefanten nach, wie er Brown mit dem Rüſſel gefaßt und mitgenommen; ich hatte ihn im Geiſte ſchon begraben und das Unglück an ſeine alte Mutter in Wyoming berichtet, da ſteht der Totgeglaubte mit geſchulterter Büchſe vor mir. Das war der ſchönſte Moment meines Lebens. Es war nicht nur die Freude, ihn unter den Lebenden zu ſehen, es wälzte ſich in dieſem Moment auch der rieſige Stein der Verantwortung von meinem Herzen.

Wir ſchürten nun nach Leibeskräften das Feuer; die Elefanten waren fort. Dann wollten wir den anſcheinend ſchwer verwundeten Abdul Hamed zum Feuer tragen, der arme Menſch beſtand aber darauf, nicht angerührt zu werden; er wollte ſterben und bat, ihn zu begraben und nicht den Aasvögeln preiszugeben. Er vermachte ſeinen in Aſſuan zurückgelaſſenen Eſel und ſein Gewehr einem Freunde, und alles Zureden, daß er nicht ſterben würde, blieb fruchtlos. Als eine Stunde ſpäter die Sonne aufging, konſtatierten wir, daß er eine klaffende Wunde quer über die Nieren hatte; er ſchien aber auch innerlich verletzt zu ſein; Brindji blutete ſtark über einem Auge, Brown war völlig unverletzt, während ich einen ſtarken Schmerz am linken Fuß verſpürte und aus drei kleinen Wunden, von Dornen herrührend, am Kopfe blutete. Während Brindji nun zum Lager lief, um Kamele und Eſel zu holen, machten Brown und ich eine Tragbahre für den Neger und verbanden meinen bereits ſtark geſchwollenen Fuß; ich hatte die Sehnen geriſſen oder zum mindeſten gezerrt.

Als ich dann einige Stunden später auf meinem Esel saß, nahmen Brindji, Brown und ich den Rückwechsel der Elefanten auf — es hätte ebensogut ein post mortem sein können —, um den Tatbestand zu konstatieren. Wir fanden nun, daß die Tiere, ein starker Bulle und zwei weibliche Stücke, auf ihrem Wege vom Dschungel zum Flusse unsere Witterung bekommen hatten und dann mehrmals im Bogen um uns herumgegangen waren. Es waren immer dieselben Tiere gewesen, die Brindji solange beobachtet hatte; sie waren ganz langsam und vorsichtig bis auf wenige Meter an uns herangekommen und dann zur Attacke übergegangen, um uns zu vernichten. Man täuscht sich bekanntlich gewaltig in der Dunkelheit betreffs der Entfernungen; denn als ich die Tiere kurz vor dem Sturm sah, waren sie nicht mehr 60, wie ich glaubte, sondern nur noch wenige Meter entfernt. Hätte ich geahnt, daß sie schon so nahe heran waren, so hätte ich sicher in die Luft geschossen, denn ihre Absicht, zu attackieren, war klar, und die Schüsse hätten wahrscheinlich die Tiere erschreckt und ihren Kurs ändern lassen. Aber dem Jäger, der sich der Mühe unterzieht, des Nachts zu biwackieren, um die Elefanten zur Strecke zu bringen, kommt der Gedanke, das Wild zu erschrecken und zu verscheuchen, natürlich zuallerletzt.

In dem Momente, wo die Tiere, zwei nebeneinander und einer hinterher, in den Dornenstrauch stürmten, stand Brown am weitesten rechts auf der Ebene und wurde von uns dreien, die in das Gebüsch sprangen, abgeschnitten; er lief dann, nachdem er erfolgreich zur Seite gesprungen und sein Gewehr in die Luft abgeschossen hatte, auf die Ebene hinaus und kam erst wieder zurück, als das Feuer hellauf brannte und ich laut seinen Namen rief. Von uns dreien bekam der Bulle Abdul Hamed, der neben mir stand, mit dem Rüssel zu fassen; er kniete dann nieder, um den Neger mit den Zähnen zu durchbohren, riß ihm dabei aber nur den Rücken auf. Dies war der Moment, wo er auf meinem Fuß lag. Wieder aufgestanden, nahm er den Neger mit und warf ihn dann im hohen Bogen in die Sträucher, wie uns seine dort hängen gebliebenen Kleider bewiesen. Brindji hatte dies gesehen und glaubte, es sei Brown. Als der Elefant auf uns zukam, warf er mich mit dem Rüssel, den er zum Ergreifen des Negers ausgestreckt hatte, zu Boden. Meine Versuche, dann meinen Fuß aus der Gefangenschaft zu befreien, müssen sehr

Schauplatz des Elefanten-Überfalls.
(Links die Kleider des Negers im Baum.)

tatkräftig gewesen sein; denn die Sohle meines schweren Jagdstiefels war mit dem Absatz vom Schuh getrennt, und es ist nur dem sandigen Boden zuzuschreiben, daß der Fuß nicht ganz zerquetscht wurde. Ein Wunder ist, daß der Elefant nur auf meine Büchse trat und nicht auf mich, trotzdem ich das Gewehr bei der Attacke in der linken Hand hielt.

Schon auf dem halben Wege zum Nil kamen mir alle meine Leute entgegen, allen voran Jack, der klügste unter ihnen, mit einem zufriedenen Lächeln; denn er hatte in der Tat den ganzen Vorfall

Meine Leute holen mich am Morgen nach dem Elefanten-Überfall ab.

tags zuvor vorhergesagt und sich geweigert, mich zu begleiten. Zum Gaudium seiner Rassebrüder hatte er ihnen vorgemacht, wie die Elefanten kommen, sich niederknien, uns durchbohren und dann mit dem Rüssel in die Luft schleudern würden, genau so, wie es sich zugetragen bis in die kleinsten Details, wirklich ein ganz auffallendes Stück von Prophezeiung.

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, treibe ich friedlich den Nil hinab; mit der Jagd ist es zu Ende, denn ich kann nur mühselig und unter großen Schmerzen auftreten. Abdul Hameds Wunde heilt

gut, er klagt aber über große Schmerzen in den Hüften und im Unterleib; er macht uns immer vor, wie der Elefant ihn mit dem Rüssel gequetscht hat; Brindjis Verletzungen sind unbedeutend, er zittert aber immer noch, und ich befürchte, daß er einen kleinen Nervenklaps davongetragen hat. Wenn man aber die Position bedenkt, in der wir uns befunden, dann geht's uns allen verhältnismäßig recht gut. Hilfloser kann der Mensch nicht sein wie in der Dunkelheit, wenn er, ohne Deckung und nach Verlust der Waffen, von Elefanten angegriffen wird. Hätte es den Tieren gefallen, zurückzukommen, so hätten sie jeden einzelnen von uns zugrunde richten können; denn es ist leicht für den Elefanten, vermöge seines vorzüglichen Witterungsorganes und seiner Fähigkeit, im Dunkeln sehen zu können, die Fährte eines Menschen aufzunehmen und ihr zu folgen. Höchstwahrscheinlich ist es dem Schuß, den Brown abgegeben, zu verdanken, daß die Tiere weiterliefen, und ferner dem Umstand, daß zwei weibliche Tiere dabei waren, denen der Bulle dann folgte.

Zu der Gefahr, von den Elefanten zertreten zu werden, kam die Möglichkeit, daß die geladenen und gespannten Büchsen losgingen. Meinen Karabiner fanden wir unversehrt einige Meter vom Schauplatz entfernt liegen; einer der Elefanten mußte in dem Gewehrriemen hängen geblieben sein oder die Büchse mit den Läufen fortgeschleudert haben. Vom Standpunkte der weidgerechten Jagd aus betrachtet, ist es nun die Frage, ob ich durch mein Unternehmen, den Elefanten des Nachts ohne Mondlicht aufzulauern, meine Leute und mich fahrlässig in Gefahr gebracht habe. An andrer Stelle habe ich bereits das Thema der Elefantenjagd und ihrer Gefahren behandelt; da dieser Fall aber unbedingt als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten ist, verdient die an sich äußerst interessante Episode einige Worte der Erklärung.

Es ist bekannt, daß der Elefant zu den drei Tieren gehört, die den Menschen, ohne dazu provoziert worden zu sein, angreifen: das sind außer ihm das Rhinozeros und der Büffel. Soviel mir bekannt, versichern aber die besten Gewährsleute, daß nur der von der Herde abgekämpfte und allein für sich lebende Rogueelefant gefährlich ist, während die Herdenelefanten stets, wenn möglich, aus dem Wege gehen. Hier haben wir aber einen Fall, wo drei Elefanten zusammen buchstäblich mehrere Stunden lang auf uns jagten, uns anbirschten und dann überfielen. Der Gedanke einer solchen Möglichkeit ist mir

Flußpferd. (Hippopotamus aff. abyssinicus Less.)

in der Nacht nie gekommen, da ich von vornherein wußte, daß mehrere Elefanten zusammen waren.

Das Nilpferd wird an Land gebracht.

Wie ich von den Eingeborenen erfuhr, hatte der Prinz Lichtenstein einige Tage zuvor in der Nähe meines Jagdterrains in der Nacht auf Elefanten geschossen, aber keinen zur Strecke gebracht.

Es kann auch sein, daß der Bulle schon einmal in seinem Leben von einem Beduinen, die hier die Tiere zu Pferde jagen, mit einem Speer verwundet worden ist und nun seine Wut auf die Menschen an uns auslassen wollte. Die Fährte der Tiere ließ nicht auf eine frühere Verwundung, sei es durch Pulver, sei es durch einen Speer, schließen. Jedenfalls haben die Elefanten ihren Zweck erreicht, denn ich bin kampfunfähig und muß ohne Elfenbein den Sudan verlassen. Als Gegenwert habe ich allerdings die interessante Erfahrung, die noch schöner sein würde, wäre auch Abdul Hamed unverletzt geblieben. Auf meiner Reise den Nil hinab hatte ich durch einen Zufall das Glück, einen zu einer Mission gehörigen Arzt zu treffen, der meinen Neger untersuchte und zu meiner großen Freude keine erheblichen inneren Verletzungen konstatierte. Er hat eine Hüftenquetschung und starken Blutunterlauf; es ist aber nur eine Frage der Zeit, dann kann er wiederhergestellt sein.

Vom Schiff aus brachte ich am Abend des 18. März einige Kugeln aus der 9 mm-Mauserbüchse gut auf den Schädel eines Nilpferdes an. Das Tier zeigte sich nicht mehr nach den Schüssen, und ich nahm an, es sei verendet und gesunken. Die Eingeborenen wurden verständigt und beauftragt, in der Nacht am Ufer des Nils entlang zu gehen mit der Geschwindigkeit des Stromes, da der Kadaver zu Tal treiben mußte, und mich am Morgen zu benachrichtigen, wo das verendete Nilpferd an der Oberfläche schwämme. Schon am frühen Morgen kamen die Leute und sagten, ein krankes Flußpferd stände nur wenige hundert Meter stromaufwärts in der Nähe des Ufers und könne seinen Kopf nur kurze Zeit unter Wasser halten. An der Stelle angelangt, fiel es mir leicht, das Gehirn, zwischen Auge und Ohr zielend, zu treffen; das Tier sank unter Wasser und wurde dann mit Seilen an Land gezogen.

Mit dem Fuß geht es sehr gut; ich kann bereits wieder einen Kilometer gehen, bin aber gezwungen, von der Elefantenjagd Abstand zu nehmen, da die einzige auf diese Tiere verwendbare Büchse unbrauchbar ist. Der Wind blies immer noch mit ungeschwächter Kraft von Norden; die schweren Boote rudern sich nur sehr schlecht, deshalb ließ ich mich die letzten 180 km von einem Dampfer bis Khartum schleppen. Der Dampfer, der Regierung gehörig, legte die Strecke in zwei Tagen zurück und berechnete dafür die ansehnliche

Meine Strecke im Sudan.

Summe von 600 Mark. In Khartum verbrachte ich drei recht unangenehme Tage.

Bei der Herstellung der Kisten zum Transport der Trophäen stieß ich auf die denkbar größten Schwierigkeiten; man macht sich von der Dummheit und Faulheit der Sudanesen gar keinen Begriff, wenn man sie nicht Zinkkisten hat machen sehen. Die Regierung schreibt letztere vor, um zu vermeiden, daß die Rinderpest vom Sudan nach Ägypten eingeschleppt werde, was ja immerhin möglich ist, wenn die Felle und Häute der Tiere nicht hermetisch verschlossen werden. Am 3. April erreichte ich wiederum Kairo mit einer Gesamtstrecke von 60 Köpfen und in guter Gesundheit, so daß ich diese Expedition als die erfolgreichste der bis jetzt gemachten ansehen kann.

Dreizehntes Kapitel.

Jagd auf Rhinozerosse und Löwen.

Am 25. September 1902 erlegte ich in Britisch-Ostafrika, vier Wochen und zwei Tage, nachdem ich Ostende verlassen hatte, das erste Stück Wild in Gestalt eines auch hier „unvermeidlichen" Wasserbocks. Die Reise von Europa war lang und langweilig gewesen, dafür aber war Mombassa, der Hafenplatz von Britisch-Ostafrika und dem dahinter liegenden Uganda, besser ausgefallen, als ich erwartet hatte. Mombassa ist hübsch gelegen, hat ein gutes Hotel, und die Eingeborenen, die Suahelis, sind, soweit ich sie in den wenigen Tagen beurteilen kann, angenehmer wie die Kaffern des Südens und die Sudanesen des Nordens. Ebenso wie in Portugiesisch-Ostafrika, fehlt es auch hier an Transporttieren, wie Kamel und Esel; man ist vielmehr gänzlich auf den Negerschädel angewiesen. Von diesen habe ich in Mombassa 61 engagiert und mit ihnen per Bahn meine Expedition angetreten; zunächst nach Makindu, 350 km von Mombassa, auf der Bahn, die von hier bis zum Viktoria Nyanza-See führt. Seit Januar dieses Jahres ist diese Bahn fertig, und mit ihr haben die Engländer sich eins von den Denkmälern von Energie und Unternehmungsgeist geschaffen, wie wir sie in den britischen Kolonien und Protektoraten vielfach finden. —

In Makindu befinde ich mich am Anfang jenes heute weltberühmten Jagdreviers, in dem die Löwen noch sehr zahlreich sind, das Rhinozeros von der Bahn aus gesehen werden kann und das übrige Wild, wie Zebras und verschiedene Arten Antilopen — den Vogel Strauß nicht zu vergessen — noch herdenweise auftritt. Von

Makindu bis Nairobi, der bedeutendsten Stadt des britisch-ostafrikanischen Protektorates, ist die Ausübung der Jagd nur auf der nörd-

Der Hafen von Mombassa.

lichen Seite des Eisenbahngleises erlaubt, während die Südseite bis zur Grenze des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, ähnlich wie das rechte Ufer des weißen Nils von Khartum bis Faschoda, eine so-

genannte „game reserve“ ist, das heißt: sämtliches Wild hat das ganze Jahr hindurch Schonzeit.

Stationsgebäude der Uganda-Eisenbahn.

Musterung meiner Träger durch englische Regierungsbeamte in Mombassa.

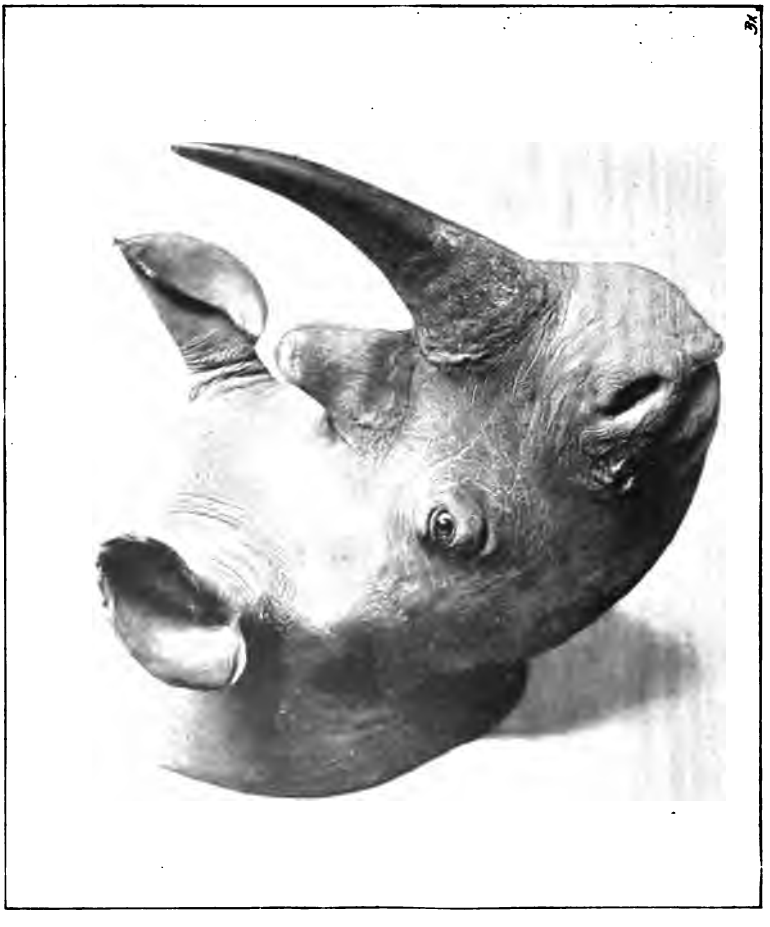
Von Makindu marschierte ich meist der Bahn entlang bis Simba, verschiedentlich das Lager aufschlagend, hielt mich aber nirgends lange

auf, da es meine Absicht war, zunächst Land und Wild kennen zu lernen, um später bahnabwärts zu jagen. In Simba erlegte ich einige Hartebeeste, zum Lebensunterhalt für meine Träger, und benutzte dann wieder die Bahn bis Kiu, 54 km. Hier fanden sich zwei Neger ein, die sich als Führer anboten, und am Morgen des 29. September verließ ich das Bahngeleise, um landeinwärts zu marschieren. Schon bald nach dem Aufbruch erlegte ich zwei Grants Gazellen und ein Hartebeest. Gegen 10 Uhr sah ich plötz-

Grants Gazellen.

lich auf 80 Schritt vor mir zwei Rhinozerosse, ein männliches und ein weibliches, an den Hörnern leicht erkennbar. Schnell wurden alle Büchsen mit den schärfsten Patronen geladen, und im Sturm ging's hinter den Dickhäutern her. Die Rhinozerosse können bekanntlich sehr schlecht äugen, dafür ist aber ihr Vernehmungs- und Witterungsvermögen ganz vorzüglich. Da sie oft auf die bloße Witterung hin den Menschen annehmen, machte ich einen kleinen Bogen, um guten Wind zu bekommen und gleich bei der ersten Vorstellung eine

Attacke zu vermeiden. Die Dickhäuter liefen nicht weit und ließen mich bis auf 150 Schritt herankommen, dann flüchteten sie wiederum, das männliche sichernd mit der Nase auf der Erde und mit hochgehobenem Schwanze, so daß es den Anblick bot, als stände



Nashorn (Ceratorhinus aff. holmwoodi *Sclat.*), weiblich.

es auf dem Kopfe. Nach fünf Minuten hatte ich mich wiederum auf 100 Schritt herangebirscht und ließ nun meine Kugel auf das Blatt des Bullen fahren (engl. Doppelbüchse Kal. 375, ca. 9 mm, Cordite-Pulver, ganz Mantel). Das Stück brach auf den Schuß hinten zusammen und drohte zu stürzen, wurde dann aber wieder

hoch und ging, gefolgt von der Kuh und meiner Kugel, ab. Ich nahm nun meine Büchse (Mod. 88) zur Hand, auf deren ersten Schuß

Nashorn (Ceratorhinus aff. holmwoodi *Sclat.*), männlich.

der Bulle im Feuer zusammenbrach. Das weibliche Stück lief noch 150 Schritt weiter und verhoffte dann an einem Berghang, an-

ſcheinend auf ſeinen Gemahl wartend. Letzterer war verendet; die beiden erſten Kugeln ſaßen Blatt; die letzte traf die Wirbelſäule im Nacken, den ſofortigen Tod verurſachend. Da ich das weibliche Stück nicht ſchießen wollte, verſuchten wir, es durch lautes Johlen und Pfeifen zu verſcheuchen. Dies gelang uns aber nicht, und die Neger behaupteten, ich müßte es töten, um eine Attacke auf uns zu vermeiden. Ich wartete noch eine halbe Stunde, da das Wild als Trophäe keinen Wert für mich hatte und man nach dem Jagdgeſetz nur zwei Rhinozeroſſe pro Jahr ſchießen darf. Als aber dann die

Rhinozeroskuh.

treue Ehehälfte langſam auf ihren toten Gemahl zukam, beſchloß ich, ſie durch einen Schuß ins Jenſeits oder in die Berge zu befördern.

Meine Träger waren mittlerweile angekommen und ſtanden allenthalben umher, ſo daß das Wild bei einem Angriff zum mindeſten eine heilloſe Konfuſion angerichtet haben würde. Beim Schuß ſtand das Rhinozeros ganz ſpitz vor mir auf 98 Schritt, und ich zielte, mehr in der Abſicht, es zu vergrämen, als zu töten, auf ſeine Bruſt. Auf den Schuß machte es Kehrt und flüchtete den Hang hinab, bald aus meinen Augen verſchwindend. Ich nahm die Folge nicht auf,

Abtrennen der Läufe, die als Trophäen gelten.

Rhinozeros-Embryo.

ſondern beſchäftigte mich nun mit dem Zerwirken des erlegten Bullen. Abends erreichte ich ſpät erſt das Lager; ich hatte einen genußreichen Jagdtag hinter mir: vier Stück Wild, davon drei neue Arten für meine Sammlung.

Hier ein Wort über die Temperatur. In Mombaſſa war es tagsüber ſehr heiß, die Nächte waren dank der friſchen Seebriſe erträglich. Makindu, 4000 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, iſt bereits bedeutend kühler; von dort an ſteigt die Bahn rapide bis Nairobi 6000 Fuß. Ich befinde mich hier noch höher in den Bergen, und die Temperatur iſt dementſprechend. Das Thermometer ſinkt des Nachts bis auf 6° R., während es bei Tage bis auf 28° R. im Schatten ſteigt. Man empfindet infolgedeſſen die Kälte um ſo mehr; doch halte ich das Klima für ſehr geſund und fieberfrei.

Einer der Träger mit dem Kopfe des Rhinozeros.

Geſtern, 2. Oktober, ſchon ganz in der Nähe des Lagers, rannte ein Rhinozeros, das anſcheinend Wind von uns bekommen, einen Berg hinab auf uns zu, verlor dann aber unſern Wind, und da ſeine Hörner mir nicht ſehr ſtark erſchienen, ließ ich es laufen. Bald darauf befand ich mich mit gutem Winde face en face mit einem andern Rhinozeros, birſchte mich auf 100 Schritt heran und ließ beide Kugeln fahren. Das Stück machte Kehrt und flüchtete dann, der Gewohnheit gemäß, gegen den Wind; wir fanden es aber bald im Schatten eines Baumes niedergetan. Erſt nachdem ich ſechs weitere Kugeln auf ſeine graue Haut abgegeben, verendete es. Bei näherer Unterſuchung fand ich ſämtliche acht Kugeln; zwei davon Blatt, ohne daß der Lauf gebrochen war. Ich ſchließe daraus, daß die ſoliden Stahlkugeln den Schulterknochen wohl durchdringen, aber nicht brechen, ſo daß nur Kugeln durchs Herz,

Warzenschwein-Keiler.

Die renitenten eingeborenen Suahelis.

ins Gehirn oder auf das Rückgrat das Wild stürzen lassen. Beim Aufbrechen dieses Rhinozerosses, eines weiblichen Stückes, machte ich einen interessanten Fund: das Tier war nämlich mit einem kleinen Bullen trächtig. Leider war das „Baby" tot; eine Kugel hatte es getroffen.

Kaum hatte ich begonnen, die Trophäen von dem Tiere zu sezieren, da strömten schon von allen Seiten die Eingeborenen herbei, um sich des Wildbrets zu bemächtigen. Viele von ihnen hatten mich schon mehrere Tage verfolgt, und zwar so dicht hinter mir, daß sie eine wahre Plage wurden. Dazu waren die Menschen äußerst unverschämt und weigerten sich, mir als Gegenwert für die vielen hunderte Pfund Fleisch des Rhinozerosses sechs Hühner und einige Dutzend Eier, von denen sie massenhaft besitzen, zu bringen. Ich drohte ihnen nun, ich würde das Fleisch verbrennen, machte aber gar keinen Eindruck damit; sie setzten sich vielmehr in einem Halbkreis zur Erde nieder und warteten ruhig, bis ich fortgehen würde, wohl wissend, daß auf viele Kilometer in der Runde nicht genug Holz war, um meine Drohung auszuführen.

Thomsons Gazelle (Gazella thomsoni *Günth.*), männlich.

Später am Tage stieß ich plötzlich auf drei Säbelantilopen, die ich leider fehlte, erlegte aber dann noch zwei Warzenschweine und eine Thomson-Gazelle.

Rhinozeros-Bulle.

Letzte Nacht schreckte ich plötzlich, aufgeweckt durch ohrzerreißendes Johlen und Schreien, aus dem Schlafe auf; als ich aus dem Moskitonetz sprang, stand mein Diener Brown mit geladener Pistole da, während von allen Seiten meine Träger auf das Zelt losstürmten. Hinausgetreten, konnte ich indes nichts Ungewöhnliches bemerken,

Warzenschwein (Macrocephalus spec.), männlich.

und es stellte sich jetzt heraus, daß ein Neger das Signal „Löwe im Lager" gegeben hatte, während es in Wirklichkeit nur eine Hyäne gewesen war, die sich ein Stück vom Rhinozeros stehlen kam. Obgleich es erst 2 Uhr war, kam das Lager in dieser Nacht nicht mehr zur Ruhe; denn die Neger, die sich bekanntlich eines äußerst kindlichen Gemütes erfreuen, lachten stundenlang über den Zwischenfall, trotz meines Befehles, still zu sein. Minutenlang kicherten sie

vor sich hin, bis einer von ihnen herauspolterte und die andern von neuem ansteckte. Dann mußten Brown und ich auch mitlachen, und das amüsierte die Kinder noch mehr; da blieb nichts andres übrig, als aufzustehen.

Daß der Löwe nächtlicherweile die Behausungen der Eingeborenen heimsucht, unterliegt wohl keinem Zweifel: ich habe bereits zwei

Warzenschwein (Macrocephalus spec.), weiblich.

Menschenschädel gefunden; die Neger schützen sich gegen den Räuber, indem sie um ihre Hütten einen Wall von Dornen aufbauen, so hoch und fest, daß er wirklich Schutz bietet.

Am 4. Oktober verließ ich mein Lager in den Bergen und marschierte zur Eisenbahn zurück nach der Station Machakos Road. Unterwegs erlegte ich drei Grants Antilopenböcke und kam auch auf einen Panther zu Schuß. Letzteren entdeckte ich an einem kahlen Berg-abhang — sich sonnend — und machte sofort Jagd auf ihn, aber vergeblich.

Eine mit Dornen vor den Löwen geſchützte Behauſung der Suahelis.

Von Machakos Road bis Stony Athi benutzte ich wiederum die Eisenbahn, da ein Marsch von 48 km durch die wasserleere Steppe keinen Zweck gehabt hätte. Es ist geradezu erstaunlich, wie das Wild sich an die Eisenbahn gewöhnt hat; die Gazellen und Antilopen lassen den Zug auf 60 bis 80 Schritt an sich vorbeifahren; einen

Warzenschwein-Bache.

Straußenhahn, das scheueste mir bekannte Wild, hätte man vom Coupéfenster mit dem Revolver schießen können.

Hier bin ich nun in Stony Athi, dem berühmten Löwenrevier, von dem die Sage geht, daß hier in den letzten acht Monaten 40 bis 50 Löwen den Büchsen verschiedener Sportsmen und professioneller Jäger zum Opfer gefallen sind. Das Terrain ist allerdings außergewöhnlich günstig. Rechts und links vom Bahngeleise eine endlose, hügelige Steppe, auf der Hunderte von Zebras, Wildebeests und Hartebeests äsen, und mitten darin, etwa 60 Morgen groß, eine Oase,

aus sechs Fuß hohem, dichtem Schilf und Ried bestehend, das Versteck der Löwen. Zahlreiche frische Fährten beweisen mir, daß wirklich hier Löwen stecken. Sie ziehen abends auf Raub aus und kehren bei Tagesanbruch in ihr kühles Heim zurück. Dies ist die Zeit, ihnen

Mein Lager bei Machakos.

aufzulauern. Von einem meiner Vorgänger ist an einer geeigneten Stelle ein Stand aus Steinen gebaut, der gute Deckung gibt, und hier habe ich heute morgen zwei Stunden verbracht, aber keinen Löwen, sondern nur wieder frische Fährten von gestern abend gesehen. Um mir einige Stunden Marsch jeden Morgen zu sparen, habe ich mein Zelt in der Nähe des Löwenheims aufgeschlagen, meine Neger

aber am Bahnhof Stony Athi zurückgelassen, um das Wild nicht zu vergrämen. Am folgenden Tage verlegte ich meinen Stand von der östlichen auf die westliche Seite des hohen Grases, und das Unglück wollte, daß zwei Löwen etwas nach Sonnenaufgang in der Steppe

Suala-Antilope (Aepyceros suara *Mtsch.*).

auftauchten und sich eiligst, aber leider von der östlichen Seite, zu ihrem Schlaflager begaben. Am nächsten Morgen ließ sich keiner blicken; heute aber kamen sie wieder gegen 6 Uhr früh und wiederum von der entgegengesetzten Seite meines Standes. Die Zeltleute riefen mich herbei und erklärten, die Löwen seien den felsigen Stony

Athi-Fluß hinab und nicht ins Gras gezogen. Ich folgte ihnen zwei Stunden lang ohne Erfolg und kehrte dann zu meinem Zelt zurück, von wo aus ich ein großes Stück Terrain, einschließlich der Oase, überblicken konnte.

Gegen 12 Uhr, als ich beim Lunch saß, kamen die beiden Löwen, ein herrliches Männchen mit prachtvoller Mähne und Frau Gemahlin,

Cokes Kuhantilope (Bubalis cokei *Ghr.*).

den Fluß hinauf und wechselten langsam und bedächtig in ihre Wohnung ein. Am Nachmittag erboten sich einige indische Eisenbahnarbeiter, die Löwen zu treiben. Ich stellte mich mit gutem Winde an, aber mit dem Treiben klappte es nicht recht. Die Indier gingen einfach heulend um das Gras herum, und die Löwen schliefen wahrscheinlich ruhig weiter.

Mein Lager am Athi-Fluß.

Mittlerweile hat sich ein sehr ungebetener Gast eingestellt, nämlich der Regen. In der sogenannten Regenzeit, Juli und August, ist hier in den Bergen fast gar kein Regen gefallen, und es scheint, als wollte der Himmel jetzt das Versäumte nachholen. Dies ist mir sehr unangenehm, da ich mit nichts versehen bin, um mich und die Decken der erlegten Tiere vor der Nässe zu schützen. Außerdem ist es höchst

Zebra (Hippotigris granti *de Winton*), weiblich.

unbehaglich, morgens um 4 Uhr bei strömendem Regen stundenlang auf dem Anstand zu sitzen.

Am 12. Oktober beschloß ich, weiterzumarschieren, und zwar zum Athi-Fluß, dem Ziele meiner Expedition, und die Löwen in Stony Athi eventuell auf dem Rückwege wieder zu bejagen. Der auf beiden Ufern mit Bäumen bewachsene Athi-Fluß bietet eine willkommene Abwechslung für das durch die endlose Steppe ermüdete Auge. Am ersten Marschtage flußabwärts sah ich Tausende von

Zebras und Antilopen aller Art und erlegte einen Suala-Bock. Am zweiten Tage entdeckte ich mit dem Glase drei Löwen, die sich schnellen Schrittes von mir und meiner Karawane zu entfernen schienen. Ich ließ Halt machen und begann, begleitet von Brown und einem Neger, die Löwen zu verfolgen, die einzige Chance, die ich auf dem endlosen Plateau hatte, einen Schuß anzubringen. Wir passierten bald die Stelle, wo die Löwen soeben ihren Raub, bestehend aus einem Hartebeest, verzehrt hatten, um dessen Reste die Geier sich jetzt zankten. Da ich wußte, daß die Löwen mit vollem Magen nicht gern weit und schnell ziehen, hoffte ich nahe genug heranzukommen, um einen Schuß abgeben zu können, und schlug deshalb einen Sturmschritt ein. Im Anfang gewannen wir nur wenig Terrain. Die Löwen waren etwa 1000 m von uns entfernt, nach und nach verhofften sie aber häufiger, und ich konnte nun mit dem Glase sehen, daß es ein Weibchen und zwei Männchen waren. Nachdem wir eine halbe Stunde lang gehetzt hatten, wurde das Terrain etwas hügelig, und ich beschloß, stehen zu bleiben, um den Löwen Zeit zu geben, den Hügel zu nehmen, und dann, sobald sie über dem Kamm verschwunden waren, den Hügel zu stürmen, um so die Distanz zwischen uns zu verringern. Mit fliegenden Pulsen oben angelangt, hatte ich mein Wild auf 400 Schritt vor mir. Auf meinen ersten Schuß mit der Kaliber 375-Büchse blieben sie alle drei stehen, dann flüchteten zwei nach links, einer nach rechts. Da letzterer mir der stärkste zu sein schien, schoß ich meinen zweiten Lauf auf ihn ab, und er quittierte die Kugel, indem er heftig voransprang, mit dem Schweife schlagend, um sich nach einigen Fluchten niederzutun. Auf der Schulter des Negers sitzend, konnte ich deutlich sein gelbes Haupt über dem dürren Grase sehen und beschloß, ihm eine Stunde Zeit zum Verenden zu geben. Als diese verstrichen war, bestieg ich wiederum die Schultern meines Negers, konnte aber von dem Löwen nichts mehr sehen.

Wir gingen nun mit der größten Vorsicht auf die Stelle zu, wo ich ihn zuletzt gesehen, und kamen bis auf 10 Schritt an ihn heran, bevor ich ihn in dem gleichfarbigen Grase entdeckte. Da ich 10 Schritt für einen verwundeten Löwen für eine bedenkliche Nähe hielt, gingen wir einige Schritte rückwärts, dann ließ ich den Neger ein halbes Dutzend Steine nach ihm werfen; aber nichts regte sich.

Mein erſter Löwe.

Der König der Tiere hatte sich zu seinen Ahnen versammelt. Es war ein prächtiges Exemplar. Der Schuß, der, in Anbetracht der großen Distanz und außer Atem abgegeben, ein Glücksschuß war, saß mitten auf dem Leib; die Kugel hatte, von hinten nach vorn gehend, die Leber und einen Lungenflügel zerfetzt; ein vorzügliches Resultat für die kleine Doppelbüchse auf 410 Schritt Entfernung. Mit dem Löwen ist der Zweck dieser Jagd erreicht, und mit ihm habe ich alle sogenannten wilden Tiere zur Strecke.

45 Straußeneier in einem Nest.

15. Oktober. Selten habe ich mich so erschreckt wie heute. Ich ging an der Spitze meiner Leute durch die weit übersehbare Ebene, ohne Büchse, da nichts auf viele Kilometer in der Runde sich regte. Da plötzlich springt vor meinen Füßen wie aus dem Boden geschossen ein Tier auf, und ich glaubte nicht anders, als daß es ein Löwe sei, mit dem die Gedanken sich erklärlicherweise hier am meisten beschäftigen. Es war eine Straußenhenne, die 45 Eier ausbrütete, und die man, niedergetan, von dem gleichfarbigen dürren Grase gar nicht unterscheiden kann. Aber auch „Frau Strauß" schien sich stark

erſchreckt zu haben, denn ſie ſuchte das Weite mit wirklich erſtaunlicher Geſchwindigkeit. Ganz ungefährlich iſt ein ſolches Renkontre nicht, denn es kommt vor, daß der Vogel, von Mutterliebe getrieben,

Grants Antilope (Gazella granti *Brooke*), männlich.

ſeine Eier in der Weiſe verteidigt, daß er den Menſchen, mit ſeinen langen Ständern nach vorn ſchlagend, annimmt.

Geſtern nachmittag ſah ich wiederum zwei Löwen auf zirka 700 Schritt in wilder Flucht. Trotz meiner Bemühungen gelang es mir aber nicht, mich ihnen zu nähern und zu Schuß zu kommen.

Heute war ein Tag voller glücklicher Zufälligkeiten mit einer vorzüglichen Strecke als Resultat. Nicht weit vom Lager erlegte ich zunächst eine Grant-Antilope, und schon bald darauf stürmten zwei Hartebeest-Böcke über die Steppe auf mich und meine Begleiter zu. Auf 200 Schritt blieben sie stehen und kämpften, dann setzten sie ihre wilde Fahrt fort, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen. Auf 30 Schritt erlegte ich den ersten; er brach im Feuer zusammen; der zweite stürzte sich nun auf seinen Gegner, ihm die Flanken mit seinen spitzen Hörnern bearbeitend, bis meine Kugel auch ihm ein Ende machte. Während wir mit dem Zerwirken beschäftigt waren, kam mein schwarzer Diener Msee vom Zelt zu uns herüber; er hatte das Salz zum Frühstückskorb vergessen und brachte es uns nach. Ich gab ihm nun Weisung, zum Lager zurückzukehren und Träger zu holen, um das Wildbret zum Zelte zu tragen. Kaum war er einige hundert Schritte gegangen, als er heftig gestikulierend und „Simba" (d. h. Löwe) rufend wieder auf uns zukam. Ich lief ihm gleich entgegen, konnte aber nur noch den Schweif des Löwen sehen, der einen Hang hinabflüchtete. Da wir ihn nicht mehr zu Gesicht bekamen, war es unzweifelhaft, daß er sich in dem dürren Grase am Fuße des Hügels versteckt hatte, und wir versuchten nun, ihn durch Steinwürfe und blinde Schüsse zu bewegen, die Deckung zu verlassen, aber vergebens. Nach einer halben Stunde gab ich den Löwen auf und wandte meine Auf-

Grants Antilope (Gazella granti *Brooke*), weiblich.

merksamkeit einigen friedlich äsenden Antilopen zu. Wir waren kaum 10 Minuten gegangen, als wir den Löwen langsam und bedächtig den Hang, von dem er herabgekommen war, wieder hinaufwechseln sahen, und zwar in der Richtung auf die toten Hartebeeste. Es war mir gleich klar, daß der Löwe durch die zahlreichen kreisenden Geier auf das Vorhandensein eines Stückes Wild aufmerksam ge-

Mein zweiter Löwe.

macht worden war und nun zum zweiten Male dorthin strebte, nachdem er zuvor durch den Neger verscheucht worden war. Ich ließ ihn den Kamm des Hügels ersteigen und folgte ihm dann, nachdem er aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Bis auf 300 Schritt an die beiden Kadaver herangelangt, sah ich dann in der Tat den Löwen, wie er in vollen Zügen seine Mahlzeit genoß. Die Erfahrung lehrt, daß der hungrige Löwe seine selbst gerissene oder gefundene Beute

nicht verläßt; man braucht also, wie in diesem Falle, nur hinzugehen und ihn zu schießen. Als der Löwe, den ich als ein junges männliches Stück erkannte, unser ansichtig wurde, hielt er in seiner Mahlzeit inne, nahm, immer uns zugewandt, bald eine sitzende, bald eine stehende und liegende Position ein, kam auch manchmal einige Schritte auf uns zu, um dann wieder schnell zu seinem Luder zurückzukehren und die zahlreichen Schakale von seinem Tisch zu ver-

Am Riß erlegt.

scheuchen. Langsam um das interessante Schauspiel herumgehend, näherte ich mich ihm bis auf 176 Schritt, von wo aus ich in knieender Position schießen konnte. Es handelte sich darum, das Wild nicht anzuschweißen, sondern kampfunfähig zu machen; denn ein auf die eben beschriebene Weise bejagter Löwe ist immerhin ein gefährlicher Gegner. Als ich schoß, saß der Löwe breit und hatte den Kopf mir zugewandt. Meine beiden ersten Kugeln gingen hoch und schlugen, dicht über seinen Rücken fahrend, in den Sand. Der Löwe rührte sich nicht; beim dritten Schuß brach er zusammen, beim vierten

rollte er über. Der fünfte war schon nicht mehr nötig; der Löwe war tot.

Während dieser ganzen Zeit waren die sonst so scheuen Schakale, etwa 40 an der Zahl, in der unmittelbaren Nähe des Schauspieles gewesen; sie kamen bis auf 20 Schritte an mich heran und ließen sich auch durch die Schüsse nicht verwirren. Als aber der Löwe leblos am Boden lag, da ergriffen die nächsten Augenzeugen die Flucht, es entstand ein Hin- und Herlaufen, und bald stoben alle in die dürre

Die Reste des „Königs der Tiere".

Steppe hinaus; die Furcht vor ihrem Erbfeind, dem Menschen, hatte sie gepackt, während sie sich vorher unter dem Schutze des Löwen selbst vor jenem sicher fühlten. Kein anderes Raubtier wird sich unter solchen Umständen der offenen Belästigung durch mehrere Menschen aussetzen, sondern es wird die Flucht ergreifen; wir sehen, der Löwe bleibt, wenn auch nicht immer; die kleinen Räuber, die Schakale, wagen es unter seinem Schutz, dem gefürchteten Menschen zu trotzen; weshalb sollen wir dann nicht dem Löwen den Titel „König der Tiere" unumwunden einräumen?

Ich war nun mit meiner Strecke zufrieden und beschloß, nach Europa zurückzukehren, da es jetzt fast andauernd regnete und ich gar nicht auf Regen vorbereitet war. So erreichte ich schon binnen drei Wochen wieder Mombassa mit einer Strecke von 32 Köpfen, diese nicht zum wenigsten der Dampfkraft und dem rauchlosen Pulver verdankend, vermittelst deren man jetzt in Tagen erreichen kann, was früher Wochen in Anspruch genommen hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Elchjagd in Alaska.

Der Morgen des 11. Auguſt 1903 fand mich auf dem Dampfer „Nome City“, der gerade um die äußerſte Spitze der Kenai-Halbinſel im nordweſtlichen Alaska ſteuerte, um mich bald darauf in Seldovia, meinem Ziele, zu landen. Alaska, bis vor kurzem ſelbſt ſeiner geographiſchen Lage nach in weiteren Kreiſen wenig bekannt, iſt in den letzten Jahren durch die dort gemachten reichen Goldfunde in den Vordergrund des Intereſſes getreten; denn nirgends in der Welt ſind von einzelnen Perſonen in ganz kurzer Zeit ſolche Reichtümer erworben worden wie gerade in dieſem Lande. Nicht aber das Gold hatte mich bewogen, dieſe weite Reiſe zu machen; es war ein anderer Schatz, den auch Alaska birgt, das iſt das Wild, das in einigen Arten, wie Elch und Bär, hier die größten und ſtärkſten Dimenſionen erreicht, die der Naturgeſchichte bekannt ſind.

Von Seattle, der Hauptſtadt des Staates Waſhington der Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus fuhr der Dampfer zunächſt nach Sitka, der Hauptſtadt Alaskas, die landſchaftlich ganz reizend gelegen iſt, umringt von ſchneebedeckten Bergen, dann nach Yakutat und der Kayak-Inſel, um nach zehntägiger Seereiſe Seldovia, am Cooks Inlet gelegen, zu erreichen.

Seit dem vorigen Jahre iſt das Ausführen von Jagdtrophäen aller Art aus Alaska verboten, ſomit die Jagd für einen außerhalb Alaskas wohnenden Jäger zwecklos. Es iſt erlaubt, eine gewiſſe Anzahl von Tieren zu erlegen, ohne daß man dazu einen Jagdſchein benötigt; man muß aber dann ſeine Beute im Lande zurücklaſſen. Ausnahmen werden nur für wiſſenſchaftliche Zwecke gemacht. Es

Indianer in ihrem Boot am Cooks Inlet.

gelang mir, durch ein Empfehlungsschreiben des Direktors des Museums für Naturkunde in Berlin, von dem Ackerbauministerium in Washington die Erlaubnis zur Ausführung meiner eventuellen Strecke zu erhalten. Die amerikanische Regierung bezweckt durch diese radikalen Maßregeln, dem Handel in Geweihen und Fellen, den die professionellen Jäger betreiben, Einhalt zu tun. Es gehen aber nach wie vor jährlich Hunderte in die Vereinigten Staaten hinein, da eine Kontrolle von seiten der Regierung äußerst schwierig ist.

Szenerie bei Sitka.

Ähnlich wie in einigen Teilen Afrikas, so fehlt es auch hier in Alaska gänzlich an Transportmitteln, um im Lande zu reisen. Pferde gibt es nur ganz vereinzelt hier, und die kleinen Ströme sind meist zu reißend, um schiffbar zu sein. Da bleibt als Transportmittel nichts anderes übrig als der Mensch. Während man sich in Afrika leicht einen Trupp von Eingeborenen mieten kann, ist das hier nicht der Fall. Der Indianer gibt es nur wenige. Es ist aber auch nicht ratsam, viele Leute mitzunehmen. Abgesehen von den Kosten — der Neger erhält 20 M. pro Monat, der Indianer 4—6 M. pro

Tag —, ist letzterer bedeutend anspruchsvoller betreffs der Verpflegung. Jeder Mann mehr bedeutet mehr Proviant und weniger Bewegungsfähigkeit beim Marsch. Deshalb engagierte ich, außer dem Führer Henry Alson und einem Koch, nur zwei Träger, die alle zusammen 160 Pfd. Gepäck tragen konnten. Natürlich muß man bei so geringem Gewicht auf jeden Luxus verzichten. Die Nahrung ist die

Götzenbild der Indianer in Sitka.

denkbar einfachste, und in der Bekleidung ist man auf das Nötigste beschränkt. Den ersten Teil der Reise ließ ich meine Ruderboote von einem kleinen Dampfer schleppen, dann machte ich 8 km landeinwärts am Fuße eines Gletschers mein erstes Lager.

Die erste Birsch galt dem Bergschaf. Auch hier, wie in den Rocky Mountains, steht dieses Wild hoch oben in den Bergen, wo keine Bäume und Sträucher mehr wachsen, und auch hier ist das

Schaf das am schwersten zu erlegende Wild. Um den Kamm der Berge zu erreichen, mußten mein Führer und ich dem Bett eines reißenden Gebirgsstromes folgen, und da, wo ein Wasserfall war, krochen wir an seinen Ufern durch das schier undurchdringliche Gestrüpp, das hier meist aus Erlensträuchern besteht. Die Steine des Baches waren mit schlüpfrigem Moos bedeckt und die Steigung

Götzenbilder der Indianer.

stellenweise so stark, daß wir uns gegenseitig hinaufziehen mußten. Dazu hat man keinen Alpenstock in der Hand, der zumal da, wo man Teile des Gletschers passieren muß, unbedingt nötig wäre, sondern eine schwere Doppelbüchse, die bei jedem Sturz auf den Felsen zerschellen kann; man hat auf jedem Birschgang hundertmal Gelegenheit, abzustürzen und das Genick zu brechen.

Es war ein herrlicher Tag, die Sonne stand hoch am klaren Himmel, und der blendend weiße Schnee des Gletschers trug noch

dazu bei, die Landschaft zu erhellen. Aber auf keinem der umliegenden Berge konnte ich Wild konstatieren. Ich verließ deshalb tags darauf das Lager, marschierte zur See zurück und ruderte 13 km weiter die Bucht hinauf. Hier war die Gegend von zahlreichen Enten und anderen Sumpf- und Wasservögeln belebt, aber leider auch von

Ein indianisches Grabmonument.

Tausenden von Moskitos, vor denen man sich nur durch dichte Schleier schützen kann. Diese zusammen mit den Schwärmen von winzigen schwarzen und weißen Fliegen sind die Landplage Alaskas, die imstande ist, dem Menschen den ganzen Aufenthalt zu verleiden.

Auf dem Marsche, den ich nun zu einem andern Bergrücken machte, auf der Suche nach Schafen, bekam einer der Indianer einen Blutsturz und konnte seine Last nicht weitertragen. Ich mußte mich

nun ſelbſt mit meinen Gewehren und Patronen beladen, um erſt abends ſpät, vollkommen erſchlafft, mein Ziel zu erreichen. Allenthalben im Wald iſt der Weg durch geſtürzte Bäume geſperrt, über die man klettern oder unter denen man durchkriechen muß. Dann kommen große Strecken dichten Geſtrüpps, das man mit den Armen auseinanderbiegt; dazu die ſchreckliche Plage der Fliegen und Mücken, und der Höhepunkt der Strapazen iſt erreicht.

Die Birſch auf Schafe fiel am folgenden Tage wiederum erfolglos aus. Ich ſah keine, auch keine Fährten, dagegen aber zahlreiche Fährten und Loſung von Bären.

Das Revier der Bergſchafe.

Am Nachmittag brach ein orkanartiger Sturm, begleitet von ſtarkem Regen, los. Bis auf die Haut durchnäßt langte ich wieder im Lager an, ohne Kleider zum Wechſeln zu haben; denn wir hatten geſtern ein Gepäckſtück nach dem andern auf dem Marſch zurücklaſſen müſſen, um die Laſten leichter zu machen.

Hier in den Bergen gibt es zahlreiche Waldhühner, drei verſchiedene Sorten, die wunderbar von Wildbret ſind, da ſie ſich momentan von Beeren ernähren. Die Hühner ſind ſo vertraut, daß man ſie leicht mit einem Flobert erlegen kann, und mit der Schrotflinte ließe ſich eine gute Strecke machen; aber das laute Echo in den Bergen verbietet deren Gebrauch.

Hat die Natur dieſes Land mit einer herrlichen Fauna ausgeſtattet, ſo hat ſie es nicht minder gut mit der Flora gemeint. Die Feldblumen, wie Vergißmeinnicht, die Glockenblume, der Fingerhut, die Schwertlilie, die weißen und lila Er-liebt-mich-er-liebt-mich-nicht, die Erika und viele andere, die ich mit Namen nicht zu nennen weiß, ſie alle wachſen hier und ſind zur Vollkommenheit entwickelt, ſowohl bezüglich der Größe als der Farbenpracht. Dann kommen die Beeren, die jetzt reif ſind. Es gibt Waldbeeren, Kronsbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und die beſte von allen, die ſogenannte Salmbeere, die an Größe und Form unſrer Brombeere gleicht, aber

Yakutat.

rot iſt und den Geſchmack einer Aprikoſe hat. Sie alle ſind vom feinſten Aroma, wie die meiſten Früchte, die im hohen Norden zur Reife gelangen, und von ihnen nährt ſich der Bär, der für die Salmbeere „ſeine Erſtgeburt verkauft".

Das Klima iſt bedeutend milder, wie ich es erwartet hatte. Ich befinde mich hier auf demſelben Breitengrade, auf dem Chriſtiania in Norwegen liegt. Die Temperatur iſt an der Küſte dieſelbe wie um dieſe Jahreszeit, wenn wir kühle Tage haben, in Deutſchland. Außer den Fliegen und Moskitos aber hat dieſes Land einen weiteren großen Nachteil. Das iſt: es leidet an chroniſchen Niederſchlägen. Im Herbſt, und in dieſem befinde ich mich bereits nach hieſiger Rechnung, gehören die ſchönen und klaren Tage zu den Ausnahmen,

während Regen und Nebel vorherrschend sind. Heute zum Beispiel sitze ich den ganzen Tag untätig im Zelte. Die Wolken hängen auf uns herab, so daß man kaum 20 Schritt weit sehen kann.

Drei Tage dauerte diese unfreiwillige Gefangenschaft, bis endlich die Sonne in solcher Pracht am Himmel stand, als ob sie das Versäumte wieder gut machen wollte. Ich benutzte die Gelegenheit, um einen weiten Marsch in die Berge zu machen, fand aber auch hier weder Schafe noch Fährten derselben. Den Aufstieg auf den Höhen-

Im Lager.

rücken, wo sie vielleicht sein konnten, versperrte mir ein Gletscherarm, den mein Führer und ich lange vergeblich zu überschreiten versuchten. Auf halbem Wege rutschten wir immer wieder zu Tal, und da uns keine Geräte zum Aushauen eines Weges zur Verfügung standen, mußten wir die Jagd aufgeben. Ich kehrte nun wieder zur See zurück, und der Abstieg wurde uns allen, wenn das überhaupt möglich war, noch saurer wie der Aufstieg. Durch den anhaltenden Regen war der Wald schlüpfrig geworden; man rutschte, man stürzte. Dazu waren sämtliche Schuhe durch das Schreiten an steilen Hängen schief gelaufen, somit Wunden verursachend; jeder Schritt war mit Schmerzen

verbunden, und dazu Tausende von gierigen Moskitos, die das Blut saugen kamen, dessen letzten Tropfen man selbst bedurfte, um nicht zu versagen.

Ich versuchte nun mit den Booten einen der kleinen Flüsse hinaufzurudern, um mein Glück nochmals in einem andern Tale zu versuchen. Der Strom war aber so reißend und die Bemannung der Boote so unzureichend, daß ich schon nach wenigen Kilometern diesen Versuch als hoffnungslos aufgeben mußte und somit die Jagd auf Schafe überhaupt. Die Indianer jagen hierzulande viel auf Schafe, ihres von ihnen sehr geschätzten Wildbrets wegen. Deshalb hat sich das Wild ins Innere zurückgezogen, und um heutzutage erfolgreich auf Wildschafe zu jagen, muß man acht Tage ins Land hineinreisen. Dazu gehören aber Vorbereitungen, und die habe ich nicht getroffen und kann sie jetzt nicht mehr treffen. Es ist das alte Lied: das erste Mal muß man persönlich an Ort und Stelle sehen, wie man es nicht machen muß, und, wenn man dann zum zweiten Male das Land besucht, die gemachten Erfahrungen benutzen.

Ich wende nun meine ganze Aufmerksamkeit den Elchen zu. Es ist aber zweifelhaft, ob sie schon aus dem Bast sind; denn die Schaufler sollen erst Mitte September fegen und im Januar schon wieder abwerfen. Das Terrain, in dem ich mich befinde, ist für Elche wie geschaffen, hügelig, sumpfig, hier und da ein kleiner See, große und kleine Tannenwaldungen und das ganze Land bewachsen mit Weiden, der Äsung der Elche. — Die ersten drei Tage mußte ich mich damit begnügen, zahlreiche Fährten zu konstatieren. Das Wild hat tiefe Wechsel in die Sümpfe und durch die Wälder gezogen, denen man leicht folgen kann, und hier und da sieht man eine mächtige Schaufel am Boden liegen, die im vorigen Jahre einen Hirsch gekrönt hat.

Ich beabsichtige, auf das erste beste Stück Wild zu schießen; denn schon seit unserm Abmarsch aus den Bergen haben wir kein Fleisch oder — besser — Geflügel mehr. Dort haben 52 sogenannte Ptarmigan, eine Art Grouse [Tetrao (lagopus) mutus], die oben in den Bergen leben, unsern Kochtopf geziert; hier unten gibt es aber nur vereinzelte Grouse, und die werden unbeschossen gelassen, um die Elche nicht zu vergrämen.

Endlich, nachdem ich acht Tage gejagt, ohne ein Stück Wild zu sehen, kam ein Elch einen Hang herabgetrollt, direkt auf die

Alaska Elch. (Alce gigas Miller.)

Stelle zu, wo mein Führer und ich gerade frühstückten. Er hatte unſern ganzen Wind ſowohl wie die Rauchwolke des Feuers, auf dem wir Tee kochten. Es iſt mir unerklärlich, warum er nicht in der entgegengeſetzten Richtung flüchtig wurde. Auf 150 Schritt herangekommen, machte er eine ſcharfe Wendung. Es war ein Hirſch mit geringem Geweih, und letzteres war noch ganz im Baſt. Ich ließ deshalb meinen Führer ſchießen, und dieſer brachte den Elch mit zwei Blattſchüſſen zur Strecke, um unſrer Hungersnot ein Ende zu machen. Die Hohlkugeln meines Kalibers 375 (engliſche Doppelbüchſe mit Corditpulver, ca. 9 mm) hatten je eine Rippe durchſchlagen und große Löcher in Lunge und Herz geriſſen. In eines derſelben konnte man die ganze Fauſt hineinſtecken, und ich bin mehr denn je von meiner Büchſe erbaut. Dann folgten viele Tage Regen und Nebel, an denen ich Trübſal blaſend im Lager ſitzen mußte.

Endlich, nach einer unausſprechlich langen Woche Wartens, konſtatierte ich von einem Hügel aus, der die Landſchaft überragte, auf eine Entfernung von mehreren Kilometern ein weibliches Stück Elchwild, begleitet von zwei Schauflern. Beide trugen mächtige Geweihe. Der eine hatte ſchon ganz gefegt; die Sonne beſchien die hellen Schaufeln und gab ihnen den Anblick zweier mächtiger Laternen, während der andere eine Schaufel gefegt und die andere noch ganz im Baſt trug. Das Rudel zog gemeinſam über eine Blöße. Das Tier behielt ruhig ſeinen Kurs, während die beiden Schaufler bald vorantrollten, bald zurückkamen, offenbar in großer Aufregung. Dann und wann ſenkten ſie die geweihten Häupter gegeneinander, aber ohne zu kämpfen; ſie ſchienen nur Maß nehmen zu wollen für die bevorſtehenden Turniere, denn es iſt Anfang der Brunftzeit. Bald waren ſie wieder an der Seite ihrer Angebeteten. Dieſe ließ ſich aber durch die heißen Liebesſchwüre nicht betören und trat langſam und bedächtig in den Fichtennadelwald ein. Ich verließ nun eiligſt meinen Beobachtungspoſten. Der ſpaniſche Tritt — denn um den handelt es ſich hierzulande in dem ſechs Fuß hohen Gras und dem Wirrwarr des Weidengeſtrüpps ausſchließlich — wurde mir mit der Ausſicht, endlich nach elftägiger vergeblicher Jagd zu Schuß zu kommen, leichter, und ich erreichte nach anderthalb Stunden die Stelle, wo ich die Elche zuletzt geſehen.

Die Fährte iſt, wenn das Wild nicht gerade den Wechſel einhält, in dem dichten Geſtrüpp nicht verfolgbar. Ich hielt aber die Richtung ein,

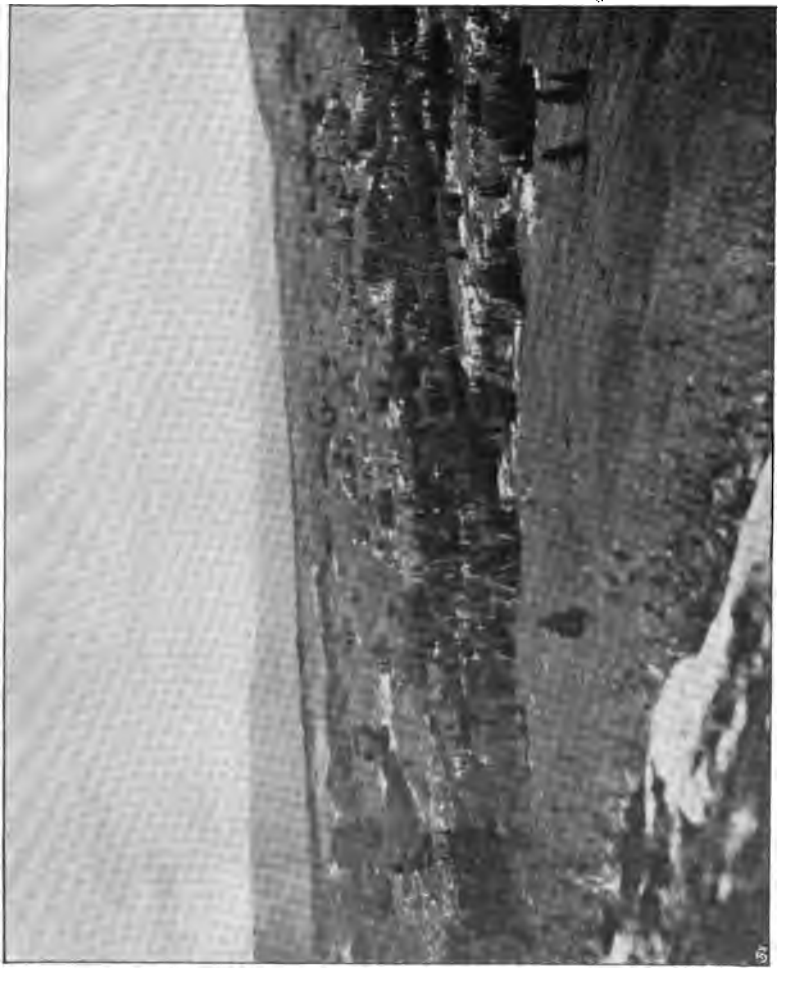
in der die Elche verschwunden waren, und befand mich nach Verlauf einer weiteren halben Stunde einem Elch gegenüber, der, an einem Hang stehend, mir den Rücken zukehrte. Bald entdeckte ich mit dem Glase etwas zur Seite einen andern, der ein ganz helles Geweih trug, sah aber gleich, daß es keiner von den Gesuchten war; denn die Schaufeln waren für hiesige Verhältnisse gering. Ich wollte die Elche nun umschlagen; jedoch ehe es sich vermeiden ließ, bekamen sie Wind und brachen weg.

An den folgenden Tagen sah ich noch zwei Hirsche, einen ganz jungen, der noch im Bast war, und einen älteren ohne Bast, aber zu jung, um als gute Trophäe zu gelten.

Als ich auch bis zum 18. September weder einen Elch zur Strecke, noch überhaupt beschossen hatte, beschloß ich, diesen Teil des Landes zu verlassen und an einer andern Stelle mein Heil zu versuchen; denn es war augenscheinlich, daß die Elche aus einem mir unbekannten Grunde das Revier, in dem ich jagte, verlassen hatten.

Seit drei Tagen ging der Regen unaufhaltsam nieder. Es handelt sich um die Äquinoktialstürme, die hierzulande zur Vollkommenheit entwickelt zu sein scheinen. Die Wiesen standen kniehoch unter Wasser; der Sturm hatte zahlreiche Bäume zu Fall gebracht, die uns den Weg versperrten. Die Bäche waren zu Strömen angewachsen und gefährlich zu passieren. In einem derselben wurden meine beiden Indianer von einem zu Tal treibenden Baumstamme erfaßt; die Strömung riß sie in wenigen Sekunden mehrere hundert Meter zu Tal; sie verloren ihre Lasten, aus meinem Schlafsack und meinem Kleidersack bestehend. Letzterer blieb bald an einem Baumstamme hängen, während wir ersteren erst später am Tage aus der See fischten. Die Hälfte der Küchenutensilien und das Flobertgewehr gingen bei dieser Eskapade verloren. Ersteres ist nicht schlimm, denn für Speck und Bohnen reichen die übriggebliebenen noch hin. Der Verlust des Floberts aber ist sehr bedauerlich; denn einige Grouse und Enten wären gerade jetzt sehr willkommen gewesen. Auch die Bälge einiger Vögel, die ich mit vieler Mühe präpariert, gingen in den Fluten unter. Das sind die Leiden eines Alaskajägers, und dazu habe ich als Gegenwert keine Freuden, d. h. keine Trophäen zu verzeichnen. Siebzehn Tage lang sah ich kein Stück Wild. Das ist hart, zumal wenn man von Afrika her gewöhnt ist, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die Landschaft von Wild belebt zu sehen. Aber es heißt aushalten, und sollte es Weihnachten werden.

In der Wahl des neuen Terrains, das etwa 30 km von dem früheren entfernt liegt, scheine ich glücklicher gewesen zu sein. Ich habe drei Stunden Marsch vom Lager einen pyramidenartig geformten Berg gefunden, von dessen Spitze aus ich das Gelände, das auch hier



Das Jagdrevier.

aus Tannengehölz, mit offenen Blößen abwechselnd, besteht, gut übersehen kann. Gleich am ersten Tage entdeckte ich einen geweihten Elch mit dem Glase in dem Moment, wie er sich niedertat, um nach eingenommener Mahlzeit seine Siesta zu halten. Das Geweih war zu

gering, um das Stück zu jagen; ich wollte aber versuchen, möglichst nahe an den Elch heranzukommen, um ihn zu photographieren. Er ließ mich mit gutem Winde bis auf 25 Schritte heran, dann wurde er hoch. Ich konnte aber in dem hohen Weidengestrüpp nur die Spitzen seiner Schaufeln sehen, dann hörte ich ihn wegbrechen. Diese Erfahrung war insofern lehrreich, als ich mich überzeugen konnte, daß ich in künftigen Fällen den Elch auf diese Weise nicht jagen kann. Denn ich hätte keine Kugel anbringen können, wäre der Kopf erstrebenswert gewesen. Das Gras ist gerade jetzt, Ende September, am höchsten; die Weiden sind dicht belaubt. Es hat dies seinen Grund darin, daß der Schnee erst im Mai schmilzt und die Vegetation hier erst dann beginnt.

Tags darauf sah ich von dem Berge aus fünf Elche, lauter Tiere und Kälber. Ein junger Hirsch hatte meinen Führer und mich an dem Berghang entdeckt, anscheinend aber ohne uns als Menschen zu erkennen. Wahrscheinlich von Neugierde getrieben, zog er nun langsam auf unsern Anstand zu, den wir unter dem Schutze des Grases verlassen hatten, jetzt etwas seitwärts Posten fassend. Nach einer Stunde stand der Elch auf dreißig Schritt vor uns. Wir konnten sehen, wie die Gräser sich unter seinen Tritten bogen, und dann und wann lugten die Zacken seiner Schaufeln über das Gras hinüber. Ich nahm nun, mit der Kamera bewaffnet, auf den Schultern meines Führers Platz. Der Elch machte Kehrt und ging in langem Troll zu Tal, während ich zwei Momentaufnahmen machte.

Endlich, am 30. September, entdeckte ich auf eine Entfernung, die ich auf 3 km schätzte, einen starken Schaufler, begleitet von seiner Familie, einem Tier und einem Kalb. Das Wild zog kreuz und quer, bald über Blößen, bald im Tannendickicht, augenscheinlich auf der Suche nach einem Bett. Der Geweihte ließ das weibliche Stück keinen Moment aus den Augen; denn die Brunftzeit hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Es war reizend zuzusehen, wie der verliebte Kunde sich stets erhöhte Punkte aussuchte, um über die Tugend seiner Gefährtin zu wachen. Verschwand sie hinter dichtem Gestrüpp, so eilte er prompt hinterher. Er schien sich alle ihre Capricen im Hin- und Herziehen willig gefallen zu lassen.

Gegen 11 Uhr hatten sich die Elche niedergetan und waren unserm Gesichtskreise entschwunden. Wir wußten aber genau, wo sie saßen. Die Stelle, die sie sich ausgesucht, war für mich die denkbar ungünstigste;

denn ich konnte von keiner Seite heran, so daß ich beim Schuß über dem Wilde zu stehen kam. Das Terrain bestand aus sechs bis sieben Fuß hohem Gras, in dem ich das Wild selbst aus der nächsten Nähe nicht hätte sehen können.

Nach langem Überlegen beschloß ich, ein Treiben zu veranstalten. Ich wollte das Wild umschlagen und mich an einer Stelle, die etwas

Schaufeln des ersten Elches.

erhöht schien, anstellen, während mein Führer mit dem Winde von der andern Seite auf die Elche zugehen sollte. Das Resultat dieses Manövers war ein recht zweifelhaftes, mit nur einem Treiber und einem Schützen in der Front. Ich rechnete aber damit, daß das Wild, rege gemacht, meist dahin zurückwechselt, woher es gekommen ist, und wählte meinen Stand da, wo die Elche kurz zuvor eine tiefe Schlucht passiert hatten. Die Uhren wurden verglichen, und wir erlaubten uns gegenseitig zwei Stunden, um die weiten Kreise zu beschreiben.

Genau, wie ich es berechnet, kam es. Kaum war ich auf meinem Stande angelangt, da erschien am Rande der Schlucht zuerst der Geweihte, dann auch das Tier und das Kalb, 300 Schritt von mir entfernt. Ich hatte einen vorzüglichen Schuß, hätte nicht ein Erlenstrauch das Blatt des Geweihten verdeckt. Einige erwartungsvolle Sekunden verstrichen, während deren alle drei Stück aufmerksam rückwärts sicherten. Jetzt macht der Schaufler einen Schritt den Hang hinab, meine Kugeln verlassen die Läufe; das beschossene Stück ist meinen Blicken entschwunden, während Tier und Kalb zurückflüchten. Nach wenigen Minuten kommt ersteres zurück und äugt unentwegt in die Schlucht hinab, in welcher der Hirsch wohl liegen muß. Dann geht es von neuem, durch meinen folgenden Führer erschreckt, flüchtig ab. Ich darf meinen Stand nicht verlassen; denn nur von hier aus kann ich die Schlucht bestreichen, sollte der Elch wieder hoch werden. Dann erschien mein Führer und rief mich heran, in die Schlucht zeigend und mit seinen langen Armen ein riesiges Geweih darstellend. Der Schaufler lag mit gebrochenem Rücken da; ein Fangschuß versammelte ihn zu seinen geweihten Vätern. Die Schaufeln haben von der äußersten Zacke der einen zu der äußersten der andern eine Auslage von 1,75 m. Man pflegt hierzulande Elchgeweihe von 1,52 m an stark zu nennen. Dieses Maß ist also wesentlich überschritten, während das stärkste Geweih, das bis jetzt in Alaska zur Strecke gekommen ist, 1,96 m gemessen hat. Außer der langersehnten herrlichen Trophäe hatte ich die ebenso große Genugtuung, richtig gejagt zu haben; denn mein Führer war wohl ganz nahe an die Elche herangekommen, hatte aber in der dichten Deckung keinen von ihnen zu Gesicht bekommen.

Mittlerweile hat der Winter hier seinen Einzug gehalten. Seit zehn Tagen haben wir starke Nachtfröste, und heute, am 8. Oktober, geht ein Schneesturm nieder, der mir die schönste aller Jagdweisen, das Spüren des Wildes im Schnee, in Aussicht stellt. — Auf den Schneesturm folgten drei unbeschreiblich schöne Tage, klares, kaltes Wetter, die Sonne gegen Mittag sommerlich warm; dazu die herrliche Schneelandschaft. Ich war reich entschädigt für die vielen Regentage im Monat September. Zahlreiche Elchfährten ließen mich darauf schließen, daß auch das Wild seine Deckung im Tannenwalde verlassen und umherzog, um den hier so selten schönen Tag zu genießen. Beim

Mein erſter Elchſchaufler.

Spüren mußte ich mich bald überzeugen, daß ich dabei nur auf wenig Erfolg rechnen konnte; denn Gras und Strauchwerk verboten jede Aussicht, und ich bezog deshalb wiederum den hohen Berg, um Ausschau zu halten, wo sich die Elche niedertun würden. Ich sah in den drei Tagen fünfzehn Stück, aber nur geringe Hirsche und weibliches Wild, und diese alle vereinzelt, woraus ich schloß, daß die Brunftzeit ihr Ende erreicht hatte. Auch einen schwarzen Bären, den ersten, den ich überhaupt zu Gesicht bekam, sah ich in diesen Tagen. Es war aber leider schon zu spät am Tage, um Jagd auf ihn zu machen. Auf der Blöße, auf der ich ihn sah, standen und wechselten ferner drei Elchtiere und zwei Kälber. Sie alle schienen auf ganz vertrautem Fuße mit Meister Petz zu stehen. — Endlich, es war am Spätnachmittag des 11. Oktober, entdeckte ich von meiner Höhe unmittelbar unter mir ein Elchtier und bald darauf einen Geweihten mit anscheinend guten Schaufeln. Beide Stücke waren zum größten Teil in Deckung, und es hieß warten, bis sie austreten würden, denn Heranbirschen würde ein fruchtloses Unternehmen gewesen sein.

Von der See her bläst ein eisiger Nordwind, der meine Glieder bald schußunfähig zu machen droht. Der Tag neigt sich seinem Ende zu, und die Elche rühren sich nicht. Bringe ich den Geweihten heute zur Strecke, dann kann ich am 18. den Dampfer von Seldovia heimwärts noch erreichen. Hier ist meine Chance, aber in erhöhtem Maße erschwert durch Wind, Kälte und ungünstiges Terrain. Mein Ziel ist verdeckt durch tückische Sträucher. Niederknien kann ich nicht, des hohen Grases wegen. Die Distanz schätze ich auf 300 m, und der Schuß wird dadurch noch besonders erschwert, daß der Elch tief unter mir steht. Nach einer halben Stunde Wartens verlasse ich meinen Stand, um hinter dem Berge mein Blut in Zirkulation zu bringen, während mein Führer das Wild im Auge behält. Bei meiner Rückkehr finde ich den Geweihten etwas vorgetreten. Er steht unter einer Tanne, deren Äste ihn umrahmen. Ich kann aber sein Blatt sehen und eröffne nun das Feuer, nachdem ich mich aller überflüssigen Kleider entledigt habe. Vier Kugeln verließen in regelmäßigen Zwischenräumen meine Läufe, ohne daß der Elch die geringste Notiz davon nahm. Erst auf den fünften macht er eine scharfe Wendung und steht jetzt ganz spitz von hinten ebenso regungslos wie vorher. Der Führer beobachtet das Wild mit dem Glase und konstatiert: ein Hinterlauf gebrochen, und

versichert mir ferner, daß der Elch, schon vom ersten Schuß ins Herz getroffen, jeden Moment zusammenbrechen müsse. Das ist auch meine Ansicht. Der Sicherheit halber setze ich meine Kanonade fort, bis der Recke auf den elften Schuß in sich zusammenbricht. Jetzt erst ging das Tier, das bisher aufgeregt um das Schauspiel herumgetreten ist, ab, und ich verlasse heilfroh, endlich den verderbenbringenden Winden zu entschlüpfen, meinen Stand. Ich zähle fünfhundert Schritt bis zu dem verendeten Elch und konstatiere einen Blattschuß etwas zu hoch

Der zweite Elchschaufler.

und zwei gebrochene Hinterläufe. Die Distanz hat etwa 400 m Luftlinie betragen, da die Schritte den steilen, schneebedeckten Hang hinab sehr groß waren. Unzweifelhaft war der erste der Blattschuß, der das Herz des Elches am oberen Rande durchbohrte. Der fünfte zerschmetterte einen Lauf und ließ den Hirsch die Wendung machen. Der elfte endlich brach den andern Lauf und brachte den Elch zu Fall. Das Geweih mißt 1,62 m. Trotz der großen Distanz habe ich nur mit dem 100 m-Visier geschossen und dadurch den Fehler vermieden, der fast immer gemacht wird, nämlich das Wild zu überschießen, wenn es

tief unter dem Schützen steht. Damit hatte die Jagd ihr Ende erreicht; denn ich durfte nur zwei Elche erlegen, und das Jagen auf Schafe und Bären beschloß ich auf meinen zweiten Besuch Alaskas zu verschieben.

In Seldovia traf ich mit vielen andern Jägern zusammen, die zum Teil wesentlich bessere Köpfe aus dem Lande führten wie ich. Der beste maß 1,88 m, und mehrere waren über 1,77 m in der Spannweite.

Durch den großen Mißerfolg, den ich mit den Schafen und Bären hatte, ist diese Jagdexpedition als eine ziemlich mißlungene zu betrachten; ich bin aber zum guten Teil durch die herrliche Szenerie Alaskas entschädigt. Wenn man die Kenai-Halbinsel und den Cooks-Busen mit seinen schneebedeckten, rauchenden Vulkanen verlassen, fährt man zunächst zur Kodiak-Insel, mit einem Klima ähnlich dem der Isle of Wight, auf welcher der größte Bär der Welt leben soll, aber nur soll. Dann führt der Dampfer in den Golf Valdez, d. h. in den Golf der Götter, ein, und wahrhaftig, die Landschaft ist himmlisch. Umgeben von hohen, schneebedeckten Bergen und Gletschern liegt die kleine Stadt Valdez mit ihrer großen Zukunft, und es scheint, als ob Mutter Natur diesem Flecken Erde bei der Erschaffung der Welt ihre ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Die Feder kann unmöglich allen Schönheiten dieses Wunderlandes des Nordens gerecht werden. Bei jeder Wendung des an der Küste entlang fahrenden Dampfers, der bald durch kleine Inseln, bald durch schmale, natürliche Kanäle seinen Weg sucht, erwartet unser Auge ein neues Bild, sei es hier der Malspina-Gletscher und der St. Eliasberg mit seinen wuchtigen Massen blauschimmernden Eises, sei es dort der herrliche Fichtenwald in der Nähe von Yakutat und Sitka. Bis nach Seattle, dem Ziel des Dampfers, der nicht auf die hohe See hinaussteuert, sondern sich auf dem ganzen Wege durch die dem Festlande vorgebauten Inseln hindurchschlängelt, bietet sich dem Reisenden eine ununterbrochene Kette von landschaftlichen Schönheiten, so daß es sich wohl lohnt, Alaska rein als Naturfreund einen Besuch abzustatten.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf Bärenjagd in Nordamerika.

Ursus ferox, der wilde Bär, so hat die Naturgeschichte den Bären getauft, der allenthalben in den Rocky Mountains, von Alaska bis herunter nach Mexiko, seine Verbreitung hat, und den man Grisly nennt. Da er der einzige Repräsentant der sog. „wilden" Tiere in Nordamerika ist, so nimmt es nicht wunder, daß der Amerikaner mit seiner ohnehin lebhaften Phantasie aus ihm ein Monstrum macht, von dem man sonst nur in Fabeln hört.

Im wahren Sinne des Wortes werden haarsträubende Geschichten erzählt von sogenannten Augenzeugen, so, daß ein Grisly, siebzehnmal durchs Herz geschossen, noch die Kraft hatte, seinem Angreifer auf einen Baum zu folgen; ein anderer sah ihn aus einem Kampfe mit vier starken Hirschen als Sieger hervorgehen und dann noch den ihn beschießenden Jäger zur Flucht zwingen, und derartiges mehr — Jägerlatein.

Um endlich die nähere Bekanntschaft dieses interessanten Wildes zu machen — ich hatte schon vor zwei Jahren in Wyoming vergeblich auf diesen Bären gejagt —, verließ ich am 30. April 1904 Fort Wrangel, einen kleinen Hafen Alaskas, um den Stikine hinaufzufahren. Dieser Fluß ist bis zur Hudsonsbay-Station Telegraph Creek, 265 km stromaufwärts, in der Provinz Cassiar gelegen, schiffbar, und es verkehrt in den Sommermonaten ein Dampfer auf ihm.

Da letzterer aber erst in drei bis vier Wochen seine erste Reise machen sollte, mieteten Baron Wulff von Plessen, der dieselbe Ex-

pedition zu machen beabsichtigte, und ich Kanoes, um den Strom hinaufzufahren.

Beim Engagieren der Mannschaft für die Boote stießen wir auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Es handelte sich um Indianer, unvermischte und mit Weißen vermischte, letztere „half breed" genannt, beide gleich unfähig, einen Entschluß zu fassen. Talkee, talkee, das heißt überlegen, geht für Stunden fort; ein jeder, der sich verdingt, muß den Fall mit Bruder, Onkel, Vetter und andern Verwandten überlegen; er akzeptiert und annulliert, je nachdem er sich unter dem Einfluß des einen oder des andern befindet, und dann die Preise!

Wir mußten für jedes Boot 12 M. pro Tag Miete, dem Kapitän 12 M. und jedem Ruderer 10 M. pro Tag Lohn und die Verpflegung bezahlen und waren froh, zu diesen Preisen eine Mannschaft zu finden; denn viele Indianer fanden dies zu wenig und wollten nicht mit. Die Leute verstehen zu handeln wie die Orientalen. Sie ziehen uns stundenlang hin, wissend, daß man bald überdrüssig wird, und machen uns mürbe, bis wir alle ihre Forderungen bewilligen.

Die sogenannte Zivilisation hat auf den Indianer einen in jeder Hinsicht verderblichen Einfluß gehabt. Entweder sie siechen an Krankheiten, die sie vor der „weißen Pest" nicht gekannt haben, dahin, oder sie halten sich, obgleich nur mit einem Hauch der Kultur angetan, den Weißen für ebenbürtig und gehören dann zu den unsympathischen Geschöpfen, deren es allerdings bei allen Rassen gibt: zu denen, die sich selbst überschätzen.

Unter meinen Leuten befinden sich zwei Weiße, ein Russe und ein Deutscher. Ersterer gehört zu der Mannschaft, die mein Kapitän, ein Vollblut-Indianer, engagiert hat. Wir haben also hier einen Fall, wo ein Weißer in den Dienst eines Indianers tritt.

Betreffs der Verpflegung stellen die Menschen die unglaublichsten Anforderungen. Diese Leute, deren Ahnen ausschließlich von getrockneten Fischen lebten, machen heute Delikatessen wie Butter, eingemachte Früchte, kondensierte Milch, Worchestershiresauce, Senf, englische Pickles, Sirup und andere Sachen zur Bedingung, bevor sie die Reise antreten; kurz: wer mit diesen Indianern zu tun hat, muß sich auf unzählige Unannehmlichkeiten gefaßt machen.

Es war nun meine Absicht, im Frühjahr und in den ersten Sommermonaten Bären zu jagen, denn um diese Jahreszeit sind die Decken am besten. Auch sind die Chancen, die Bären anzutreffen, jetzt gut, denn wenn der schmilzende Schnee die Tiere zwingt, ihr Lager zu verlassen, in dem sie ihren langen Winterschlaf gehalten, streifen sie umher auf der Suche nach Nahrung. Der Bär reißt aber nicht, wie das vielfach irrigerweise angenommen wird, seine Mitbewohner des Waldes, sondern er sucht sich zunächst an den Berghängen, da, wo die Sonne den Schnee geschmolzen, die sprießenden Gräser, denn er ist in erster Linie Vegetarianer. Später im Jahre, wenn der Salm (Lachs) die Flüsse hinaufzieht, um zu laichen', lebt er hauptsächlich von diesem, während er Fleisch meist nur dann genießt, wenn er sehr hungrig ist und er es bereits „geschlachtet" findet.

Zuverlässige Informationen, in welchen Teil des Landes wir uns wenden sollten, hatten wir nicht, denn weder die Weißen noch die Indianer stellen den Bären hier im Frühjahr nach. Natürlich findet sich stets eine Menge gut informierter Leute bereit, uns Geschichten zu erzählen, wohin zu gehen und wie es anzufangen. Der eine sagt, es sei zu früh in der Jahreszeit, der andere, zu spät, und ein jeder ist bemüht, den Fremden von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Wissen tut aber keiner etwas, und die Theorien sind meistens zu Hause zwischen vier Wänden konstruiert. So hieß es allenthalben auf unserm Wege zum Jagdrevier, wir kämen viel zu früh. Die Bären schliefen noch. Einer dieser Herren hatte die Bärenangelegenheit so genau studiert, daß er behaupten zu dürfen glaubte, wir gingen genau 16 Tage zu früh hinaus; nach seiner Rechnung also war der 15. Mai erst der „Tag der Auferstehung". Seine Schilderung klang, als ob an diesem Tage bei Sonnenaufgang allenthalben in Cassiar, ähnlich wie in Europa zur Table d'hôte, eine Glocke geläutet würde, und die Bären säßen jetzt, geputzt und gewaschen und furchtbar hungrig, an den Eingängen ihrer Lager und warteten auf das Zeichen. Ganz so, wie dieser tüchtige Gewährsmann es uns erzählte, war es nun doch nicht, denn einige Bären schienen nicht haben warten zu können. Ich sah bereits am 5. Mai ihre Fährten im Sande.

Am besten hört man auf keinen dieser Blagueure und vertraut auf sein gutes Glück.

Nach dreitägiger Reise verließ ich den Stikine-Fluß und ging einen Nebenfluß desselben, den Iskud, 43 km hinauf. Infolge einer Schlägerei in meinem Lager habe ich die Hälfte meiner Mannschaft nach Fort Wrangel zurückschicken müssen; die Konsequenz davon war, daß der Engländer C. Little, den ich als Präparator für die noch zu erlegenden Vögel mitgenommen habe, und ich stark mitarbeiten

Wasserfall am Iskud-Fluß.

mußten, um das große Kanoe mit der ganzen Ausrüstung den reißenden Strom hinaufzubringen.

Durch den jetzt schmelzenden Schnee gehen die Flüsse schnell zu Tal; da, wo die Ufer einander nähertreten, muß man dem Strom mit größter Anstrengung jeden Fuß Terrain abringen; manchmal sperren meterdicke Stämme die Passage, und da muß die Axt zunächst Bahn brechen. Die Temperatur hat in den letzten Tagen zwischen 2 und 8° R. geschwankt. Vom Frühjahr ist aber noch wenig zu

verspüren, die Wälder bieten einen vollständig winterlichen Anblick; aber ein lebendiges Zeichen des Frühjahrs hat sich bereits fühlbar eingestellt, und zwar ein recht unwillkommener Bote, das sind die Moskitos. Ich hatte geglaubt, wenigstens bis zum Juni von diesem Fluch des Landes verschont zu bleiben; aber schon die ersten Sonnenstrahlen haben sie zu Tausenden geboren, um dem Menschen bei Tag und bei Nacht die Freude an der schönen Natur zu vergällen.

Ich bezog nun verschiedene Lager am Iskud-Fluß und konnte auf verschiedenen Birschgängen, die ich täglich unternahm, viele frische Bärenfährten konstatieren. Die Bären wandern und scheinen durch das Tal, in dem ich mich befinde, zu wechseln, ohne sich darin aufzuhalten. Hierzu ist auch momentan, wo der Salm noch nicht die Flüsse hinaufgestiegen, gar kein Grund vorhanden, denn der Bär sucht jetzt ausschließlich die steilen Berghänge auf.

Dort sollte man ihn auch jagen, das ist aber leichter gesagt wie getan, denn das Terrain ist äußerst rauh und die Wälder sind bis zur Unpassierbarkeit dicht. Die Berge sind steil und für den Menschen ungangbar. So bleibt also nichts anderes übrig, als im Tal zu bleiben und das Flußbett zu bewachen, bis man einen Bären auf seinen Promenaden antrifft.

Am 6. Mai kam ich auf einen schwarzen Wolf, anscheinend ein starkes Exemplar, zu Schuß, aber auf 600 m gingen die Kugeln fehl. Außer Gänsen und Enten gibt's hier gar kein Wild. Selbst die Bergziege, die hier leben soll, habe ich noch nicht entdecken können. Vierzehn Tage lang birschte ich so auf Bären und saß morgens und abends auf dem Anstand, aber ich mußte mich damit begnügen, täglich frische Fährten und Losung zu bestätigen. Einen Bären bekam ich nicht zu Gesicht. An den Ufern der Nebenflüsse des Iskud waren allenthalben Köpfe und Gräten von Salmen zerstreut, die Überreste der Mahlzeiten der Bären vom vorigen Jahr, und ich schließe daraus, daß dieses Revier im Spätsommer und Herbst eine erfolgreichere Jagd bieten muß als um diese Frühjahrszeit. Aber auch nach den vielen Mißerfolgen hätte ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, weiter auszuhalten, wären die Zustände in meinem Lager nicht unhaltbar gewesen.

Die drei Leute, die ich bei mir hatte, erwiesen sich, nachdem sie im Anfang ganz gut gearbeitet hatten, auf die Dauer als unbrauch-

bar. Nie habe ich mit einem so arbeitsscheuen Gesindel zu tun gehabt. Man ist weiter nichts wie ein Eseltreiber, für jede Kleinigkeit muß man einen Befehl erteilen und setzt sich dann jedesmal der Möglichkeit aus, Widerreden und niederträchtige Bemerkungen zu hören.

Früher, als Alaska noch Rußland gehörte, waren die Zustände weit besser. Der Russe wußte dem hinterlistigen und jeder Moral entbehrenden Charakter der Indianer mit der Knute zu begegnen, und was diese nicht erreichte, das erreichte die Religion. Sie bekehrten die Eingeborenen zu ihrem Glauben und machten ihnen die Hölle heiß.

Weiter im Norden, am Cooks Inlet, wo die Zivilisation noch weniger vorgeschritten ist als im südlichen Teile Alaskas, findet man auch heute noch Indianer, die sich den russischen Glauben bewahrt haben, und mit ihm noch einige Subordination. Aber die amerikanische Regierung sucht auf stille Weise allen russischen Einfluß, es handelt sich natürlich nur um den der Priester, zu unterdrücken. Der Yankee lacht den Indianer ob seiner Religion aus, und so wird aus letzterem bald ein ebenso arrogantes Geschöpf, wie sein Lehrmeister es ist. Nirgends in Amerika ist es angenehm, mit bezahlten Leuten, zumal wenn sie den unteren Schichten angehören, zu verkehren, und hier in diesem neuen Lande versammelt sich natürlich ein Korps von Abenteurern aller Nationen, die vorher den eventuell vom alten Lande mitgebrachten Anstand auf dem Wege hierher, d. h. in den Vereinigten Staaten oder Kanada, abgestreift haben. Das geht so weit, daß hierzulande z. B. niemand von „gentleman", sondern nur von „man" spricht. Die Anrede wird möglichst vermieden, um das „Mister" nicht gebrauchen zu müssen; der gewöhnliche Arbeiter redet einen einfach mit Zunamen an, dagegen spricht er von einer Putzfrau nur per „scrub lady".

Mit meinen Leuten war, wie gesagt, ein Zusammenleben nicht mehr möglich. Der Deutsche unter ihnen war das schlechteste Element. So ließ ich mich zum Stikine-Fluß zurückrudern, schickte das Boot mit seiner zweifelhaften Besatzung nach Fort Wrangel und blieb allein zurück mit meinem Präparator.

Wir atmeten beide auf, als das Boot zu Tal trieb; besser keine Bedienung wie solche. Auf der andern Seite kann ich aber nicht

behaupten, daß Geschirrwaschen und Holzhacken besonders geistig anregende Beschäftigungen wären, vom Kochen gar nicht zu sprechen. Das Schlimmste war aber, daß ich nun kein Boot hatte und somit, bedingt durch die Beschaffenheit des Terrains, sehr in meiner Bewegungsfreiheit gehemmt war, denn um mich her ist hier Wasser, dort undurchdringlicher Wald. Nur zu bald sollte es sich zeigen, in welcher üblen Position ich mich ohne Boot befand, denn am Nachmittag des 16. Mai sah ich auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stikine zwei schwarze Bären friedlich äsen. Es waren wahre Tantalusqualen, die ich ausstehen mußte. Der Wind war gut, das Wild im offenen Gelände, in dem einige Sträucher, wie eigens zum Birschen gepflanzt, standen, aber von meinem Ziele trennte mich der 300 m breite reißende Strom.

Die Bären spielten miteinander, liefen sich nach und balgten sich. Es war ein Bär mit seiner zierlicheren Frau Gemahlin, in die er sehr verliebt zu sein schien, denn den Honigmonat Mai hat die Natur Meister Petz zur freien Liebe angesetzt.

Zu der Plage der Moskitos — auch einige der berüchtigten, kleinen, schwarzen Fliegen haben sich bereits gemeldet — tritt hierzulande eine weitere, ganz neue, nämlich die der Mäuse.

Diese zierlichen Tierchen, die hier die Größe unsrer Ratten erreichen, scheinen die Annehmlichkeiten eines Zeltes vollauf zu würdigen. Sie richten sich dort häuslich ein und treiben Unfug mit Nahrungsmitteln und andern Gegenständen. Nachdem die Tiere die ganze Nacht über mich gelaufen waren, wachte ich morgens durch einen kleinen, stechenden Schmerz am Kopfe auf und glaubte, es sei eine Mücke. Als ich aber die Augen aufschlug, saß friedlich neben mir auf dem Kissen eine Maus, die mich soeben an den Haaren gezupft hatte, als wollte sie sagen: stehe auf, du Langschläfer, die Bären warten auf dich. Dem war aber nicht so. Alle meine Birschgänge fielen resultatlos aus, und auch die Bären auf der andern Seite ließen sich nicht mehr blicken.

Ich beschäftigte mich nun damit, alle Vögel, die mir begegneten, zu erlegen, um sie für das Berliner Museum zu präparieren. —

Am 21. Mai kam der Dampfer. Es war eine Erlösung, fortzukommen.

Seit dem 16. ging der Regen mit nur minutenlanger Unterbrechung nieder, und die Flüsse waren infolgedessen so gestiegen, daß

Eine gesunde Beschäftigung.

ich von der Insel, auf der ich kampierte, nicht fort konnte. — Das Boot, „Mount Royal" mit Namen, Eigentum der Hudsons Bay Co., ist ein reizender kleiner Flußdampfer, ganz ähnlich denen, die auf dem Nil fahren, mit Heckradbetrieb. Die Kabinen sind gut, die Verpflegung ebenfalls. Alles ist peinlich sauber gehalten; man merkt, daß man es mit der soliden Hudsons Bay Co. zu tun hat, bei der alles gut ist, aber deren Preise ganz exorbitant sind. Die Schifffahrt auf dem Flusse war äußerst schwierig bei dem anormalen niedrigen Wasserstand des oberen Flusses. An zahlreichen Stromschnellen fehlt es nicht, und hier mußte der Dampfer ein Drahtseil landen, um sich daran hinaufzuziehen.

Am 23. gelangte ich nach Telegraph Creek, dem Ziel des Dampfers. Diese kleine Ansiedlung hat ihren Namen von der Telegraphenlinie, die, von Ashcroft nach Dawson führend, hier durchgeht, und deren Gesamtlänge 2890 km beträgt.

Dieser Überlandtelegraph ist von der kanadischen Regierung mit Überwindung der größten Schwierigkeiten durch dieses unwegsame Terrain gelegt worden, ein sprechender Beweis von britischem Unternehmungsgeist, wie wir ihn allenthalben in den englischen Kolonien finden. Von Telegraph Creek folgte ich dem gut ausgebauten Wege dem Telegraphendraht entlang bis zum Shesly-Fluß, 76 km. Diese Strecke legte ich in $2^1/_2$ Tagen mit Packpferden, die je 100 kg trugen, zurück. Für jedes Pferd zahlt man hier 8 M. pro Tag. Die Tiere arbeiten, zum Unterschied von den faulen Indianern, ganz ausgezeichnet; das ist wohl den Umständen zuzusprechen, daß die Amerikaner nicht imstande sind, die Tiere auf eine so schlechte Bahn zu führen, wie sie es mit den Eingeborenen getan haben. Von letzteren habe ich zwei engagiert, Dennis, einen Führer, zu 16 M. und Ned, einen Koch, zu 10 M. pro Tag.

Trotzdem wir heute bereits den 1. Juni schreiben, steckt das Frühjahr hierzulande noch ganz in den Kinderschuhen. Die Landschaft bietet einen ganz winterlichen Eindruck. Die Nächte sind sehr kalt, das Thermometer sank in den letzten Tagen des Mai bis auf — 7,5° R.

Am Shesly-Fluß angekommen, war ich gezwungen, ein Boot zu bauen, da dies das einzige Mittel ist, den Fluß hinab zu gelangen. Nur mit unzulänglichen Utensilien ausgerüstet, war dies ein schwieriges

Problem. Am vierten Tage aber war das Fahrzeug zur Aufnahme von vier Mann und etwa 1000 kg Gepäck bereit, und wir fuhren ſtromabwärts bei ſtrömendem Regen.

Gegen Mittag entdeckte mein Koch, der ganz vorzügliche Augen zu haben ſchien, auf eine große Entfernung, hoch oben auf einem kahlen Berge, einen ſchwarzen Bären. Ich landete ſofort und begann die Birſch. Der Bär ſtieg aber ſtändig bergan und war bald über den Kamm verſchwunden.

Beim Bootsbau.

Schon kurz darauf ſahen wir auf der andern Seite einen ſchwarzen Bären und zwar tiefer wie den erſten, ſo daß Ausſicht war, ihn zu bekommen. — Das Terrain, das zwiſchen den Höhen und dem Fluß liegt, beſteht aus Sumpf und kleinen Seen, die untereinander durch zahlreiche Bäche verbunden ſind, und es iſt für einen Menſchen ohne Badekoſtüm eigentlich nicht paſſierbar; aber mit einem Bären in Sicht tut man ſchon etwas, und ſo ließen mein Indianer und ich uns nicht durch Waſſer bis zu den Hüften abſchrecken und zogen uns

gegenseitig aus dem Sumpf, wenn einer stecken blieb. An einer tückischen Stelle nahm ich eine neue Sorte von Bad, nämlich ein

Am Shesly-Fluß.

Sitzbad in Eiswasser, ein ganz unheimliches Gefühl, da ich so unglücklich fiel, daß ich in ein mit Wasser gefülltes Loch zu sitzen kam, aus dem ich allein nicht wieder herauskonnte.

Der Bär hielt leider, wie sein Kollege, den Wechsel bergauf inne. Als ich eine Mulde passierte, verlor ich ihn aus dem Gesicht, und die anstrengende Birsch war umsonst gewesen. — Mittlerweile hatte man vom Lager aus auf der andern Seite des Flusses einen Elch bestätigt. Ich scheine mich also in einer wildreichen Gegend zu befinden. Die Stelle, wo ich den zweiten Bären gesehen, wählte ich mir nun als Anstand aus, da ich von hier ein weites Terrain überblicken konnte, und es war anzunehmen, daß die Bären über kurz oder lang wieder zum Vorschein kommen würden. Selbst jetzt im Juni ist das stundenlange Warten auf dem Anstand keine Annehmlichkeit. Es weht da oben ein kalter Wind, der seine Temperatur von den schneebedeckten Bergen und Gletschern nimmt, über die er fährt.

Am zweiten Tage gegen 11½ Uhr, ich hatte gerade die üblichen Träumereien mit einem tiefen Schlummer vertauscht, weckte mich mein Indianer auf und zeigte tief unter mir einen schwarzen Bären, der halb spitz auf meinen Anstand zuzog. Ich wartete vorsichtig, bis er auf Sekunden außer Deckung war, und gab ihm dann im ganzen fünf Kugeln auf etwa 120 Schritt, von denen wir später vier auf der Decke fanden. Es ist ein ausgewachsener männlicher Bär, und seine Decke ist in vorzüglichem Zustande, d. h. ohne jede kahle Stelle.

Den Bärenschinken, der ja als Delikatesse gilt, kann ich nicht rühmen, obgleich die Tiere jetzt am besten bei Wildbret sind, da sie seit dem vorigen Herbst keine faulen Fische mehr genossen haben und jetzt ausschließlich von zarten Gräsern und Weidenspitzen leben.

Außer der Haut als Trophäe ist aber sein Feist sehr brauchbar zum Schuheschmieren einerseits, und dann ist es ein ganz unerreicht dastehender Haarerzeuger. Um dem letzteren Zweck zu dienen, wird das Feist zunächst geschmolzen, dann filtriert und auf Flaschen gezogen. —

Unter meinem Personal hat sich eine mir sehr willkommene Änderung vollzogen. Dennis, der Führer, ist desertiert, nachdem ich ihn eines Morgens etwas unsanft aus dem Bett geholt hatte, und ist somit kontraktbrüchig geworden. Statt seiner habe ich mir einen andern Mann kommen lassen, der sich nun zuerst bewähren muß.

Von der Arroganz eines Indianers von der Sorte des Dennis macht man sich gar keinen Begriff. Der Mann verbat sich offiziell,

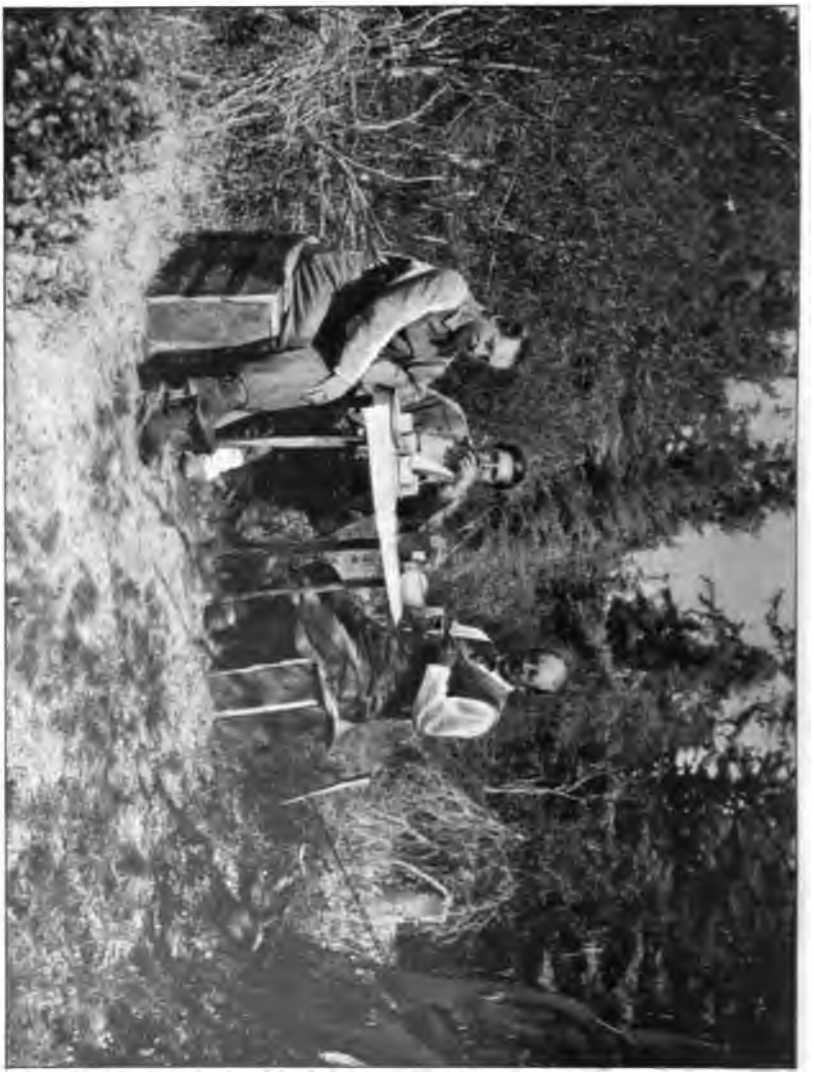
daß ich irgendeine seiner Handlungen tadelte oder ihm in irgendeiner Weise Vorschriften machte. Dabei handelte es sich um einen vollständig unzivilisierten Menschen, der weder lesen noch schreiben kann und nur sehr schlechtes Englisch spricht, der sich aber für vollkommen ebenbürtig hält, weil er Kragen, Krawatte und einen Cowboyhut zu 24 M. trägt; und das Ganze bezahlt man obendrein pro Tag mit 16 M. und Verpflegung. Solche Zustände sind in den andern englischen Kolonien, Gott sei Dank, vollkommen unbekannt. Kanada aber ist durch die nachbarliche Union stark beeinflußt und verdorben worden. Wir finden hier bereits dieselben zweifelhaften Machenschaften bei den Wahlen, dieselbe Korruption bei den Beamten, besonders bei den Subalternen. Es gibt nur Herren und keine Knechte.

Die folgenden Tage verbrachte ich auf dem Anstand, sah aber keinen Bären, bis zum 9., da entdeckte ich schon am frühen Morgen auf große Entfernung einen Grisly, das so sehnlich erwünschte Wild, und ich begann sofort die Birsch, um ihm den Wechsel abzuschneiden. Der Bär ließ sich aber nicht mehr blicken und hatte anscheinend den dichten Wald angenommen. Jetzt, wo die Bären allenthalben Äsung finden, halten sie sich nicht, wie im Anfang des Frühjahrs, lange auf freien Plätzen auf, sie sind vielmehr nun auf der Suche nach Liebesabenteuern.

Obgleich die Bären nur ein Schritttempo vorzulegen scheinen, so kommen sie doch auffallend schnell von der Stelle. Sie überwinden die Unebenheiten des Geländes anscheinend mit der größten Leichtigkeit, und ein Mensch, der ihnen folgen will, muß sich schon eines Sturmschrittes befleißigen, um beizubleiben.

Mittlerweile hatten meine Indianer einen Elch erlegt, dessen saftiges Wildbret uns allen sehr willkommen war. Als ich den Kadaver des erlegten Stückes aufsuchte, fand ich, daß die Bären hier schon verschiedene Mahlzeiten eingenommen hatten, und ich beschloß, in der Nähe der Überreste auf Anstand zu gehen. Gleich am ersten Tage näherte sich schon bald ein geringer zweijähriger schwarzer Bär dem Luder, und ich sah nun erst, daß ich meinen Stand nicht gut gewählt hatte, denn er befand sich zu weit entfernt, und mein Ziel verdeckten viele kleine Äste. Nach langem Warten, ich hoffte immer, der Bär würde sich in eine für mich günstigere

Stellung begeben, mußte ich schießen, denn er sicherte immerzu und schien den Verdacht zu haben, daß um ihn her etwas nicht in Ordnung war.



Rendezvous am Shesip-Fluß.

Auf den ersten Schuß brach der Bär im Feuer zusammen, auf den zweiten gab er einen stöhnenden Laut von sich, war dann aber sofort wieder hoch und im Gebüsch verschwunden. — Nach einer halben

Stunde nahm ich die Schweißfährte auf, der Bär zog zu Tal, ein gutes Zeichen, nach und nach fand ich aber weniger Schweiß. Dann änderte er seinen Kurs, begann einen steilen Berg zu ersteigen, und nach Verlauf von zwei Stunden mußte ich die Nachsuche aufgeben, denn der Fährte war in dem dichten Gestrüpp nicht mehr zu folgen.

Ich mußte den Bären in eine Brante oder ganz leicht weidwund geschossen haben.

Am Nachmittag hatte ich das Vergnügen, Baron von Plessen, den ich am Iskud-Fluß verlassen hatte, in meinem Lager begrüßen

Im Lager am Shesly-Fluß.

zu können. Er hatte 50 km weiter stromabwärts gejagt und die Zeit, die ich unnütz am Iskud-Fluß zugebracht, gut ausgenützt, denn er hatte vier Bären zur Strecke gebracht.

Die einzige Möglichkeit, um diese vorgerückte Jahreszeit noch Bären zu erlegen, ist auf dem Anstand über einem Luder. Meist eine langwierige Geschichte, und da ich nur einen einzigen Bären zur Strecke habe, ist meine ganze Frühjahrsexpedition ein gründliches Fiasko.

Es heißt jetzt warten, bis die Jagdsaison auf Elche, Renntiere, Schafe und Ziegen beginnt. Ich habe beschlossen, in meinem jetzigen

maleriſchen Lager zu bleiben, und betrachte den Aufenthalt als unfreiwillige Sommerfriſche. Das Wetter iſt, Gott ſei Dank, nicht ſchlecht. Der Himmel iſt zwar meiſtens bedeckt, und es bläſt faſt anhaltend ein ſcharfer, kalter Wind, aber es regnet nur ſelten, und da man hierzulande ſehr anſpruchslos wird, gibt man ſich zufrieden. Das Klima iſt hier, einige hundert Kilometer vom Stillen Ozean entfernt, ganz anders wie am unteren Stikine- und Iskud-Fluß, denn es ſteht nicht wie dort unter dem ſchlechten Einfluß der See, deren Küſten beſonders im ſüdlichen Alaska ſehr reich mit Niederſchlägen bedacht werden.

Auf dem Marſch mit den Packpferden am Shesly-Fluß.

Wieder auf dem Anſtand ſitzend, über den Überreſten des Elches, ſah ich eines Morgens einen Bären auf einer Lichtung hoch über mir äſen. Er war bald zur Strecke. Ich konſtatierte nun, daß es derſelbe Bär war, den ich ſechs Tage zuvor beſchoſſen, aber nicht zur Strecke gebracht hatte. Dem Bären war ein Vorderlauf am Blatt abgeſchoſſen, ferner hatte er eine Wunde am Ballen eines Hinterlaufes. Letztere ſtammte von meinem zweiten Schuß an dem Tage her, der dem Bären den Klagelaut entlockt hatte; denn gerade in dieſem Teil der Brante befinden ſich die Nerven. Es war nur ein zweijähriger ſchwarzer Bär; es iſt erſtaunlich, von welcher Zähigkeit die Tiere

sind, denn er äste mit diesen Schüssen mehrere hundert Fuß höher, wie ich ihn beschossen hatte. —

Ich verließ dann das Lager, in dem ich fast einen Monat gewesen und doch nur die kaum nennenswerte Strecke zu verzeichnen hatte, und ging 25 km den Shesly-Fluß hinauf. Auf diesem Wege hatte ich 2 km Stromschnellen zu passieren, und hier beging ich eine der Unvorsichtigkeiten, die hierzulande leicht verhängnisvoll werden können. Obgleich vorher gewarnt, ließ ich mein ganzes Gepäck im

Durch die Stromschnellen I.

Boot, anstatt es an der tückischen Stelle über Land zu tragen. Ich nahm das Steuer und schickte meine beiden Indianer mit Little an Land mit einem starken Seile, um das Boot hinaufzuziehen. Im Anfang ging alles gut, dann aber geriet ich auf einen Felsen. Der Bug stand hoch aus dem Wasser, das nur aus Planken zusammengeschlagene Fahrzeug krachte in allen Fugen und drohte auseinanderzureißen, als es mir gelang, von dem Felsen wieder loszukommen, aber nur um auf einen andern zu geraten. Das Boot legte sich nun zur Seite und war im Augenblick von dem heranbrausenden Strom mit

Durch die Stromſchnellen II.

Den Shesly-Fluß hinab.

Waſſer gefüllt. Meine Leute eilten herbei, ſprangen in den Fluß, und es gelang uns, alles Gepäck an Land zu ſchaffen, und dann das leere Boot über die Felſen zu ziehen. Wenig hätte gefehlt, dann wäre meine ganze Ausrüſtung, inkluſive Gewehre, rettungslos verloren geweſen, und auch der Menſch hat bei dem eiskalten Waſſer, der furchtbaren Strömung und den daraus hervorragenden Felſen nur wenig Chance, ohne Schaden wieder an Land zu gelangen.

Die Plage der Moskitos hat jetzt, zumal in dem ſumpfigen Tale, ihren Höhepunkt erreicht. Da eine wahrheitsgetreue Schilderung dieſer Peſt dem mit dem Norden Amerikas nicht vertrauten Leſer als große Übertreibung erſcheinen würde, verzichte ich auf dieſelbe.

Im Moskitoſchleier.

Die Behauptung, daß die Natur alles weiſe eingerichtet, muß ich entſchieden beſtreiten; denn was für einen Zweck haben wohl dieſe Tiere, die in einer Menge auftreten, für welche die Algebra keine Ziffer hat. Sie ruhen weder bei Tage noch bei Nacht, ſie verderben dem Jäger jegliches Vergnügen, und ſchlimmer noch, ſie erſchweren dem Arbeiter, der ſich abmüht, die Erze des Landes nutzbar zu machen, die Arbeit und vergällen ihm die Freude an ſeinen Reſultaten. Der phlegmatiſchſte Menſch gerät hier in Jähzorn, der frömmſte wird zum Gotteslästerer. Aber nicht nur die Menſchen, auch die Tiere leiden unſäglich von den Inſekten.

Vor einigen Tagen ſah ich ein Pferd, das infolge von Überanſtrengung, man hatte es zu ſchwer bepackt, zuſammengebrochen war und nicht imſtande ſchien, aufzuſtehen. Bei einiger Pflege konnte das Tier ſich ſchnell erholen; aber wie iſt das möglich, wenn Wolken

von Moskitos das wehrlose Geschöpf bei lebendigem Leibe aussaugen!

Warum gibt es die Natur zu, daß seine schönste und edelste Kreatur, das Pferd, das bis zu seinem letzten Atemzuge dem Menschen dient, von der niederträchtigsten Schöpfung, den Moskitos, die uns zuerst unsres Blutes berauben und dann noch vergiften, vernichtet wird?

Einem Nebenfluß des Shesly folgend, konnte ich zahlreiche Grislyfährten konstatieren. Auch hier wie am Iskud haben die Tiere bei Gelegenheit des Fischens im Herbst tiefe Steige gezogen, und allenthalben zerstreut liegen Gräten und Köpfe von Salmen.

Ich muß jetzt meine Indianer aussenden, um einen Elch zu erlegen, denn wir haben nur wenig zu essen, und der Kadaver des Stückes soll mir als Luder dienen: die einzige Chance, jetzt noch einen Bären zu erlegen.

Schon der erste Versuch der Leute glückte. Am Abend erschienen sie, bepackt mit den beiden Keulen eines jungen Schauflers, strahlend im Lager. Sie hatten außerdem noch eine Ente und ein Waldhuhn erlegt. Leider lag der Elch an einer Stelle, wo ich auf keine Bärenjagd rechnen konnte. Ich ließ aber alle Überbleibsel an einen Bergabhang schaffen und hoffte, daß die scharfe Witterung die Bären anziehen würde.

An demselben Tage unternahm ich mit Little eine weite Erkundungsbirsch die steilen Berghänge hinan, bis dahin, wo der Schnee beginnt. Wir fanden aber weder Wild noch Fährten. Das Bergsteigen, im Anfang eine wahre Qual, fällt mir jetzt, nachdem ich zwei Monate lang trainiert habe, viel leichter. Der Atem ist besser, und der Puls geht nicht mehr in die bedenklichen Höhen wie ehedem. Man sieht, wie wichtig bei Mensch und Tier die Übung ist, und man sollte von keinem der beiden eine große Leistung verlangen ohne vorheriges gründliches Training.

Am folgenden Tage entdeckte ich mehrere hundert Meter höher, wie mein Lager gelegen, einen äußerst malerischen See. Er ist etwa 1 □km groß, umgeben von einer Kette von Bergen, die bis zu den Ufern hinab mit dunklen Fichten und Tannen bestanden sind. Kraß heben sich dagegen im Hintergrunde die schroffen Felsen von hellem Gestein und die schneebedeckten Kuppen ab.

Vor meinen Füßen wurde ein Fuchs eiligst flüchtig; auch er war auf Jagd und lauerte wohl den Enten auf, die mit ihren vielen reizenden Jungen den See belebten. Ungefähr auf 200 m stand ein etwa ein Jahr alter Elch bis zu den Knien im See und äste von den eben sprießenden Wasserrosen, der Lieblingsäsung dieses Wildes. Der Indianer griff gleich zur Mordwaffe, aber ich hinderte ihn an seinem Vorhaben, denn wir hatten Wildbret in Hülle und Fülle, und als Kirrung konnte mir der Elch an dieser Stelle nicht dienen.

Lachsfalle im Egnell-Bach.

Lange Zeit erfreute ich mich an diesem schönen Bild, das die warme Junisonne freundlich beschien. Dann birschte ich vorsichtig den jungen Schaufler an, um ihn ganz aus der Nähe zu beobachten. Ich kam auch auf 20 Schritt an ihn heran, dann aber verriet ihm ein dürrer Ast, der unter meinem Tritt zerbrach, meine Anwesenheit, und er trollte langsam in den Wald. —

Der Salm hat bereits begonnen, die Flüsse hinaufzusteigen, und man kann sie an einzelnen Stellen des Shesly-Flusses zu Dutzenden zusammen sehen. Hier sind sie vermittelst Haken, die an langen Stöcken angebracht werden, äußerst leicht zu fangen.

Wochenlang fristete ich dieses tatenlose oder, besser gesagt, stumpfsinnige Dasein. Dann kehrte ich nach Telegraph Creek zurück, um von hier aus den Marsch zum Dease-See anzutreten. Während meines Aufenthalts in Telegraph Creek, das ich seiner Bedeutung nach mit einem ganz kleinen deutschen Dorf vergleichen kann, erschienen eines Tages, als ich gerade beim Abendbrot saß, zwei schwarze Bären auf dem steilen Hang, der hier das gegenüberliegende Ufer des Stikine-Flusses bildet. Ich nahm meine Büchse zur Hand

Meine Leute beim Lachsfang.

und begann eine Kanonade auf die Tiere, die sich nach meiner Schätzung in einer Entfernung von ca. 500 m befanden. Aber ich tat ihnen nichts zuleide, und sie verschwanden bald über die Höhe.

Zwei Damen, die sich tags zuvor mit dem Pflücken von wilden Erdbeeren beschäftigten, wurden hierbei, ganz in der Nähe des Ortes, von einem schwarzen Bären gestört. Es gibt also Bären genug hierzulande, man muß nur das Glück haben, sie anzutreffen. Der Dease-See, in dessen Nähe ich nun zu jagen gedenke, liegt 116 km von Telegraph Creek entfernt in nordöstlicher Richtung, und das Land

ſoll alle Wildarten, d. h. Wildziegen, Bergſchafe, Renntiere, Elche und beide Arten Bären, aufweiſen.

Das Transportmittel iſt jetzt wieder das Packpferd, vermittelſt deſſen ich den See in ſieben Tagen erreichte. Von hier aus ſchickte ich zunächſt drei Packpferde zwei Tagereiſen in das Land, in dem ich zu jagen beabſichtigte, um ein Proviantdepot zu machen, und begab mich dann, als die Tiere zurückgekommen waren, ſelbſt auf die Reiſe.

Als Führer habe ich Jim, einen alten Indianer, engagiert, der zum Unterſchiede von den andern Jims, und weil er vor Jahren einmal den Arm gebrochen hatte, den Beinamen „Broken arm-Jim" führt. Außerdem habe ich einen 15jährigen Jungen als Koch, der ſich auf dem Höhepunkt der Flegeljahrperiode befindet, und Ned, der ſeit dem Frühjahr bei mir iſt und ſich gut bewährt, hat die Aufſicht über die Pferde.

40 Pfund Salm in wenigen Minuten gefangen.

Jim hat mir verſprochen, mich in fünf Tagen an Bergziegen heranzuführen, denn ich beabſichtige, dieſem Wilde zunächſt meine Aufmerkſamkeit zu widmen. Das Reiſen mit Packpferden vollzieht ſich lediglich im Schritt und iſt infolgedeſſen tödlich langweilig. Die Gegend aber, in die ich nun kam, war herrlich und das Wetter merkwürdigerweiſe ebenſo — Umſtände, die das Reiſen wirklich angenehm machten. Die Sonne war in den Stunden um die Mittagszeit ſo warm, daß ich, um die Pferde zu ſchonen, ſchon am frühen Morgen aufbrach; um 3^{30} war Wecken, um 5^{30} war ich manchmal ſchon unterwegs, und um 12 Uhr war meiſt die Tagereiſe, etwa 20 km, beendet.

Wir ſahen täglich Renntiere (Caribous), die um dieſe Jahreszeit

auf den Höhen des Landes stehen, um sich vor den Insekten, die ihnen hierher nicht folgen, zu schützen. Tagsüber zieht dieses Wild

Auf dem Schnee ruhendes Rentier.

jetzt weit über die Vegetationszone hinauf auf die Berge, ruht auf dem ewigen Schnee und kommt nur in der Nacht zu Tal, um zu äsen.

Ich traf ein Rudel von 19 Stück in einer schneeverwehten Schlucht, und da wir Fleisch benötigten, hieß ich einen Indianer ein Stück er-

legen. Das war äußerst einfach, denn die Renntiere, durch steile Felsen von allen Seiten eingeschlossen, stürmten bald, nachdem wir den Fuß des Berges erreicht hatten, in wilder Flucht zu Tal und in die Büchse, der einzige Weg, der ihnen offen geblieben war.

Als wir bereits vier Tage marschiert waren, meinte der alte Jim, er habe sich wohl verrechnet; das Land der Ziegen sei noch fünf Tagereisen weiter gelegen. Es ist ein gewisses Risiko, einem alten Mann, der das Land allein kennt, so weit zu folgen, denn der Proviant ist beschränkt; auch macht man nicht gern diese anstrengenden Exkursionen, ohne bestimmt auf Resultate rechnen zu können. Aber auf halbem Wege umkehren, zumal die letzten Monate ein so gründliches Fiasko waren, war auch nicht mein Fall; deshalb entschloß ich mich zu einem forcierten Vormarsch.

Als wir ungefähr 100 km vom Dease-See aus ins Land hinein marschiert waren, bezeichnete der Indianer einen Berg in der Ferne als unser Ziel, und ich machte nun an dem folgenden Tage Birschgänge dorthin, aber von Ziegen keine Spur, nicht einmal alte Fährten.

Der alte Jim war sehr enttäuscht und hatte, wie er sagte „heap sick tamtam", das bedeutet ein sehr schlechtes Gewissen. Immer wieder versicherte er mir, daß damals, als er so groß gewesen, und er zeigte die Höhe eines kleinen Jungen, Hunderte von Ziegen die schroffen Felsen bewohnten. Das mußte aber 40 und mehr Jahre her sein, nach seinem Alter zu schließen. So mußte ich die Ziegen aufgeben, und ich wollte nun zunächst mein Glück mit den Bergschafen versuchen.

Vom herrlichsten Wetter begünstigt, unternahm ich täglich Birschgänge in die Berge, fand aber zunächst keine erstrebenswerten Böcke, sondern nur weibliches Wild mit Lämmern.

Eines Tages sah ich in weiter Ferne vier Schafe auf einem Plateau, von Felsen überragt, äsen. Gehörne konnte ich, der großen Entfernung wegen, nicht sehen. Ich schloß aber aus dem weißen Wedel und aus der großen Höhe, in der sie sich befanden, daß es Schafe sein müßten, und zwar Böcke, nach ihrer Stärke zu schließen. Die Arbeit, die Schafe zu umschlagen und die schroffen Felsen über ihnen zu erreichen, begann, und nach zwei Stunden konnte ich, über die Höhe lugend, sie unter mir sehen. Sie waren alle mein, wären es nicht statt Schafe Renntiere gewesen.

Schon bald darauf sah ich ein Rudel desselben Wildes von 40—50 Stück auf dem Schnee des anscheinend höchsten Berges der

ganzen Gegend sitzen; es ist wohl möglich, daß die Schafe um diese Jahreszeit von den Renntieren aus ihrem Revier vertrieben werden.

Ich befinde mich hier 4500 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luft ist von einer wunderbaren Würze, die Landschaft anbetungswürdig schön, und seit 14 Tagen lacht ohne Unterbrechung über mir die Sonne an einem wolkenlosen Himmel.

Wenn das Lager in der Nähe eines reißenden Gebirgsstromes aufgeschlagen ist, mit der Aussicht auf die grüne Alm mit ihren bunten Blumen, umgeben von schroffen, schneebedeckten Bergen, dann überkommt einen unwillkürlich das Gefühl, als müßte man rufen: „Kellner, ich bitte, eine Flasche Sekt!"

In der Feldküche, wo nur zu oft in den letzten Monaten Schmalhans das Regiment führte, werden jetzt die schönsten Gerichte hergestellt. Das Wildbret der Renntiere hat zum Unterschied vom Elch einen ausgeprägten Wildgeschmack und ist so zart, daß es schon am Tage der Strecke genießbar ist. Die Zunge, die Leber und die Nieren sind Delikatessen erster Klasse. Mein Koch hat ein ganz junges Wildschaf erlegt, die Perle allen Fleisches und eigentlich nur kniend zu genießen, und endlich haben wir Felsenhühner und Schneehühner, die mit den Schafen auf den höchsten Bergkuppen leben, in Hülle und Fülle, und sie sind gebraten wohl imstande, neue Sensationen auf der Zunge des verwöhntesten Gourmands hervorzurufen.

Ich zog nun viele Tage hin und her auf der Suche nach Schafen und erklomm alle Berge, auf denen das Wild wohl hätte leben können, aber alles war vergeblich.

Das Wetter machte die Birsch jetzt noch beschwerlicher, denn es ist umgeschlagen in Regen und Sturm, die Wolken hängen tief, es ist neblig, und man hat keine Aussicht. Am 21. August ging ein heftiger Schneesturm nieder. Der Winter hat bereits seinen Einzug gehalten, ohne daß es je Sommer oder Herbst gewesen. Die Zeit der Niederschläge ist gekommen, und mit ihr die vielen unendlich langen Tage, da man im Lager sitzen muß, während es draußen abwechselnd schneit und regnet, von Hagel und Sturm nicht zu sprechen.

In den letzten Tagen des Monats August gelang es mir, ein kleines Rudel Schafe zu bestätigen, an einer Stelle, wo vor — wer weiß, wie vielen hundert Jahren heftige vulkanische Ausbrüche stattgefunden haben müssen. Der Boden ist bedeckt mit Asche und kleinen ver-

Die Heimat des Bergschafes.

brannten Kieseln, während die Lava und das rotbraune Gestein merkwürdige Bauten geschaffen haben, in gotischem Stil mit unzähligen Türmchen und Vorsprüngen. Nach den Fährten zu schließen, sind diese Berge ein Lieblingsstandort der Schafe.

Als der langersehnte 1. September herangekommen war, der Tag, an dem die neunmonatige Schonzeit für Ziegen, Schafe, Elche und Renntiere ein Ende nimmt, konnte ich endlich an die Arbeit gehen, nachdem ich während 68 Tagen kein Stück Wild beschossen hatte. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonnenstrahlen verbreiteten an geschützten Stellen eine angenehme Wärme; nur auf den Höhen packte mich ein scharfer Wind, der, von Nordosten kommend, über ein Meer von Schnee und Eis wehte.

Mit Hilfe des frisch gefallenen Schnees war ich bald an die Schafe herangekommen und schoß auf eine Entfernung von ca. 300 Schritt auf einen Bock, der aber bald hinter den Felsen verschwand. Als ich kurze Zeit darauf das Rudel, aus zwölf Stück bestehend, über den Kamm des Berges flüchten sah, war ich sicher, gefehlt zu haben, denn es befand sich ein Bock gleich dem beschossenen darunter. Die Stelle des Anschusses hielt ich für Menschenfüße für unerreichbar und trat betrübt, mein erstes Schaf gefehlt zu haben, den Rückweg an.

Am folgenden Morgen sah ich schon vom Lager aus ein Rudel hoch über mir auf einem Plateau äsen und begann mit gutem Wind und in vorzüglicher Deckung, dem Lauf eines kleinen Baches folgend, die Birsch. Kaum war ich eine halbe Stunde unterwegs, da sah ich zu meinem größten Erstaunen das Rudel in geschlossenem Feld und rasendem Tempo an mir vorüberflüchten.

Lange konnte ich mir die Ursache dieser plötzlichen Flucht nicht erklären, denn äugen konnten mich die Schafe auf die große Entfernung und in meiner Deckung nicht. Der Wind blies direkt von ihnen auf mich zu; da zeigten mir meine Indianer einen der großen schwarzen Adler, der über uns kreiste. Das war der Übeltäter.

Dieser Adler ist über ganz Alaska verbreitet und bedeutet den Schrecken der Schafe; denn er raubt die Lämmer und wagt sich selbst an die stärkeren Stücke heran. Unberechenbar ist der Schaden, den dieser Räuber selbst unter den zahmen Schafen auf der Kodiak-Insel anrichtet, und doch ist der Adler im amerikanischen Alaska geschützt, denn er ist „Uncle Sams" Freiheitsvogel.

Mein beſtes Renntier.

Dieſer übertriebene Patriotismus entſpricht gar nicht dem ſonſt ſo ausgeprägt materiellen Sinne des Yankees. Wo aber das Geſetz des letzteren Gut nicht ſchützt, da ſchützt der Betreffende ſich ſelbſt, denn die Viehzüchter auf der Kodiak-Inſel zahlen eine Prämie von 1 Doll. für jeden unſchädlich gemachten Adler. Das ſchließt aber nicht aus, daß ein Jäger, der vor kurzem am Cook-Inlet einen dieſer Adler erlegte, mit 50 Doll. in Strafe genommen wurde wegen Vergehens gegen den heiligen Wappenvogel.

Bob mit einem weiblichen Bergſchaf.

Mir hatte der König der Vögel die Jagd verdorben, denn ich bekam die Schafe nicht wieder zu Geſicht. Am Nachmittag beſuchte ich wieder die Stelle, wo ich tags zuvor den Bock beſchoſſen, und ſah ſchon von weitem ein weibliches Stück mit ſeinem Lamm. Ich beſchloß nun, die Schafe zu treiben, ging auf den höchſten Punkt des Berges und beauftragte meinen Indianer Bob, den ich an Stelle des faſt erblindeten alten Jim mitgenommen, auf ein gegebenes Zeichen von unten vorzugehen. Das Treiben war ein vollkommener Erfolg. Verſchiedene Schafe kamen bis auf zehn Schritt an mich heran. Leider waren aber keine guten Böcke darunter. Es gelang Bob, die ſteilen Felſen hinaufzuklimmen, und er rapportierte nun, daß er einen verendeten fünfjährigen Schafbock gefunden hatte. Ich ging nun mit zu der beſagten Stelle — einmal und nie wieder — und fand das tags zuvor beſchoſſene Stück infolge eines Weidwundſchuſſes verendet vor.

Ich verstehe nicht, wie man Bergfex sein kann. Ich für mein Teil kann mir im Leben keine peniblere Lage denken, wie gleich einer Freimarke auf einem vertikal zur Erde gehaltenen Brief an einen Felsen geklebt dazustehen, um vergeblich nach einer Stelle zu suchen, die Halt für den nächsten Schritt gewährt.

Auf der Bergschafjagd.

Es gibt Dinge, die man nicht wohl wahrheitsgetreu schildern kann, ohne bei den Lesern berechtigte Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Schreibers zu erwecken. Zu diesen Dingen gehören u. a. die Strapazen einer Birsch auf Schafe in diesem Lande. Der Mensch ist mit nur zwei Läufen von der Natur ganz unzulänglich eingerichtet worden, um den Schafen in ihre Heimat zu folgen. Der Wind tut dann auf den Höhen noch ein übriges, denn der fliegende Sand, mit Steinen vermischt, ist ein wahrer Greuel. Man rechnet deshalb nicht zu unrecht die Jagd auf Schafe und Steinböcke zu dem schwierigsten alles Weidwerks. — —

Seit ich Telegraph Creek verlassen, habe ich keinen Bären gesehen, nicht einmal eine Fährte. Das ist auch nicht zu erwarten, denn in dem Lande, in dem ich mich befinde, gibt es keine Beeren, die Hauptnahrung der Bären um diese Jahreszeit. Der Salm kommt nicht hierher, woraus ich schließe, daß hier keine Bären vorkommen, denn ich wüßte nicht, wovon sie sich ernähren sollten.

Es handelt sich jetzt darum, möglichst schnell eine gute Strecke von Schafen, Renntieren und Elchen zu machen und dann über Telegraph Creek den Stikine-Fluß hinabzufahren, mit der Aussicht, die Bären beim Salmfischen abzufassen.

Mein erstes Cassiar-Renntier.

Mit dem Monat August scheint das gute Wetter mich verlassen zu haben, denn die ersten zehn Tage des September regnete, schneite und hagelte es abwechselnd; dazu blies ein eisiger Wind, der einen längeren Aufenthalt auf den hohen Bergen unmöglich machte, und, was das Schlimmste ist, ich habe immer noch keinen guten Schafbock zur Strecke noch zu Gesicht bekommen. Daß gute Böcke ganz ver-

einzelt vorkommen, ist unzweifelhaft, denn vor einigen Tagen erlegte ein andrer Jäger ganz in meiner Nähe einen kapitalen Bock. Auch drei Grislybären fielen diesem Herrn zur Beute an einem Berghang, den ich zufälligerweise bei meinen wochenlangen Wanderungen nicht besucht hatte. Wie der allenthalben aufgerissene Boden zeigte, leben die Bären hier außer von Gras von den zahlreich vorhandenen Murmeltieren, die kleine Baue graben, aus denen der Bär sie dann herausholt und frißt. — Ich habe eben mal wieder mein altes Pech,

Kapitaler Renntierschaufler in tiefem Schnee erlegt.

gegen welches noch kein Mittel erfunden ist. Tagelang im Zelt sitzen, während draußen die Elemente entfesselt sind, ist die schwierigste Aufgabe hierzulande für den Jäger. Die mitgenommenen Bücher sind längst gelesen, ebenso auch die Monate alten Zeitungen der letzten Post.

Aber auch hier folgt auf Regen Sonnenschein, der mir dazu verhalf, am 12. September eine Dublette auf Renntiere zu machen. Hoch über der Vegetationslinie auf einem Bergrücken birschend, sah ich die beiden Stücke auf etwa 220 m Luftlinie unter mir sitzen. Die Geweihe waren gut, wenn auch nicht besonders stark. Ein Blattschuß, ein Kreuzschuß, und sie waren zur Strecke.

In der Naturgeschichte sind diese Renntiere unter dem Namen „Rangifer osborni“ bekannt. Ihr Geweih ist zum Unterschied von den Renntieren, welche in Neufundland und an der Ostküste Amerikas vorkommen, länger, hat weniger Enden und vorne zwischen den Lichtern meist nur eine mit „Zacken“ versehene Schaufel, während die Renntiere des Ostens meist zwei Schaufeln haben.

Ebensowenig wie im Jahre 1900 in Neufundland finde ich heute besonderes Vergnügen an der Renntierjagd, obgleich man hier

Zwei Renntiere von meinem Präparator Little mit der 6 mm-Manlicher-Büchse erlegt.

stramm jagen und die höchsten Berge erklimmen muß, um an das Wild heranzukommen.

Am 14. erlegte ich nach langer Birsch einen kapitalen Hirsch, als er bis auf 30 Schritt an meinen Ansitz herangekommen war.

Mein Präparator Little schoß zwei Hirsche an diesem Tage, von denen der eine noch nicht ganz gefegt hatte, während der andre, nach der dunklen Farbe seiner Stangen zu schließen, bereits zehn Tage fertig sein mußte.

Sobald die Hirsche gefegt haben, beginnt die Brunftzeit, die etwa

Caſſiar-Renntier (Rangifer osborni *Allen.*).

vier Wochen dauert, und Ende November schon werfen die Renntiere und auch die Elche ihren Hauptschmuck wieder ab. Sie erhalten ihr Geweih eigentlich nur, damit sie während des Liebesmonats beim Kurmachen recht hübsch aussehen. Auch scheint die Natur zu wollen, daß die Wesen, die sie geschaffen, für ihre Liebe kämpfen. —

Zwischen dem 15. und 20. September fielen nicht weniger wie 110 cm Schnee, von dem ein Teil bei Tauwetter bald schmolz. Aber es liegen immerhin noch 55 cm, genügend, um das Gehen in dem sumpfigen Terrain, zumal für die Packpferde, äußerst beschwerlich zu machen.

Ich hatte geglaubt, die Renntiere würden nun von den Bergen herabkommen, aber mit nichten. Sie bleiben hoch oben, schlagen im Schnee und äsen von dem weißen Moos, das da oben wächst. — Am 18. und 19. brachte ich noch je einen Hirsch zur Strecke, mit solcher Leichtigkeit, daß von Jagd keine Rede sein konnte. Der eine schlief so fest, daß ich ihn erst wecken mußte, damit er mir das Blatt präsentierte. Dies tat er dann anscheinend nur widerwillig. Ein andrer Hirsch, der in der Nähe des ersteren saß, nahm von meinem Schießen gar keine Notiz und stand erst auf, als meine Begleiter herangekommen waren und mit mir zu dem verendeten Kameraden gingen. —

Die Indianer versichern mir, daß die Hirsche nicht immer so vertraut wären, und der Gedanke liegt nahe, daß sie sich beim Kämpfen oder auf dem Gebiete der Liebe etwas überanstrengt haben.

Vermittelst eines Fernrohres konnte ich lange Zeit einen Kampf, an dem vier Hirsche sich abwechselnd beteiligten, beobachten. Der an Körperbau anscheinend stärkste trieb seine Rivalen nacheinander zu Tale und hielt dann von seiner Höhe aus Wacht, daß die Besiegten sich nicht wieder seinen Schönen näherten.

Von dem stärksten der obenerwähnten Hirsche, der eine besonders prächtige weiße Mähne hatte, nahm ich die ganze Decke sowie die Knochen eines Vorder- und eines Hinterlaufes mit für das Museum in Berlin. Diese zoologische Anatomie und das Maßnehmen der verschiedenen Dimensionen des Wildes bei Schneegestöber und dieser Temperatur — viele Grade unter dem Gefrierpunkte — ist keine kleine Aufgabe; denn mit Handschuhen kann man nicht arbeiten, und ich kenne nichts Kälteres wie eine nasse Tierhaut; da gibt es Momente,

wo selbst das Gescheide des Objektes nicht zu unappetitlich erscheint, um die erstarrten Hände daran zu erwärmen.

Mit fünf Renntieren hatte ich die gesetzlich erlaubte Abschußzahl erreicht und wandte mich nun den Elchen zu, die vereinzelt in tiefer gelegenem Terrain hier vorkommen sollten. —

Das Tauwetter ist starkem Frost gewichen; es weht ein eisiger

Zu Pferde auf der Elchbirsch.

Nordwestwind, und die Strapazen stehen in gar keinem Einklang zu den geringen jagdlichen Resultaten, aber der Jäger darf ja nicht klagen.

Temperatur am 21. September morgens 7 Uhr — 10,6° R. Der Winter scheint also in diesem Jahre recht zeitig das Regiment zu übernehmen, und ich muß bald an den Rückzug aus diesem Lande denken, wenn ich den Stikine-Fluß eisfrei finden will, um auf Bären zu jagen. Die Indianer drängen nach Hause. Sie haben sich bereits gegenseitig die Haare geschnitten: „clown fashion", an den Seiten und hinten alles fort, während auf der Höhe des Kopfes die schwarzen Strähnen

Mein erſter ſchwarzer Bär.

im Büschel stehen bleiben. Meiner selbst hat sich ein Gefühl bemächtigt, wie ich es früher auf der Schule kannte, nämlich: „Nun kommen endlich bald die Ferien, Gott sei Dank.“ So weit haben die andauernden Enttäuschungen mich gebracht.

Drei Märsche brachten mich aus dem tiefen Schnee heraus, und ich birschte dann einige Tage bei miserablem Wetter auf Elche, aber ohne jeden Erfolg. Die Elche hatten die Höhen verlassen, wie mir die Fährten zeigten. Tiefer unten war das Holz so dicht, daß man keine Umschau halten konnte, und der Schnee war hier bereits geschmolzen, so daß das Spüren unmöglich wurde.

Die Strecke eines Tages.

Da ich die acht Renntiergeweihe nicht auf einmal auf die Pferde packen konnte, sandte ich meine Leute damit zum Dease-See voraus, von wo aus Pferde von Telegraph Creek die unhandlichen Trophäen abholen sollten.

Als die Indianer wieder im Lager ankamen, sah ich helle Freude auf ihren Gesichtern abgemalt. Sie mußten irgend etwas Erfreuliches bei ihrer Tour in Erfahrung gebracht haben. Hatten sie den seines

[illegible] erlegt, war im fernen Osten [illegible] Wichtigeres. Sie hatten frische [illegible] die ersten, die wir in diesem [illegible] der Wahn ist kurz, die Reu' [illegible] und heftige Magenschmerzen waren [illegible]

[illegible] Tagen einander ab, [illegible] durch das Schicksal, [illegible]

[illegible] Creek im Kanoe, um [illegible] mit der Aussicht, jetzt end- [illegible] — Schon am nächsten Tage [illegible] einschließen. Es [illegible] aber oben hatte [illegible] und ihm galt die [illegible] war, stellte er [illegible] durch einen kleinen [illegible] meiner Sache [illegible] dem Schuß war [illegible] gefehlt. Der [illegible] auf 600 m und [illegible] besonders ärgerlich, [illegible] Treffer. Ab- [illegible] war es [illegible] voller Fett [illegible] akurates [illegible] Läufen

[illegible] ein Grisly [illegible] und man schrieb [illegible] Ufer einer mit [illegible] bereits [illegible] Land. An [illegible] der Bär [illegible] und zog gerade [illegible] Indianer [illegible] die Knie.

Mein erſter Grisly.

Der Wind war vorzüglich, und hinter mir stand die Sonne, so daß der Bär uns, trotzdem wir gänzlich ohne Deckung waren, nicht eräugen konnte. Als der Bär auf 150 m heran war, bekam ich

Der zweite Grisly.

Rippenstöße, ließ mich aber, dank der bösen Erfahrungen am Morgen, nicht beirren und wartete, bis nur 100 Schritt, die Breite des Stromes, mich von meinem Gegner trennten. Dann brach der Bär im Feuer zusammen. Es war ein ausgewachsener männlicher Bär mit guter

Decke. — Tags darauf kam ein schwarzer Bär an einem Berghang in Sicht. Aber sehen und verschwinden war eins.

Der 6. Oktober brachte mir den zweiten Grisly ein. Der Bär schien die Absicht zu haben, von der Insel, auf welcher er sich befand, aufs Festland schwimmen zu wollen, denn er stieg an verschiedenen Stellen ins Wasser, aber dann immer wieder zurück. Ich ging ihm am gegenüberliegenden Ufer entgegen ohne jede Deckung, vertrauend auf sein schlechtes Sehvermögen. Auf 150 m heran, wollte er von mir wegziehen; meine erste Kugel hinderte ihn aber an seinem Vorhaben. Er tanzte nach dem Schuß wie ein Betrunkener auf den Hinterbranten und brach dann verendet zusammen. Es war ein starkes weibliches Stück mit hellbrauner Decke; merkwürdigerweise hatte die Bärin keinen Sprößling bei sich, denn auf der Insel, die ich gründlich absuchte, war kein zweiter Bär zu finden.

Das Wetter ist seit meiner Abreise von Telegraph Creek außergewöhnlich schön. Vier Tage zeigte sich kein Wölkchen am Himmel; in der Nacht sank das Thermometer bis auf — 11° R. Die Tage aber waren sommerlich warm. Die Szenerie ist herrlich dem Stikine-Fluß entlang, dessen beide Seiten von hohen, jetzt schneebedeckten Bergen eingefaßt sind. Die herbstliche Färbung des Laubes, meist Pappeln, bringt Leben in die sonst so finster dreinblickenden Nadelwälder.

Daß ich den beiden obenerwähnten Grislybären begegnete, war natürlich ein glücklicher Zufall. Bei der eigentlichen Birsch habe ich noch keinen zu Gesicht bekommen, obgleich man die Fährten an den Nebenflüssen des Stikine massenhaft nennen darf. — Die kleinen Ströme wimmeln von Salmen; an den Mündungen halten sich die großen, acht bis zwölf Pfund schweren auf, während der Oberlauf von den kleineren belebt ist. Die Indianer fangen die Fische mit großer Leichtigkeit vermittelst Haken und verzehren sie in großen Quantitäten. Mit dem schmackhaften europäischen Salm hat dieser Fisch nur die Farbe gemeinsam. Wer an Rheinsalm gewöhnt ist, für den ist dieser Fisch nicht genießbar, denn das Fleisch ist vollkommen trocken und geschmacklos.

In dem klaren Wasser kann man deutlich die Abdrücke der Bärenbranten sehen, die sie beim Fischen im Schlamm gemacht haben. An den Ufern liegen zerstreut Gräten und Köpfe umher. Die besten

Tageszeiten, auf Bären anzusitzen, sind der frühe Morgen und der Spätnachmittag. Leider Gottes habe ich kein kleines Kanoe mitgeführt, mit dem ich die Flußläufe der kleinen Ströme hinauffahren könnte. Dadurch kann das ganze Resultat meiner Jagd ernstlich in Frage gestellt werden; denn das Kanoe, in dem ich den Strom hinabfahre, ist zu Jagdzwecken nicht geeignet. Es hat einen Gehalt von 2½ Tonnen und zu viel Tiefgang.

Der Indianer Shakes, mit dem ich im Frühjahr dieses Jahres hinauffuhr, versprach mir vor meiner Abreise in Telegraph Creek, sein kleines Fahrzeug, dessen er sich nur einige Tage zu bedienen beabsichtigte, an einer verabredeten Stelle zurückzulassen; als ich aber dorthin kam, war weder das Boot noch irgendein Zeichen von dem wortbrüchigen Menschen da. Er hatte mir das Boot absichtlich unter vielen Beteuerungen angeboten, um mich zu verhindern, mich mit einem andern in Telegraph Creek zu versehen. Er hatte aber nie die Absicht, das Boot zurückzulassen, sondern wollte mir nur die Jagd verderben. Das ist ein typischer Trick des Indianers, voll und ganz seinem hinterlistigen Charakter entsprechend, und es ist zu dumm, daß ich immer noch nicht durch Schaden klug geworden bin.

Eine sehr belehrende Erfahrung machte ich mit einem der Indianer meiner Kanoemannschaft. Ich war an einer Sandbank ausgestiegen, auf der ich zahlreiche Bärenfährten fand, und hatte mich kaum 300 Schritt entfernt, da hallten die Berge von vier kurz hintereinander abgegebenen Schüssen wider. Zurückgekehrt, fand ich, daß einer der Indianer, die im Boot geblieben waren, diese Schüsse auf einen Bären abgegeben hatte, und zwar gegen mein wiederholtes ausdrückliches Verbot, irgendeinen Schuß, gleichviel, auf welches Tier, abzufeuern. Zur Rede gestellt, bedeutete mir der Mann mit der größten Dreistigkeit und in gutem Englisch, daß er dasselbe Recht habe, Bären zu schießen, wie ich. Hier haben wir eine Blüte der berühmten amerikanischen Gleichberechtigung.

Ich entließ den Mann auf der Stelle, sah mich aber gezwungen, ihn wieder in Dienst zu nehmen, da ich seine Fäuste bei der Handhabung des großen Kanoes nicht entbehren konnte und mir selbst durch seine Entlassung am meisten geschadet hätte. Die Leute wissen, daß sie, einmal draußen, unentbehrlich sind, und dies ist ein Grund, warum sie unverschämt werden. Es gibt aber noch einen zweiten.

Die Richter hierzulande — ich spreche von Alaska im allgemeinen — sind nicht unparteiisch, sondern stellen sich in den meisten Fällen auf die Seite der Eingeborenen, lassen Deserteure und Kontraktbrüchige ungestraft und zwingen manchmal den Reisenden, noch obendrein den Lohn zu bezahlen. Der Grund zu diesem Verhalten ist meist in dem intimen Verkehr der Herren Richter mit dem zarteren Geschlecht der Indianerstämme zu suchen. Bestrafen sie die Männer, dann werden sie von den Weibern quasi boykottiert. Ich kann ein Beispiel anführen.

Als ich am Shesly-Fluß war, kam einer der zahlreichen Hunde, die der Indianer hält, mehrmals in mein Lager und stahl alle möglichen Viktualien. Als er, unbekümmert um die ihm nachgeworfenen Steine, eines Tages mit einem halben Schinken im Fang davonlief, schoß Little auf ihn mit einer Miniaturbüchse (Kal. 22), mit der wir Vögel erlegen. Der Hund kam schweißend ins Indianerdorf zurück, und bald erschien eine Deputation, behauptend, der Hund sei verendet, und forderte 20 M. Schadenersatz. Es handelte sich um einen miserablen kleinen Köter, der aber nach Aussage seines Besitzers hervorragende Eigenschaften gehabt hatte. So führte er einen blinden Mann durch den dunklen Wald, hatte außerdem eine vorzügliche Nase für Stachelschweine usw. Ich glaubte natürlich nicht an die Fabel des Verendens, verlangte vielmehr den Kadaver zu sehen, und als dieses verweigert wurde, schickte ich die Leute aus dem Lager fort.

Zwei Monate darauf versicherte uns ein Angestellter der Telegraphenlinie, daß der betreffende Hund lebe und wohlauf sei. Die Indianer beschwerten sich aber beim zuständigen Richter, und vor meiner Abreise zwang mich der im Distrikt stationierte Polizist, 40 M. statt der anfangs geforderten 20 M. zu zahlen, während für den Schinken und die andern gestohlenen Gegenstände nichts vergütet wurde.

In einer höheren Instanz würde natürlich so etwas nicht durchgehen, aber wer will sich den endlosen Scherereien aussetzen. Dies ist nur ein Beispiel der vielen mir bekannten Fälle, wo der Reisende hierzulande nicht zu seinem guten Recht hat kommen können.

An den hier üblichen hohen Löhnen — der Mindesttagelohn beträgt 10,50 M. und freie, erstklassige Verpflegung — tragen hauptsächlich die „shop keepers“ oder Ladenbesitzer die Schuld; an

ihrer Spitze die Hudsons Bay-Company. Diese geben den Indianern große Kredite, und am Ende einer Reise ist der Lohn nicht an den Indianer, sondern an den Ladenbesitzer zahlbar, mit dem ersterer in Geschäftsverbindung steht. Der Eingeborene, der von dem Wert des Geldes keine Ahnung hat, kauft dann in dem Laden alles Nötige und noch mehr Unnötiges, wie bunte seidene Tücher, Spitzen, Bänder usw. für sein sweetheart, kurz, Artikel, an denen die Ladenbesitzer Hunderte von Prozenten verdienen. Je mehr nun der Indianer für seine geringen Dienste bezahlt erhält, desto mehr fließt in die Ladenkasse; deshalb sind die Besitzer bemüht, die Löhne hinaufzusetzen, und sie haben das stellenweise bereits bis auf 12 M. und 16 M. pro Tag erreicht.

Ferner versuchen die Ladenbesitzer möglichst große Quantitäten und möglichst kostspielige Lebensmittel zu verkaufen. Die Indianer sind bereits an alle möglichen Luxusartikel gewöhnt und verlangen sie jetzt natürlich zum Vorteil des Verkäufers.

Ich lasse eine Aufstellung der Lebensmittel folgen, mit denen ein Ladenbesitzer in Fort Wrangel die vier Leute, die mich in Telegraph Creek abholten, für die acht- bis zehntägige Reise stromaufwärts ausstattete: 50 Pfund Mehl, 42 Pfund Stampfzucker, 20 Pfund braune Bohnen, 10 Pfund weiße Bohnen, 20 Pfund Reis, 22 Pfund Speck, 1 Kiste à 12 Büchsen zu 2 Pfund Roastbeef, 1 Pfund Tee, 4 Pfund Kaffee, 12 Büchsen kondensierte Milch, je 4 Büchsen eingemachte Pfirsiche, Trauben und Erdbeeren, 12 Büchsen eingemachte Tomaten, 10 Pfund Salz, 5 Pfund Fett, 50 Pfund Kartoffeln, 20 Pfund Zwiebeln, 6 Pfund Butter, 10 Pfund Hafergrütze, 73 Pfund Biskuits, 1000 Zündhölzer, 2 Büchsen Backpulver, 1 Büchse Pfeffer, 1 Flasche Worchestershiresauce, 2 große Flaschen englische Mixedpickles, das Ganze im Preise von 152 M.

An allen Ecken und Kanten wird man übervorteilt. Das Gesetz, resp. die, welche es handhaben, sind gegen den Fremden, obgleich er als williges Opfer besonders gern gesehen wird; sobald aber die hiesigen Zustände genügend bekannt werden, glaube ich nicht, daß viele Jäger ihre Schritte nach Cassiar lenken werden.

Die Tage vom 8.—12. Oktober jagte ich auf den sogenannten Hudsons Bay Flats, einer Masse größerer und kleinerer Inseln, die der Fluß bildet. Hier traf ich mit Baron von Plessen zusammen,

der ebenfalls auf dem Rückwege war. Er hatte das Glück gehabt, den einzigen landeskundigen Indianer zu erwischen, und hatte unter dessen Führung im September drei kapitale Schafböcke und vier Grislybären zur Strecke gebracht.

Das schöne Wetter hat dem Regen, der hier obligatorisch ist, Platz gemacht; denn ich befinde mich nur noch 175 km vom Stillen Ozean entfernt, und das Klima steht unter seinem berüchtigten Einfluß. Trotzdem fahre ich zweimal täglich an die Mündung eines der zahlreichen Nebenflüsse des Stikine heran und wate dann mit den vorzüglichen amerikanischen Gummistiefeln, die bis zu den Hüften reichen, die Bäche hinauf oder krieche am Ufer auf allen Vieren durch das Gestrüpp, bis auf einen Platz, wo ein Überblick möglich ist. Hier steht man dann stundenlang auf dem Anstand. Jedesmal hörte ich einen oder mehrere Bären im Gestrüpp, aber Wind und Regen haben bis jetzt alle Chancen verdorben.

Ich sah zehn Tage lang keinen Bären bis zum 16. Oktober; da entdeckte einer meiner Indianer einen Grislybären, der dem Ufer des Iskud folgte. An diesem Fluß befinde ich mich jetzt. Ich war auf einer Insel, und die Zeit war zu kurz, um dem Bären entgegenzufahren. Ich ging deshalb auf die äußerste Spitze der Insel und kniete hier nieder in der Hoffnung, der Bär, der jetzt im Dickicht steckte, würde eine der kleinen Lichtungen passieren, die ich bestreichen konnte. Das tat er auch, und ich gab beide Kugeln ab auf eine Distanz von ca. 300 m. Auf den ersten Schuß brach der Bär zusammen, war aber gleich wieder hoch und im Gebüsch verschwunden.

Obgleich ich stets dem Wild, besonders dem Raubzeug, eine halbe Stunde Zeit zum Krankwerden, bezw. Verenden lasse, bevor ich ihm folge, machte ich heute eine Ausnahme, denn mein Führer Bradly wollte gleich hin. Da der Mann äußerst leicht beleidigt ist, gab ich nach. Wir fuhren mit dem Kanoe um die Insel herum zum Festlande, und als wir uns der Anschußstelle näherten, brummte der Bär, und ich sah, wie sich einige Weiden zur Seite bogen. Der Indianer legte an und schien schießen zu wollen. Ich schrie ihn aber an und verhinderte ihn an seinem Vorhaben. Jetzt war er beleidigt und wollte überhaupt nicht mit mir suchen. So mußte ich allein gehen, was mir deshalb unangenehm war, weil ich durch eine starke Erkältung mein

ohnehin schlechtes Hörvermögen, ein sehr wichtiges Organ bei der Nachsuche, zu sieben Achteln eingebüßt habe.

Der Bär verlor auf seinem Wege Ströme von Schweiß und war stark weidwund geschossen, wie mir die viele Losung verriet. Ich ging oder besser kroch mit der größten Vorsicht vor, denn ein Aufrechtgehen war in diesem Dickicht nicht möglich. Auch ist das Kriechen

Der dritte Grisly.

deshalb vorzuziehen, weil man dann bei einer eventuellen Attacke die Büchse leichter in die gewünschte Position bringen kann, wie stehend, wo unzählige Äste im Wege sind.

Nachdem ich 80 Schritt auf diese Weise gemacht, kam der Indianer hinter mir her, um mir zu sagen, resp. zu gestikulieren, daß er den Bären unmittelbar vor mir hören konnte, und er zeigte mir die Stelle, wo er jetzt eben war. Ich verließ deshalb die Schweißfährte und ging schneller vor auf den steilen Hang zu, der vor mir

lag, wurde aber schon nach wenigen Schritten durch ein lautes „Wuff" vom Bären empfangen und sah nun vor mir, spitz mir zugewandt, seinen Kopf, auf den ich sofort meine Kugel setzte. Das Gehirn quoll hervor, und der Bär war verendet.

Mein erster Schuß hatte dem Bären den Oberschenkel eines Hinterlaufes gebrochen, er hätte also nicht gut annehmen können, denn die Bären erheben sich dann; aber das kann man vorher nicht wissen, und Vorsicht ist bei der Verfolgung eines weidwund geschossenen Grisly im Dickicht sehr geraten.

Dann ging ich weiter den Iskud-Fluß hinauf, fand zahlreiche frische Bärenfährten auf den Sandbänken und an den Nebenflüssen, bekam aber zehn Tage lang kein Wild zu Gesicht. Das Wetter war wohl am meisten schuld daran, denn der Regen ging nun bereits seit 18 Tagen mit nur ganz kurzen Unterbrechungen nieder, und es scheint, als ob die Bären nur in der Nacht aus den dichten Wäldern austreten, um zu fischen.

Gänzlich deprimiert durch die schlechten Erfolge und mehr noch durch das unausstehliche Klima dieses Landes, trat ich am 26. Oktober den Rückzug an und erreichte am selbigen Tage Fort Wrangel.

Die ganze Expedition ist als ein gründliches Fiasko zu betrachten, herbeigeführt durch schlechte Informationen, Unzuverlässigkeit der Indianer und Mangel an Wild.

Die großen Distanzen, die man zurücklegen muß, stehen in keinem Verhältnis zu den Resultaten, so daß Cassiar als Jagdrevier für das Frühjahr und den Sommer überhaupt nicht und für den Herbst nur wenig zu empfehlen ist.

Sechzehntes Kapitel.

Wildschutz. – Die Büchse.

Wir stehen heute ohne Frage im Zeichen des Wildschutzes. Meine gründliche Kenntnis der Jagdliteratur aller Herren Länder nun läßt mich behaupten, daß gerade die Jäger, welche ihr Schäflein im Trocknen, resp. ihre Trophäen an der Wand hängen haben, die eifrigsten Wildschützler sind. Ich will nun dieser Legion nicht beitreten und hier nur sagen, daß der Jagdschutz eine unbedingte Notwendigkeit ist; ausdrücklich aber möchte ich betonen, daß es durchaus nicht notwendig ist, das Wild gegen den Jäger, ich meine den Sportsman, zu schützen, sondern nur gegen den Eingeborenen, resp. gegen den Weißen, der jenem die Büchse in die Hand gegeben hat, um sich selbst dadurch zu bereichern. Eine jede Kolonie ist auf der Basis der Geldgier aufgebaut und nur auf ihr, und da gibt es überall Individuen, die aus dem Wild des Landes, das ihr Staat geraubt, Kapital zu schlagen suchen, und gegen diese sollten sich die Gesetze richten. Mit einigen traurigen Ausnahmen glaube ich, daß die große Mehrzahl der Jäger auch Naturfreunde und als solche in dem Tier eine herrliche Schöpfung dieser Natur zu erblicken imstande sind, die sie nicht in Massen und zwecklos zu schlachten wünschen. Natürlich wäre es ungerecht, den Eingeborenen, nachdem man sich ihr Land schon unrechtmäßig angeeignet hat, auch noch zu verbieten, Wild zu töten. Man lasse sie ruhig in ihrer alten Weise fortjagen mit Fallgruben, Speeren, Pfeil und Bogen, aber fort mit dem Pulver, das sie ja, wie die Erfahrung lehrt, auch gegen ihre Bedrücker zu verwenden wissen.

Ostafrika und Alaska sind die Länder, in denen rigorose Gesetze am meisten not tun, während in Britisch-Indien, der einzigen Kolonie, in welcher die Regierung, die englische nämlich, die Eingeborenen zum gegenseitigen Vorteil vollkommen in der Gewalt hat, in dieser Hinsicht ideale Zustände vorherrschend sind. In Amerika bringt kein geringerer Sportsman wie Theodore Roosevelt der Wildfrage das größte Interesse entgegen; niemand darf heute die Jagdgründe Alaskas betreten, und die Regierung ist bemüht, die äußerst schwierige Frage, wie die herrliche Fauna dieses Landes vor dem Untergang zu schützen ist, zu lösen. In Südostafrika ist es der von den Portugiesen bezahlte Kaffer, in Zentralostafrika der Askari und in Alaska der Indianer, der mit der Büchse Tod und Verderben unter die friedlichen Wildherden trägt. Den Wilden muß man verzeihen, denn sie wissen nicht, was sie tun; sie glauben, sie handeln recht; weist doch der Weiße, den sie wegen seines arroganten Wesens achten zu müssen glauben, resp. fürchten, sie dazu an und geht ihnen mit schlechtem Beispiele voran. Wie es mit dem Wildschutz in den deutschen Kolonien aussieht, kann ich nicht beurteilen, da ich diese nicht besucht habe; unzweifelhaft sind aber in Deutsch-Ostafrika dieselben Verhältnisse vorherrschend wie in dem angrenzenden englischen Protektorat Britisch-Ostafrika, und diese sind mir aus eigener Anschauung bekannt. Herr C. G. Schillings ist ja in seinem epochemachenden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" in sehr dankenswerter Weise bemüht gewesen, die Verhältnisse des Wildstandes in der Kolonie, wie sie wirklich sind, klarzulegen, und es wäre sehr zu wünschen, wenn die zuständigen Behörden auf das Urteil derer hören wollten, die sich der Mühe unterzogen haben, die Zustände an Ort und Stelle zu studieren. Sowohl die englische wie die amerikanische Regierung ist für jeden Bericht über das Wild aus den Kolonien, resp. in Amerika aus den noch unkultivierten Landstrichen, sehr empfänglich, und sie versuchen, sich aus den manchmal ganz verschiedenen Ansichten ein klares Bild zu schaffen. Die Wildfrage in den Kolonien ist eine weit wichtigere, wie die meisten Ortsunkundigen sich vorstellen. Ist doch der Wildbestand eines Landes ein Teil seines Nationalvermögens. Der Wert des jährlich in Deutschland abgeschossenen und auf den Markt gebrachten Wildes beläuft sich auf Millionen, und doch nimmt der Wildbestand dank der zweckentsprechenden Gesetze zu statt ab. Warum sollen wir da in den

Kolonien nicht dasselbe erreichen können? Soll aber etwas erreicht werden, dann müssen wir den Eingeborenen lieber heute wie morgen die Büchse abnehmen, denn die Kulturstufe, auf der sie stehen, berechtigen sie einstweilen noch nicht dazu, mit Pulver und Blei umzugehen, und ferner den gewissenlosen Weißen, denen nur ihr eigenes momentanes Wohl am Herzen liegt, und die durch ihr Unwesen unermeßlichen Schaden für die Zukunft anrichten, kräftig zu Leibe rücken. In Amerika bestraft man Vergehen gegen die Jagdgesetze außer mit Geld mit hohen Gefängnisstrafen, und ich habe gefunden, daß gerade diese Verfügung einer Unmenge Wild das Leben rettet.

Was die Waffen anbetrifft, die bei der Jagd auf wilde Tiere zur Verwendung kommen sollen, so gehen die Ansichten der Jäger darüber weit auseinander. Ein jeder schwört auf die Büchse, mit der er Erfolge gehabt; die Hauptfrage ist die: Sollen wir große Kaliber mit schwarzem Pulver oder kleine Kaliber mit rauchlosem Pulver schießen? Beides läßt sich nicht verbinden; denn würde man ein großes Kaliber für rauchloses Pulver geeignet konstruieren, so würde die Büchse durch die bedingten starken Rohre so schwer werden, daß sie frei von der Schulter nicht zu handhaben wäre. Ich habe mit dem großen Kaliber mit schwarzem Pulver begonnen, bin dann zu dem kleinen Kaliber mit rauchlosem Pulver übergegangen und gedenke auch dabei zu bleiben. Beide Büchsen haben ihre pro und contra. Während das große Kaliber dem Tier einen größeren Chok gibt, hat das kleinere Kaliber eine weit größere Durchschlagskraft, zumal auf größere Entfernungen.

Das große Kaliber hat den Nachteil, auf eine Distanz, größer wie 70 m, mit gutem Erfolg nicht verwendbar zu sein; dagegen ist es eine ganz vortreffliche Waffe bei der Verfolgung von gefährlichem Wild in Deckung, wo der Jäger auf nur wenige Schritte mit dem Wild zusammenstößt, während hier der Nachteil des kleinen Kalibers der ist, daß die Kugel — trifft sie keinen Knochen — durchschlägt, nur wenig Zerstörung anrichtet und den Jäger der Gefahr aussetzt, trotz eines guten Schusses angegriffen zu werden, während das große

Kaliber das Tier durch den enormen Chok wenigstens momentan „hors de combat“ setzen würde.

In früheren Jahren rüsteten sich die Afrikajäger mit wahren Kanonen aus, wie Kaliber 4 und Kaliber 8. Abgesehen von dem furchtbaren Rückstoß beeinträchtigen diese Büchsen durch ihr großes Gewicht den Schuß; denn der Jäger, der ein solches Gewehr durch die Hitze getragen hat, kann dann kaum noch sicher zielen. Heutzutage baut man Büchsen von 13 mm, die rauchloses Pulver schießen und doch nur 9 Pfund wiegen. Diese halte ich für die Jagd auf gefährliches Wild für besonders geeignet. Sie werden dem Jäger manche gefährliche Nachsuche ersparen, die bei Verwendung eines kleineren Kalibers fast unvermeidlich ist.

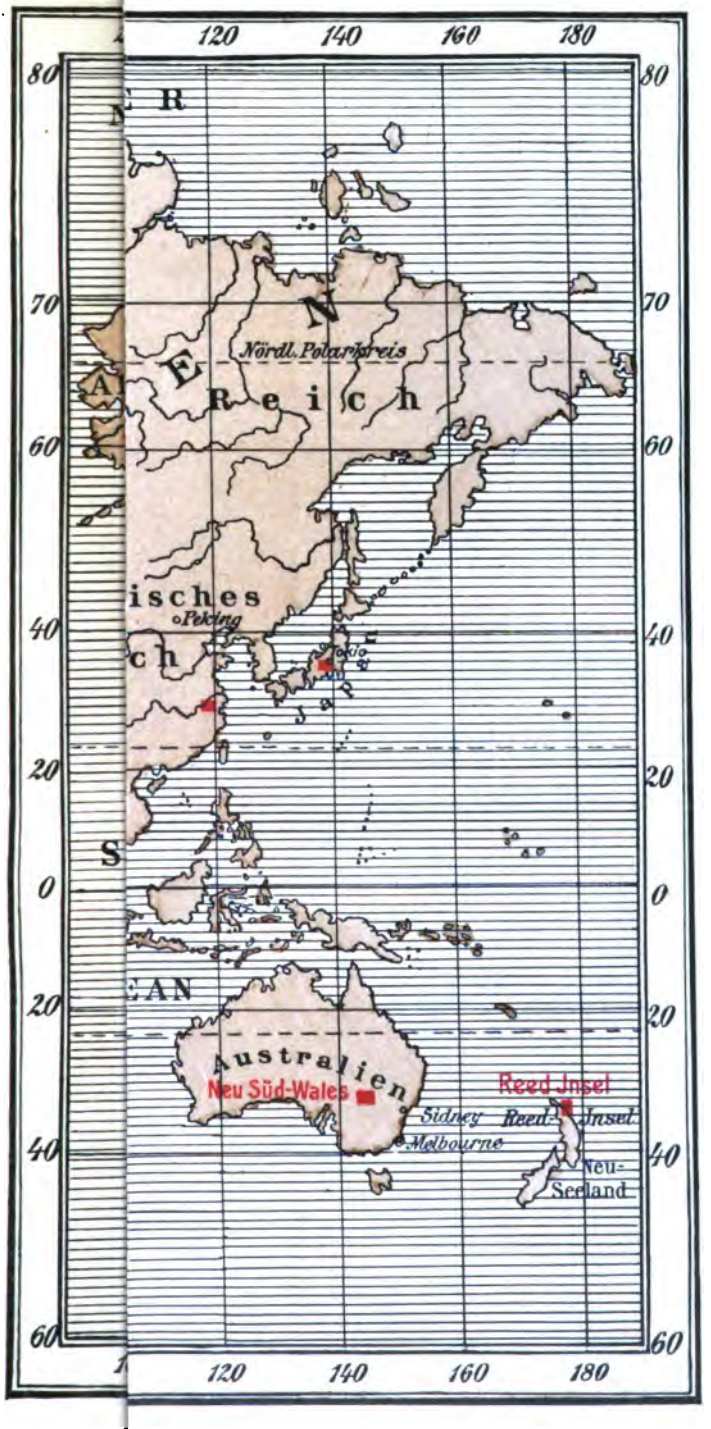
Ein Fall ist mir bekannt, wo der Jäger durch den Gebrauch eines zu kleinen Kalibers sein Leben lassen mußte. Es war ein junger englischer Offizier, den ich in Indien traf, und der seinen jährlichen Urlaub damit zubrachte, Tiger zu Fuß zu jagen, und zwar auf der Birsche, begleitet von einem Indier, und er bediente sich ausschließlich des englischen Infanteriegewehrs, das dem deutschen ungefähr entspricht. Er hatte schon viele Tiger mit der Büchse zur Strecke gebracht und wollte auf den Rat erfahrener Jäger, sich eines größeren Kalibers zu bedienen, nicht hören. So kam der Tag, da er aus nächster Nähe auf einen Tiger schoß, das Tier ihn annahm und ihm verschiedene Bisse beibrachte. Als der Tiger sich dann entfernte, ergriff der Jäger von neuem seine Büchse und traf das Tier zum zweiten Male. Der Tiger kehrte um, zerriß seinen Gegner und sank dann selbst tot über seinem Opfer zusammen. Auf dem Fell des Tieres fand ich die beiden Kugeln, beide in unmittelbarer Nähe des Herzens. Nie würde das Tier die Kraft gehabt haben, den kühnen Jäger zum zweiten Male anzugreifen, wären die Schüsse aus einem größeren Kaliber abgegeben worden.

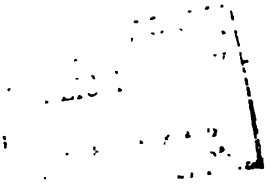
Die Mauser und Manlicher sind unzweifelhaft vorzügliche Büchsen und haben hervorragende Resultate geliefert bei der Jagd auf wilde Tiere. Ich glaube aber, der Jäger wird schneller und sicherer zu seinem Resultate kommen, wenn er mehr Blei verwendet, wie diese Büchsen schießen.

Obgleich die Wahl der Büchse bei der Jagd ein wichtiges und nicht zu unterschätzendes Moment bildet, so ist weit wichtiger noch

die Beschaffenheit des Mannes, der dahintersteht. Ruhe, schnelle Auffassung der Situation, großes Selbstvertrauen, gründliche Kenntnis des Seelenlebens der Tiere, das sind die Eigenschaften, mit denen der Jäger vor allen Dingen ausgerüstet sein sollte, und solche, die an der allgemein verbreiteten Krankheit, dem Jagdfieber, leiden, sollten lieber das schwere Wild in Frieden lassen. Sind aber diese Bedingungen alle erfüllt, geht der Jäger besonnen zu Werke, und sucht er überall da, wo es angeht, die ihm drohenden Gefahren zu verringern, dann wird er jahrelang die unbeschreiblich großen Reize der Jagd auf wilde Tiere genießen dürfen.

Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.
Altenburg (S.-A.).


120
140
160
180
80
70
60
40
20
0
20
40
60
Nördl. Polarkreis
Reich
isches
Peking
Tokio
Australien
Neu Süd-Wales
Sidney
Melbourne
Reed Insel
Reed-Insel
Neu-Seeland



Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Die Kunst des Schießens mit der Schrotflinte.

Winke und Erfahrungen aus Theorie und Praxis für Jäger zur Verbesserung ihrer Schießresultate nebst systematischem Lehrgang für das Schießen.

Von

Bernhard Deinert,

Hauptmann in der 4. Ingenieur-Inspektion.

Zweite, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 40 Textabbildungen. Gebunden, Preis 3 M. 50 Pf.

Das Buch hatte bei seinem ersten Erscheinen einen ganz seltenen Erfolg und ist heute wohl das beliebteste, populärste Werk über diesen Gegenstand. Die zweite Auflage wurde einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen, ist stark vermehrt und allenthalben im Einverständnis mit der Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen in Halensee.

Die Kunst des Schießens mit der Büchse.

Von

Robert Wild-Queisner.

Mit 40 Textabbildungen und 6 Tafeln. Gebunden, Preis 3 M. 50 Pf.

Es gibt heute eine ganze Menge von jungen Jägern, die sich gern im Schiefsen mit der Büchse vervollkommnen möchten; es fehlt ihnen aber an der richtigen Anleitung.

Der alte erfahrene Weidmann hingegen befindet sich oft noch über viele theoretische und ballistische Einzelheiten im unklaren und möchte sich gern darüber unterrichten, damit er die Leistungen moderner kleinkalibriger Büchsen beurteilen kann.

Allen diesen soll das vorliegende Buch ein Hilfsmittel sein; eine sachgemäfse Auskunft, ein praktischer Wink helfen ja oft auf den rechten Weg.

Das Gehörn und die Entstehung monströser Formen.

Ein Handbuch für Jäger und Naturforscher

von

Karl Brandt.

Mit 118 Textabbildungen. Gebunden, Preis 7 M. 50 Pf.

Ein gemeinverständlich geschriebenes Buch, das auf wissenschaftlicher Grundlage das Rehgehörn und die Entstehungsursachen der Monstrositäten behandelt und infolge billigen Preises jedem zugänglich ist, fehlte lange in der Jagdliteratur. Die deutsche Jägerwelt wird es dem Verfasser daher Dank wissen, dafs er seine eingehenden Studien über den Gegenstand in diesem Werke niedergelegt hat. Die Kritik hat dem Werke einstimmig den gröfsten Beifall gezollt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Jagden in amerikanischer Wildnis.

Eine Schilderung des Wildes der Vereinigten Staaten und seiner Jagd.

Von

Theodore Roosevelt,

Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Mit einem Bildnis des Verfassers, 24 Tafeln und Textabbildungen.

Gebunden, Preis 11 Mark.

Eine Reihe von Jahren hindurch verbrachte der Verfasser einen großen Teil seiner Zeit in der Wildnis oder an den Grenzen urbar gemachter Landstriche — wenn „urbar“ überhaupt der richtige Ausdruck für die weiten, dünnbevölkerten Gegenden ist, in denen die Viehzucht die einzige regelrechte Beschäftigung bildet. Während dieser Zeit jagte er viel in den Bergen und in den Prärien, teils zum Zeitvertreib, teils um Häute, Wildbret und Kleidung zum Gebrauch der Farm zu beschaffen, und hatte das Glück, all die verschiedenen Arten des Hochwildes zu erlegen, die man als eigentümlich für die gemäßigte Zone Nord-Amerikas bezeichnen kann.

Die Schilderung dieser Jagdstreifzüge liegt hier in deutschem Gewande vor, und es ist ungemein anziehend, die Persönlichkeit des Präsidenten Roosevelt aus diesem Werke näher kennen zu lernen, das einen tiefen Einblick in sein innerstes Wesen gewährt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Die Hohe Jagd.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit 128 Kunstdrucktafeln und 215 Textabbildungen nach Zeichnungen von Karl Wagner, Otto Vollrath, Ernst Otto, Ewald Arndt u. a.

In Prachtband gebunden, Preis 20 Mark.

Die zweite Auflage wurde von den ersten Jagdschriftstellern und Kennern des Wildes vollständig neubearbeitet und ist unter ihren Händen ein ganz anderes, neues Werk geworden, was sich äufserlich schon durch das Anwachsen des Umfangs von 500 auf nahezu 800 Seiten ausspricht. Die Lebendigkeit der Darstellung und Hand in Hand mit ihr die auf höchster künstlerischer Stufe stehende, wahrhaft vollendete Illustrierung des Werkes machen es zum würdigen Gegenstück von

Diezels Niederjagd.

Neunte (Original-)Auflage.

Herausgegeben von

Gustav Freiherr von Nordenflycht,
Königlich preufsischer Forstmeister zu Lödderitz.

Prachtausgabe.

Mit 16 farbigen Jagdhundbildern von H. Sperling, 24 Kunstdrucktafeln und 253 Textabbildungen.

In Prachtband gebunden, Preis 20 Mark.

Diezels klassisches Meisterwerk des praktischen Jagdbetriebes, von berufenster Hand dem neuesten Stande jagdlichen Wissens und Könnens angepafst, ist der Lehrmeister ganzer Generationen gewesen und wird es auch für die kommende Generation bleiben. An lebenswahrer Darstellung, an Schönheit und Reichtum der Illustrierung steht es im Verein mit der neuen Auflage der „Hohen Jagd“ unerreicht da.

„Diezels Niederjagd“ (Pareysche Original-Ausgabe) und ihr ergänzendes Gegenstück „Die Hohe Jagd“ gehören zusammen in den Besitz jedes echten Weidmannes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Illustrierte Jagdzeitung.

XI. Jahrgang.

Erscheint jeden Freitag. Jährlich 24 Kunstbeilagen.

Durch jedes Postamt bezogen, Preis vierteljährlich 2 M.

Bei Kreuzband-Bezug vierteljährlich:
In Deutschland und Österreich-Ungarn 2 M. 75 Pf., im Weltpostverein 3 M. 50 Pf.

Anzeigen 40 Pf., für die letzte Umschlagseite 50 Pf., die Einheitszeile oder deren Raum. Hundemarkt und Deckanzeigen 25 Pf. Gebühren für Beilagen nach Übereinkommen.

„Wild und Hund" ist der Pflege und Förderung der weidgerechten Jagdausübung gewidmet und bringt Abhandlungen aus dem Gebiete der Hege und Pflege des Wildes, Beschreibung von Jagdausflügen deutscher Jäger in fremden Ländern, sowie Berichte über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schiefstechnik, aufserdem spannende Erzählungen aus dem Jäger- und Wildererleben, Sport-Novellen, Jagdgedichte usw.

Unter **„Aus Wald und Feld"** erscheinen kleine jagdliche und naturwissenschaftliche Schilderungen und Beobachtungen, Berichte über Wildstandverhältnisse, Jagdresultate, Wilddiebsgeschichten.

„Lustige Birsch" bringt heitere Erzählungen und Schwänke aus dem Jägerleben, Rätsel und Scherzfragen.

Über **Aufzucht und Pflege der Hunde** erscheinen Aufsätze erster Autoritäten der Wissenschaft und bekannter Züchter.

Die Dressur und Führung der Jagdhunde behandeln praktische Jäger. Über Prüfungssuchen für Jagdhunde, Preisschliefen, Ausstellungen usw. wird eingehend berichtet.

Hundekrankheiten betreffende Fragen werden von erprobten Fachmännern erörtert.

Auf weidmännisch korrekte und **künstlerisch vollendete Abbildungen, farbige Beilagen** usw. ist besonderer Wert gelegt, und man darf behaupten, dafs „Wild und Hund" in dieser Hinsicht **von keiner anderen Jagdzeitung auch nur annähernd erreicht wird.**

In der deutschen Jägerwelt ist wohl nur eine Stimme darüber, daß „Wild und Hund" die gediegenste, reichhaltigste, unterhaltendste und bestillustrierte Jagdzeitung ist.

Probenummern mit Kunstbeilage umsonst und postfrei.

OCT 30 1928